This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

~~LL 127.~~
~~256 a 27~~

DOMINUS ILLUMINATIO MEA

Taylor Institution.

Vet. Ger. III B. 836

Sagenbuch

der

Bayerischen Lande.

Sagenbuch

der

Bayeriſchen Lande.

Aus dem Munde des Volkes, der Chronik und der Dichter herausgegeben

von

A. Schöppner.

Zweiter Band.

München, 1852.
Verlag der Matth. Rieger'ſchen Buchhandlung.

Vorwort.

Die mir bekannt gewordenen Anzeigen und Beurteilungen des Sagenbuches (Beil. z. Allg. Zeit. v. 3. Nov. 1851 Nr. 307; Correſp. v. u. f. Deutſchland Nr. 282. 1851; N. Münchner Zeit. 1851 Nr. 239; Münchner Unterhaltungsblatt Nr. 48. v. 1851; Pfälzer Zeitung v. 8. Okt. 1851; W. Menzels Literaturblatt 1852 Nr. 11; Frankfurter Converſationsblatt Nr. 27 v. 31. Jan. 1852; Didaskalia 1852 Nr. 130; Kölniſche Zeitung 1852 Nr. 4; Literaturblatt zu Weſtermayer's Volksfreund Sept. 1851; Augsb. Abendzeit. Nr. 302 v. 29. Okt. 1851; Würzb. Stadt- u. Landbote Nr. 225 v. 20. Sept. 1851; Zarncke's Lit. Centralblatt 1852 Nr. 4; Augsb. Poſtz. 1851 Nr. 291; Hamburger Liter. u. Krit. Blätter 1852 Nr. 4; Neueſte Nachr. 1851 Nr. 257; Bayr. Landbote 1851 Nr. 258; Bayr. Eilbote 1852 Nr. 25; Würzb. Abendblatt 1851 Nr. 237; Augsburger Anzeigblatt 1851 Nr. 279; Münchberger Wochenblatt 1851 Nr. 27; München. Tagblatt 1852 Nr. 10; Tagblatt der Stadt Nürnberg 1852 Nr. 8; Sion, Literaturblatt 1852 Nr. 12.) haben ſich in der Mehrzahl anerkennend und ermunternd ausgeſprochen; einige in redlicher und dankenswerther Abſicht Mangelhaftes oder Irriges angedeutet; nur eine einzige Stimme hat ihrem ſchlecht verholenen Ingrimm über unerwartete Concurrenz Luft gemacht.

Ich werde zum Theil durch dieſe öffentlichen, zum Theil durch private Aeußerungen zu einigen Bemerkungen veranlaßt.

1) Die Anordnung hat mißfallen. Man wollte die Sagen jeder Provinz und jedes Ortes vereinigt ſehen. Das war aber unmöglich bei einer Sammlung, welche vorausſehen ließ, daß nach ihrem Beginne ſofort neue Beiträge einlaufen würden. Kaum waren die erſten Hefte veröffentlicht, ſo kamen mir aus allen Theilen des Landes unverhoffte Mitteilungen zu. Dennoch wird dem Wunſche nach topographiſcher Vereinigung und Ueberſicht der Sagen durch das verſprochene Regiſter vollkommen willfahret werden.

2) Eine Stimme (Zarncke) hat es bedenklich gefunden, „daß die mehr zufälligen als natürlichen Grenzen eines Staates wie Bayern" berückſichtigt worden. Geſetzt aber dieſe Grenzen wären nicht berückſichtigt worden, ſo entſteht die Frage, welche Schranken dann überhaupt geboten waren? Hätte doch der verehrte Recenſent darüber Andeutungen gegeben. Derſelbige Mann hat es auch mißfällig bemerkt, daß mythiſche und geſchichtliche Sagen nebeneinander (wie bei Grimm u. A.), poetiſche neben chronikaliſchen ſtehen. Gerade dieſe Einrichtung bezeichnet ein anderer Beurteiler, Wolfgang Menzel, als einen Vorzug der Sammlung, wodurch ſie zu einem angenehmen Leſebuch für das Volk geworden ſei. Was man indeſſen von der Wahrheitsliebe unſers norddeutſchelnden Recenſenten zu halten habe, verräth die hämiſche Bemerkung: „Daß die Grenzen des bayeriſchen Staates innegehalten wurden, ſcheint theils im „bayeriſchen Patriotismus" zu liegen, der einem ſo angelegten Werke Abſatz verſprach, theils in der dem Herausgeber deshalb (!) von Oben herab gewährten Muße."

3) Wie aber auf einer Seite der Leſebuchscharakter, insbeſondere der poetiſche Theil der Sammlung, beanſtandet worden, ſo hat ſich anderer Seits das Beſtehen der Anſicht

erkennen lassen, welche die Sage nur als Beitrag zur Unterhaltungslectüre werth schätzt. Ich empfehle zur Berichtigung dieser Ansicht einen Blick in Jakob Grimm's deutsche Mythologie 2. Ausgabe, Göttingen 1844.

4) Mancherlei während des Druckes eingegangene Berichtigungen, Zusätze, Varianten werden füglicher am Schlusse der ganzen Sammlung, als am Schlusse der einzelnen Hefte oder Bände nachgetragen.

Die Namen der Mitteiler von Sagen waren im I. Bande unmittelbar vor den einzelnen Beiträgen verzeichnet. Da jedoch viele Sagen von schlichten Leuten aus dem Volke ohne Nennung ihrer Namen mitgetheilt wurden, so habe ich der Gleichmäßigkeit willen alle nicht poetisch behandelten oder nicht aus historischen Quellen, sondern aus mündlicher Ueberlieferung geschöpften Sagen mit dem einfachen Zusatze: mündlich, bezeichnet, wogegen ich Namen und Beiträge der mir bekannten Mitteiler nachstehend bekannt gebe. Ich verdanke solche Beiträge für den vorliegenden II. Band den Herren: Hans Weininger in Regensburg (Nr. 490, 491, 881); A. Böhaimb in Hütting bei Neuburg a. d. Donau (Nr. 492, 502, 849, 852, 882); J. B. Tafrathshofer in Regensburg (Nr. 497, 499, 546, 547, 550, 551); J. Klämpfl in Kirchweidach bei Burghausen (Nr. 516, 517, 529); Adalbert Müller in Regensburg (Nr. 563); Strauch in Neumarkt (Nr. 573); L. Zapf in Münchberg (Nr. 612, 621); K. Ulmer in Hersbruck (Nr. 625, 628—631); Söllner in Aub (Nr. 657—659, 661, 662, 664); J. Ruttor in Würzburg (Nr. 666, 670, 671, 685—690, 692—708, 713—723, 726—735, 737, 746—751, 753, 767); J. B. Goßmann in München (Nr. 770—777); Blaul in Frankenthal (Nr. 795, 796, 798—800, 811—813, 815—825, 829); L. Mittermaier in Lauingen (Nr. 861, 862); F. Schmidt in Memmingen (Nr. 876, 877, 878, 879); J. Dellinger in Weßling (Nr. 886—906). Außerdem verdanke ich mannigfache Beiträge, Aufschlüsse, Anregungen und Ergänzungen den Herren F. Beck, Darenberger, J. Hub, F. v. Kobell, Th. Körner, A. Pangkofer, M. F. v. Perfall, F. Graf v. Pocci, L. Schandein, Th. Wiedemann in München; F. Aulenbach in Blieskastel; Chr. Böhmer in Kirchheimbolanden; A. v. Böhnen, J. Braun, K. Clesca, F. Heilmayr, Platzer in Neuburg; J. Ettinger in Nürnberg; M. Prager in Abensberg; F. Englert, Freiholz, Ph. Scherl, Ph. Will in Würzburg; Buchert in Bamberg; A. Kaufmann in Schloß Heubach; Ph. Zapf in Bernstein bei Wunsiedel; H. Zapf in Rumbach K. Dahn u. A.

Den Genannten erstatte ich hiemit öffentlichen Dank für ihre thätige Theilnahme an einem Werke, das nur durch Zusammenwirken der Wissenden zu Stande gebracht werden konnte. Ganz besondere Erwähnung bin ich noch der Mitwirkung des Herrn J. Ruttor schuldig, welcher seine ansehnliche Sammlung treu aus dem Volksmunde geschöpfter und einfach erzählter fränkischer Sagen auf die uneigennützigste Weise zur Verfügung stellte *).

Hiemit scheide ich von meinen verehrten Mitarbeitern und Lesern bis zur Vollendung des dritten und letzten Bandes der Sammlung, welcher sich bereits unter der Presse befindet.

München, im August 1852. **Der Herausgeber.**

*) Dem Vernehmen nach gedenkt derselbe mit nächstem eine Sammlung poetisch bearbeiteter Sagen Frankens zu veranstalten. Dasselbe sollen die Herren Schad und Kaufmann beabsichtigen. Möchte eine Zersplitterung der Kräfte verhütet werden!

Sagenbuch

der

Bayerischen Lande.

474.

Hohenſchwangau.

J. Fr. v. Hormayr Taſchenb. 1836. S. 184 ff.

Wem iſt die Burg doch eigen, die nah am Lech ſich hebt?
Wo ſich die Marken ſcheiden? Ei wie ſo ſtolz ſie ſtrebt!
Auf Bayerns Boden fußt ſie und blickt ſo frei hinein
In's ſchöne üpp'ge Schwabenland und in's Tyroler Geſtein.

Das iſt 'ne Burg der Ehren, ein rechter Lug'ins Land,
Da ward die Minneharfe gerührt von Kaiſerhand,
Noch wehen die alten Lieder um's Schloß bei Mitternacht,
Und ſäuſeln bis zum Untersberg: ob Stauf noch nicht erwacht?

Wo ſich die Marken ſcheiden, da ſteht das alte Schloß;
Von dreien Heldenſtämmen trug es gar manchen Sproß.
Dreiäſtig ſchlingt der Epheu ſich um den Thurm dort hin;
Den Welfen und den Staufen, den Schyren gilt dies Grün.

Von den Juliſchen Alpen, wo Lech und Inn einander am nächſten ſind, an dem Bodenſee und hinauf an der Iller und Schuſſen, zeigt ſich die Wiege, der Sitz, und die Gräber der Welfen. In dem Völkerbunde, der bald nach Etzels gähem Tode das linke Donauufer einnahm, abenteuerten die Schyren, Heruler, Rugier und Turcilingen mit Odoaker nach Italien und ſtießen den Knaben Auguſtulus vom Thron. Später zogen die Stämme der Heruler unter großen Unfällen wieder bis an die Oſtſee hinauf. Es wurden die Schyren von den Gothen faſt vertilgt und jene Geſchlechter erhalten, die als die erſten und edelſten den Namen des Volkes ſelber trugen. Ethiko und Welf gehörten zu dieſen Vordermännern der Schyren, Ethiko und Welf hießen nach Jahrhunderten noch die Helden dieſes Stammes. Als das Reich der Merovinger verfaulte, und die Majordome, ſich Macht erringend, die Alemannen, Thüringer,

Bajuvaren unterwarfen, saß Graf Welf zu Altorf bei Ravensburg im schwäbischen Allgäu, frei und herrlich auf freiem und herrlichem Erbe. Vom ersten in dunkler Sage schwebenden Welf werden insgemein zwölf, von den allemannischen Kammerboten Warin und Ruodhard und von Isembart, welchem die Sage zwölf Söhne auf einmal giebt, drei und zwei Geschlechtsfolgen gezählt. Lauter klingt dann Geschichte und Sage von Judith, der Tochter Welfs und Ludwigs des Frommen zweiter Gemahlin.

Ein Zweig jenes uralten Stammes der Schyren hatte sich frühzeitig abgesondert und an der Isar und Ilm erhalten. Arnulf, des Schyren Luitpold Enkel, baute die Burg, welche nach dem uralten Geschlechtsnamen Schyren (Scheyern) genannt ward.

Welfen und Schyren umgiebt ein unübertroffener Alterthumsglanz. Ueber beide erhob sich auf einmal ein drittes Haus, nicht auf Altersruhm, sondern auf persönliche Größe gegründet: die Hohenstaufen. An die Verbindungen und Entzweiungen der Welfen und Staufen knüpft sich ein Kranz der erhabensten germanischen Erinnerungen. Und eine stille, heitre Burg am Fuße der Alpen läßt all die großen Heldengeister im Spiegel der Geschichte und Sage an uns vorüberschweben. Welfen, Staufen und Schyren haben hier gehaust und gewaltet.

475.

Heinrich mit dem goldenen Wagen.

Von Karl Gödecke. — Annal. Saxo p. 660. Ludewig reliq. VIII., 150 u. A. bei Grimm d. S. II., 518. Falkenstein bayer. Gesch. II., 148. Zschokke I., 164.

1.

„Frei bin ich, was ich hab', ist mein,
Von Keinem trag ich Lehn,
Und Keiner soll den freien Mann
Den Nacken beugen seh'n.

Mich ruft der Kaiser nicht zum Krieg
Von diesem freien Grund,
Und wenn ich streite, schlag' ich mich
Für meine Freiheit wund.

Nicht um der Erde ganzes Gold
Laß ich den Schatz von mir.
Frei bleib', o Sohn, dem Vater treu,
Nur du gebiete dir!

Aufwiegt der Erde Gold mir nicht
Dies einz'ge große Gut,
Für meine Freiheit bin ich stark,
Verspritz' ich kühn mein Blut.

Und wenn ich ſterbe, lieg' ich einſt
Im ſtillen, freien Grab;
Die freien Eichen ſtreu'n darauf
Ihr grünes Laub herab."

2.

„O Schmach! der Sohn hat ſich entehrt!
Nicht ruhig kann ich's ſeh'n,
Er tauſcht die Freiheit mit dem Joch,
Er wirbt um Kaiſerlehn.

Mag Knecht er ſein! Ich bleibe frei
Und ſuche mir das Grab,
Und wer mich liebt, der ſteigt mit mir
Zum dunkeln Berg hinab.

Da klafft der tiefe Bergesſpalt
Vor unſerm Fuß! Wohlan!
O zaudert nicht! o ſchaudert nicht!
Ich ſchreite kühn voran." —

So ſprach der edle Etticho
Den zwölf Gefährten ſein;
Mit Zürnen ſchritt er in den Berg,
Sie ſchritten hinterdrein.

Da ſchlug der Berg mit Krachen zu,
Verſchlingend ſeinen Raub;
Der Boden ſchüttert; Eichen ſtreu'n
Herab ihr grünes Laub.

3.

Der Kaiſer ſitzt im hohen Saal,
Das fromme Heldenbild;
Sein edles Angeſicht voll Mut,
Sein Auge klar und mild.

Die ſchönſte Judith, Etticho's,
Des Zorn'gen, Töchterlein,
Des frommen Ludwig Ehgemahl,
Führt ihren Bruder ein.

Sie führt ihn vor des Kaiſers Thron,
Da neigt er ſich und ſpricht:
„Nimm, Herr, den treuſten Diener auf
In deine Lehenspflicht.

So viel mit gold'nem Wagen ich,
Dieweil du ſchlummerſt, kann
Umfahren, gib zu Lehen mir,
Dem treuſten Lehensmann."

Der Kaiſer lacht und denkt dabei
Wohl iſt er reich, doch nicht
So reich, daß er vollbringen kann,
Wovon er prunkend ſpricht.

Dann ſpricht er laut: „Wie du geſucht,
So mag es wohl geſcheh'n,
Was du mit gold'nem Wagen umfährſt
Gehöre dir zu Lehn."

4.

Der Kaiſer ſchläft im hohen Saal
Zur heißen Mittagszeit;
Der edle Heinrich fährt indeß
Durch Oberbayern weit.

Beflügelnd ſeinen Wagen zieh'n
Die Roſſe mit feurigem Mut;
Ein kleiner Wagen von eitlem Gold
In ſeinem Schooße ruht.

Und wenn der Renner Kraft erlahmt,
Sind and're frisch zur Hand;
Sie führen den edlen Heinrich weit
Durch's schöne Oberland.

Sie führen ihn im Flug vom Lech,
Bis wo die Amper fließt,
Bis wo die Ilm den frischen Quell
In's blüh'nde Thal ergießt.

Da stieg zuletzt ein steiler Berg
Kahl, sonnenheiß empor,
Daß Heinrich, ihn beschauend, fast
Den frischen Mut verlor.

Da spannt er rasch ein Mutterpferd
Dem leichten Wagen vor,
Er schwingt die Geißel, treibt das Roß
Vom Thal zum Berg empor.

Vergebens! wie die Mähre sich
Mit allen Kräften müht,
Der Wagen rollt zurück in's Thal;
Die Sonne drückender glüht.

„Nun soll in Ravensburg kein Herr,
Als nur in höchster Noth,
Ein Mutterpferd gebrauchen je,
Sonst treff' ihn jäher Tod!"

Der Edle lenkt im Zorn zurück
Den Wagen zum Palast:
Wo Kaiser Ludwig grad' erwacht
Von sanfter Mittagsrast.

Der ruft dem Schwäher lachend zu:
„O weh! verrathen ist,
Wer solchem Schalke sich vertraut
Und seiner argen List.

Behalte, was du hier gewannst
Mit deinem list'gen Brauch;
Und was ein Mann versprochen hat,
Erfüllt und hält er auch."

476.

Heinrich mit dem goldenen Pfluge.

Grimm d. S. II., 239 nach Reineccii expositiones geminae de Welforum prosapia. Francof. 1851 p. 22.

Etticho der Welf liebte die Freiheit dergestalt, daß er Heinrich, seinem Sohne, heftig abrieth, er möchte kein Land vom Kaiser zu Lehen tragen. Heinrich aber, durch Zuthun seiner Schwester Judith, die Ludwig dem Frommen die Hand gegeben hatte, that sich in des Kaisers Schutz und Dienst, und erwarb von ihm die Zusage: daß ihm so viel Landes geschenkt sein solle, als er mit seinem Pfluge zur Mittagszeit umgehen könne. Heinrich ließ darauf einen goldenen Pflug schmieden, den er unter seinem Kleide barg; und zur Mittagszeit, da der Kaiser Schlaf hielt, fing er an, das Land zu umziehen. Er hatte auch an verschiedenen Orten

Pferde bereit ſtehen, wenn ſie ermüdeten, gleich umzuwechſeln. Endlich, wie er eben einen Berg überreiten wollte, kam er an ein böſes Mutterpferd, das gar nicht zu bezwingen war, ſo daß er es nicht beſteigen konnte. Daher der Berg davon Mährenberg heißt, bis auf den heutigen Tag; und die Ravensburger Herren das Recht behaupten, daß ſie nicht genöthiget werden können, Stuten zu beſteigen. Mittlerweile war der Kaiſer aufgewacht, und Heinrich mußte einhalten. Er ging mit ſeinem Pfluge an Hof, und erinnerte Ludwig an das gegebene Wort. Dieſer hielt es auch; wiewohl es ihm leid that, daß er ſo beliſtet, und um ein großes Land gebracht worden. Seitdem führte Heinrich den Namen eines Herrn von Ravensburg; denn Ravensburg lag mit im umpflügten Gebiet: da ſeine Vorfahren bloß Herren von Altorf geheißen hatten.

Als aber Etticho hörte, daß ſich ſein Sohn hatte belehnen laſſen, machte er ſich traurig auf aus Bayern, zog mit zwölfen ſeiner treueſten Diener auf das Gebirg, ließ alle Zugänge ſperren, und blieb da bis an ſein Lebensende. Späterhin ließ einer ſeiner Nachfahren, um Gewißheit dieſer Sage zu erlangen, die Gräber auf dem Gebirg ſuchen und die Todtenbeine ausgraben. Da er nun die Wahrheit völlig daran erkannt hatte, ließ er an dem Ort eine Kapelle bauen, und ſie da zuſammen beſtatten.

477.

Urſprung der Welfen.

Crusius Schwäb. Chronik. I., 286. Brusch chronol. p. 509. Bucelin. Germ. stemmatogr. II., 363. Falkenstein antiqq. Nordg. III., 60. Ertl relatt. p. 261. Hueber Unſterbl. Gedächtniß ꝛc. Ingolſtadt 1670 S. 204. Grimm d. S. II., 233. Schmeller bayer. Wörterbuch IV., 66. A. Schott in Allgem. Zeitſchrift f. Geſch. von W. A. Schmidt 1846. II., 320. M. v. Freyberg Neue Beiträge zur vaterl. Geſch. I., 42.

Warin war ein Graf zu Altorf und Ravensburg in Schwaben, ſein Sohn hieß Iſenbart und Irmentrut deſſen Gemahlin. Es geſchah, daß ein armes Weib unweit Altorf drei Kindlein auf einmal zur Welt brachte; als das Irmentrut die Gräfin hörte, rief ſie aus: „Es iſt unmöglich, daß dies Weib drei Kinder von einem Mann haben könne, ohne Ehebruch.“ Dieſes redete ſie öffentlich vor Graf Iſenbart ihrem Herrn und allem Hofgeſinde. „Und dieſe Ehebrecherin verdiene nichts anders, als in einen Sack geſteckt und ertränkt zu werden.“

Das nächste Jahr wurde die Gräfin selbst schwanger, und gebar, als der Graf eben ausgezogen war, zwölf Kindlein, eitel Knaben. Zitternd und zagend, daß man sie nun gewiß, ihren eigenen Reden nach, Ehebruchs zeihen würde, befahl sie der Kellnerin, die andern elfe (denn das zwölfte behielt sie) in den nächsten Bach zu tragen, und zu ersäufen. Indem nun die Alte diese elf unschuldigen Knäblein in ein großes Becken gefaßt, in den vorbeifließenden Bach, die Scherz genannt, tragen wollte: schickte es Gott, daß der Isenbart selber heim kam, und die Alte frug, was sie da trüge? Welche antwortete: es wären Welfe oder junge Hündlein. Laß schauen — sprach der Graf — ob mir einige zur Zucht gefallen, die ich zu meiner Nothdurft hernach gebrauchen will. Ei, ihr habt Hunde genug — sagte die Alte und weigerte sich — ihr möchtet ein Grauen nehmen, sähet ihr einen solchen Wust und Unlust von Hunden. Allein der Graf ließ nicht ab, und zwang sie hart, die Kinder zu blößen und zu zeigen. Da er nun die elf Kindlein erblickte, wiewohl klein, doch von adlicher, schöner Gestalt und Art, fragte er heftig und geschwind: weß die Kinder wären. Und als die alte Frau bekannte, und ihn des ganzen Handels verständigte, „wie daß nämlich die Kindlein seinem Gemahl zustünden, auch aus was Ursach sie hätten umgebracht werden sollen," befahl der Graf, diese Welfen einem reichen Müller der Gegend zu bringen, welcher sie aufziehen sollte; und gebot der Alten ernstlich, daß sie wiederum zu ihrer Frau ohne Furcht und Scheu gehen, und nichts anders sagen sollte, als: ihr Befehl sei ausgerichtet und vollzogen worden.

Sechs Jahre hernach ließ der Graf die elf Knaben, adlich geputzt und geziert in sein Schloß, da itzo das Kloster Weingarten stehet, bringen, lud seine Freundschaft zu Gast, und machte sich fröhlich. Wie das Mahl schier vollendet war, hieß er aber die elf Kinder, alle roth gekleidet, einführen; und alle waren dem zwölften, das die Gräfin behalten hatte, an Farbe, Gliedern, Gestalt und Größe so gleich, daß man eigentlich sehen konnte, wie sie von einem Vater gezeugt, und unter einer Mutter Herzen gelegen wären.

Unterdessen stand der Graf auf, und frug feierlich seine gesammte Freundschaft: was doch ein Weib, die so herrlicher Knaben elfe umbringen wollen, für einen Tod verschulde? Machtlos und ohnmächtig sank die Gräfin bei diesen Worten hin; denn das Herz sagte ihr, daß ihr Fleisch und Blut zugegen waren; als sie wieder zu sich gebracht worden, fiel sie dem Grafen mit Weinen zu Füßen und flehte jämmerlich um Gnade.

Da nun alle Freunde Bitten für sie einlegten, so verzieh der Graf ihrer Einfalt und kindlichen Unschuld, aus der sie das Verbrechen begangen hatte. Gottlob, daß die Kinder am Leben sind.

Zum ewigen Gedächtniß der wunderbaren Geschichte begehrte und verordnete in seiner Freunde Gegenwart der Graf: daß seine Nachkommen sich fürder nicht mehr Grafen zu Altorf, sondern Welfen, und sein Stamm der Welfen Stamm heißen sollte. — Andere berichten des Namens Entstehung auf folgende verschiedene Art:

Der Vorfahre dieses Geschlechtes habe sich an des Kaisers Hof aufgehalten, als er von seiner eines Sohns entbundenen Gemahlin zurückgerufen wurde. Der Kaiser sagte scherzweise: was eilst du um eines Welfen willen, der dir geboren ist? Der Ritter antwortete: weil nun der Kaiser dem Kind den Namen gegeben, solle das gelten; und bat ihn, es zur Taufe zu halten, welches geschah.

478.

Der Schwanenritter.

Die vielverbreitete Sage, — deren Literatur Grimm d. S. II., 291 u. 305 — auch hier im Munde des Volkes.

Es war einmal eine fürstliche Jungfrau von hohem Gemüth und reinen Sitten, die stand eines Tages auf der Zinne der Burg und schaute weit in das Land hinaus. Da kam ein schneeweißer schöner Schwan auf dem See daher gezogen, der zog einen goldenen Nachen, darin ein wunderschöner, schlafender Jüngling saß. Als nun derselbe an's Land gestiegen war, grüßte er die holde Prinzessin mit freundlichen Worten, also daß sie ihn liebgewann und bat, er sollte sie schirmen gegen ihre Feinde. Sie hatte nämlich einen bösen Oheim, der klagte sie vor dem Kaiser unehrbaren Wandels an und behauptete, ihr Land sei an ihn verfallen. Der Kaiser aber befahl, daß ein Gotteskampf zwischen beiden entscheiden sollte. Zu dieser Zeit kam der Ritter mit dem Schwane gezogen, bot sich der schönen Fürstin zum Kämpfer an und erschlug den habgierigen Oheim im Zweikampf. Darauf wählte die holdselige Frau den Schwanenritter zu ihrem Herrn und Gemahl. Nur Eines erbat er sich von ihr: sie sollte ihn niemals fragen, wer und woher er gekommen sei, sonst sei

die Stunde ihres Glückes abgelaufen. Aber was die Frauen nicht wiſſen ſollen, das quält ſie am Meiſten, und ſo konnte es die Fürſtin nicht über ſich bringen, eines Tages ihren Gemahl um ſeine Abkunft zu befragen. Bei dieſen Worten verließ der Ritter die Frau und eilte dem See zu, wo der Schwan ſchon wieder bereit war und ihn im goldenen Nachen davontrug. Von dieſer Zeit iſt er nie wieder geſehen worden.

479.

Konradin.

Von Guſtav Schwab.

Kaum iſt der Frühling im Erwachen,
Es blüht der See, mit Strauch und Baum,
Es blüht ein Jüngling dort im Nachen,
Er wiegt ſich in der Wellen Schaum.

Wie eine Roſenknospe hüllet
Ein junges Purpurkleid ihn ein,
Und unter einer Krone quillet
Sein Haar von güldenerem Schein.

Es irret auf den blauen Wellen
Sein ſinnend Auge, wellenblau;
Der Leier, die er ſchlägt, entſchwellen
Geſänge von der ſchönſten Frau.

Des erſten Donners Stimmen hallen,
In Süden blitzt es blutig roth;
Er läßt ſein Lied nur lauter ſchallen,
Ihn kümmert nichts als Liebesnoth.

Und wenn er Minne ſich errungen,
So holt er ſich dazu den Ruhm,
Und herrſcht, vom Lorbeerkranz umſchlungen,
In ſeiner Väter Eigenthum.

Kind! wie du ſtehſt im ſchwanken Kahne,
So rufet dich ein ſchwanker Thron;
Vertrau dem Schatten nicht, dem Ahne,
Verlaſſner, armer Königsſohn!

Du biſt ſo ſtolz und unerſchrocken,
Du ſinkeſt, eh du es geglaubt,
Es ſitzt die Kron' auf deinen Locken,
Als träumte nur davon dein Haupt! —

Er höret keine Warnungsſtimme,
Schwimmt ſingend auf dem Abgrund hin,
Was weiß er von des Sturmes Grimme?
Nach Lieb' und Leben ſteht ſein Sinn.

So gieb ihm Leben, gieb ihm Liebe,
Du wonnevolles Schwabenland,
Verdopple deine Blüthentriebe,
Knüpf' ihm der Minne ſel'ges Band!

Es hat zu leben kurz der Knabe,
Hauch' ihm entgegen Lebensluft,
Durchwürze jede kleine Gabe
Mit ew'ger Jugend Blüthenduft!

Mach ihm den Augenblick zu Jahren,
Den er an dieſen Ufern lebt,
Daß er mit ungebleichten Haaren
An Freude ſatt gen Himmel ſchwebt!

Was iſt's? Er läßt die Leier fallen,
Er ſpringt an's Ufer, greift zum Schwert,
O ſeht ihn über Alpen wallen
Mit treuen Männern hoch zu Pferd!

Der Luſt, der Liebe Lieder ſchweigen,
Er glüht von edlerem Gelüſt;
Er will der Väter Thron beſteigen —
Und wandelt auf das Blutgerüſt.

Was willſt du mit der Blumen Kranze,
Du grünes, ſeebeſpültes Land?
Was willſt du, Luft, mit blauem Glanze?
Was willſt du, leerer Kahn, am Strand?

Ihr ſchmücket euch zu ſeiner Wonne,
Hin iſt er ohne Wiederkehr!
Wirf einen Schleier um, o Sonne!
Der letzte Staufen iſt nicht mehr.

480.

Luthers Ritt nach Hohenſchwangau.

v. Hormayr, goldene Chronik von Hohenſchwangau S. 178.

Als Luther mit Langenmantel zur Nachtszeit Augsburg verlaſſen, ritten ſie acht große Meilen weit in Einem fort, das Lechfeld hinauf dem blauen Hochgebirg zu. Eine kurze Weile, ſo weiß alte Volksſage, ſollen die Leibwächter des päpſtlichen Legaten den Flüchtling verfolgt haben, aber ihm ſchon ganz nahe, erſchreckt umgekehrt ſein, da ſie Luther und den Langenmantel auf gluthſchnaubenden und die dunkle Oktobernacht erhellenden Feuerroſſen mit Windeseile vor ſich herbrauſen ſahen. Die erſte Raſt ſoll der Langenmantel dem Luther erſt auf Hohenſchwangau bei dem ihm günſtigen Freybergen und Schwangauern vergönnt, ihn aber gleich wieder von dort auf des Freybergs Hauptſchloß Hohenaſchau weiter geführt haben.

481.

Schatz auf Hohenſchwangau.

Fr. Panzer S. 28.

In den Tiefen der alten Burg Hohenſchwangau liegt ein Schatz verborgen, welcher zuweilen aufwärts ſteigt: dann zeigt ſich auf dem Platze der Regenbogen. Oft ſteht die Burg im glänzenden Sonnenlichte, dann ſagt man: der Schatz ſonnt ſich.

die Stunde ihres Glückes abgelaufen. Aber was die Frauen nicht wiſſen ſollen, das quält ſie am Meiſten, und ſo konnte es die Fürſtin nicht über ſich bringen, eines Tages ihren Gemahl um ſeine Abkunft zu befragen. Bei dieſen Worten verließ der Ritter die Frau und eilte dem See zu, wo der Schwan ſchon wieder bereit war und ihn im goldenen Nachen davontrug. Von dieſer Zeit iſt er nie wieder geſehen worden.

479.

Konradin.

Von Guſtav Schwab.

Kaum iſt der Frühling im Erwachen,
Es blüht der See, mit Strauch und Baum,
Es blüht ein Jüngling dort im Nachen,
Er wiegt ſich in der Wellen Schaum.

Wie eine Roſenknospe hüllet
Ein junges Purpurkleid ihn ein,
Und unter einer Krone quillet
Sein Haar von güldenerem Schein.

Es irret auf den blauen Wellen
Sein ſinnend Auge, wellenblau;
Der Leier, die er ſchlägt, entſchwellen
Geſänge von der ſchönſten Frau.

Des erſten Donners Stimmen hallen,
In Süden blitzt es blutig roth;
Er läßt ſein Lied nur lauter ſchallen,
Ihn kümmert nichts als Liebesnoth.

Und wenn er Minne ſich errungen,
So holt er ſich dazu den Ruhm,
Und herrſcht, vom Lorbeerkranz umſchlungen,
In ſeiner Väter Eigenthum.

Kind! wie du ſtehſt im ſchwanken Kahne,
So ruſet dich ein ſchwanker Thron;
Vertrau dem Schatten nicht, dem Ahne,
Verlaſſner, armer Königsſohn!

Du biſt ſo ſtolz und unerſchrocken,
Du ſinkeſt, eh du es geglaubt,
Es ſitzt die Kron' auf deinen Locken,
Als träumte nur davon dein Haupt! —

Er höret keine Warnungsſtimme,
Schwimmt ſingend auf dem Abgrund hin,
Was weiß er von des Sturmes Grimme?
Nach Lieb' und Leben ſteht ſein Sinn.

So gieb ihm Leben, gieb ihm Liebe,
Du wonnevolles Schwabenland,
Verdopple deine Blüthentriebe,
Knüpf' ihm der Minne ſel'ges Band!

Es hat zu leben kurz der Knabe,
Hauch' ihm entgegen Lebensluſt,
Durchwürze jede kleine Gabe
Mit ew'ger Jugend Blüthenduft!

Mach ihm den Augenblick zu Jahren,
Den er an dieſen Ufern lebt,
Daß er mit ungebleichten Haaren
An Freude ſatt gen Himmel ſchwebt!

Was iſt's? Er läßt die Leier fallen,
Er ſpringt an's Ufer, greift zum Schwert,
O ſeht ihn über Alpen wallen
Mit treuen Männern hoch zu Pferd!

Der Luſt, der Liebe Lieder ſchweigen,
Er glüht von edlerem Gelüſt;
Er will der Väter Thron beſteigen —
Und wandelt auf das Blutgerüſt.

Was willſt du mit der Blumen Kranze,
Du grünes, ſeebeſpültes Land?
Was willſt du, Luft, mit blauem Glanze?
Was willſt du, leerer Kahn, am Strand?

Ihr ſchmücket euch zu ſeiner Wonne,
Hin iſt er ohne Wiederkehr!
Wirf einen Schleier um, o Sonne!
Der letzte Staufen iſt nicht mehr.

480.

Luthers Ritt nach Hohenſchwangau.

v. Hormayr, goldene Chronik von Hohenſchwangau S. 178.

Als Luther mit Langenmantel zur Nachtszeit Augsburg verlaſſen, ritten ſie acht große Meilen weit in Einem fort, das Lechfeld hinauf dem blauen Hochgebirg zu. Eine kurze Weile, ſo weiß alte Volksſage, ſollen die Leibwächter des päpſtlichen Legaten den Flüchtling verfolgt haben, aber ihm ſchon ganz nahe, erſchreckt umgekehrt ſein, da ſie Luther und den Langenmantel auf gluthſchnaubenden und die dunkle Oktobernacht erhellenden Feuerroſſen mit Windeseile vor ſich herbrauſen ſahen. Die erſte Raſt ſoll der Langenmantel dem Luther erſt auf Hohenſchwangau bei dem ihm günſtigen Freybergen und Schwangauern vergönnt, ihn aber gleich wieder von dort auf des Freybergs Hauptſchloß Hohenaſchau weiter geführt haben.

481.

Schatz auf Hohenſchwangau.

Fr. Panzer S. 28.

In den Tiefen der alten Burg Hohenſchwangau liegt ein Schatz verborgen, welcher zuweilen aufwärts ſteigt: dann zeigt ſich auf dem Platze der Regenbogen. Oft ſteht die Burg im glänzenden Sonnenlichte, dann ſagt man: der Schatz ſonnt ſich.

482.

Bruder Johann von Kempten.

Arnpekh chron. l. V. c. 47. Oefele rer. boic. script. II., 342. Hormayr goldne Chronik S. 113.

Zu den Zeiten Kaiſer Ludwigs des Bayern lebte im Kloſter Stamms der Bruder Johann von Kempten, welchen ſeine Zeitgenoſſen als einen Mann von großer Heiligkeit und Auferbauung ſchildern, dem auch die Gabe der Weiſſagung verliehen war. Es geſchah am 11. September des Jahres 1347, daß derſelbige Bruder im Kloſter Stamms andächtig die heilige Meſſe las. Als er nun kam zu den Worten der Wandlung, ſchwieg er plötzlich ein klein wenig ſtill, darnach ſprach er zu deutſch dreimal die nachfolgenden Worte: „O wie weh dir iſt und wird doch ſchier wol beſſer!“ Nach dieſen Worten fuhr er fort, die heilige Handlung zu vollbringen. Als er darauf wollte genießen das hochwürdige Sakrament, verzog er abermals einige Zeit und ſchwieg ſtill. Alsdann ſprach er wie vorher zu deutſch dreimal die Worte: „O wie weh dir iſt und wird doch ſchier wol beſſer!“ Das Alles vernahm der Altardiener und als die Meſſe vollendet war, fragte er demüthiglich den Prieſter, was er doch mit den deutſchen Worten in dem Amt der heiligen Meſſe gemeint oder angezeigt habe? worauf der fromme Vater antwortete, wie der Kaiſer Ludwig geſtorben und in der Meß fürkommen ſei in großer Pein, aber doch ſchier daraus erlöst werde. Am Abende vorher war Ludwig der Bayer bei Fürſtenfeld todt vom Pferde geſunken.

483.

Heinrich von Kempten.

Das Gedicht: Otto mit dem Barte, herausgeg. v. K. Hahn, Quedlinburg 1838. Die ältere Lit. bei Grimm d. S. II., 156. Dazu: Lehmann Speyr. Chron. S. 343; Cos 1825 S. 767. Bat. Mag. München 1841 S. 284 und oft. — Gedichte von Simrock, Ferrand, Lebret, J. Sendtner u. A.

Kaiſer Otto der Große wurde in allen Landen gefürchtet, er war ſtrenge und ohne Milde, trug einen ſchönen, rothen Bart; was er bei dieſem Barte ſchwur, machte er wahr und unabänderlich. Nun geſchahe

es, daß er zu Babenberg (Bamberg) eine prächtige Hofhaltung hielt, zu welcher geiſtliche und weltliche Fürſten des Reiches in großer Zahl kommen mußten. Oſtermorgens zog der Kaiſer mit allen dieſen Fürſten in das Münſter, um die feierliche Meſſe zu hören, unterdeſſen in der Burg zu dem Gaſtmahl die Tiſche bereitet wurden; man legte Brod und ſetzte ſchöne Trinkgefäße darauf. An des Kaiſers Hofe diente aber dazumal auch ein edler und wonneſamer Knabe, ſein Vater war Herzog in Schwaben, und hatte nur dieſen einzigen Erben. Dieſer ſchöne Jüngling kam von ungefähr vor die Tiſche gegangen, griff nach einem linden Brod mit ſeinen zarten, weißen Händen, nahm es auf und wollte eſſen, wie alle Kinder ſind, die gerne in hübſche Sachen beißen, wonach ihnen der Wille ſteht. Wie er nun ein Theil des weißen Brodes abbrach, ging da mit ſeinem Stabe des Kaiſers Truchſeß, welcher die Aufſicht über die Tafel haben ſollte; der ſchlug zornig den Knaben auf's Haupt, ſo hart und ungefüge, daß ihm Haar und Haupt blutig ward. Das Kind fiel nieder und weinte heiße Thränen, daß es der Truchſeß gewagt hätte, es zu ſchlagen. Das erſah ein auserwählter Held, genannt Heinrich von Kempten, der war mit dem Kinde aus Schwaben gekommen und deſſen Zuchtmeiſter; heftig verdroß es ihn, daß man das zarte Kind ſo unbarmherzig geſchlagen hatte, und fuhr den Truchſeſſen, ſeiner Unzucht wegen, mit harten Worten an. Der Truchſeß ſagte, daß er kraft ſeines Amtes allen ungefügen Schälken am Hofe mit ſeinem Stabe wehren dürfe. Da nahm Herr Heinrich einen großen Knüttel, und ſpaltete des Truchſeſſen Schädel, daß er wie ein Ei zerbrach, und der Mann todt zu Boden ſank.

Unterdeſſen hatten die Herren Gott gedient und geſungen, und kehrten zurück; da ſah der Kaiſer den blutigen Eſtrich, fragte und vernahm, was ſich zugetragen hatte. Heinrich von Kempten wurde auf der Stelle vorgefordert, und Otto, vom tobenden Zorn entbrannt, rief: „daß mein Truchſeß hier erſchlagen liegt, ſchwöre ich an euch zu rächen, ſam mir mein Bart!“ Als Heinrich von Kempten dieſen theuren Eid ausgeſprochen hörte, und ſah, daß es ſein Leben galt, faßte er ſich, ſprang ſchnell auf den Kaiſer los, und begriff ihn bei dem langen, rothen Barte. Damit ſchwang er ihn plötzlich auf die Tafel, daß die kaiſerliche Krone von Otto's Haupte in den Saal fiel, und zuckte — als die Fürſten, den Kaiſer von dieſem wüthenden Menſchen zu befreien, herzuſprangen — ſein Meſſer, indem er laut ausrief: „keiner rühre mich an, oder der Kaiſer liegt todt hier!“ Alle traten hinter ſich, Otto mit großer Noth winkte es ihnen zu;

der unverzagte Heinrich aber sprach: „Kaiser, wollt ihr das Leben haben, so thut mir Sicherheit, daß ich genese.“ Der Kaiser, der das Messer an seiner Kehle stehen sah, bot alsbald die Finger in die Höhe, und gelobte dem edlen Ritter bei kaiserlichen Ehren, daß ihm das Leben geschenkt sein solle. —

Heinrich, sobald er diese Gewißheit hatte, ließ er den rothen Bart aus seiner Hand und den Kaiser aufstehen. Dieser setzte sich aber ungezögert auf den königlichen Stuhl, strich sich den Bart, und redete in diesen Worten: „Ritter, Leib und Leben hab ich euch zugesagt, damit fahrt euer Wege; hütet euch aber vor meinen Augen, daß sie euch nimmer wieder sehen, und raumet mir Hof und Land! ihr seid mir zu schwer zum Hofgesind, und mein Bart müsse immerdar euer Scheermesser meiden!“ Da nahm Heinrich von allen Rittern und Bekannten Urlaub, und zog gen Schwaben auf sein Land und Feld, das er vom Stifte zu Lehen trug, lebte einsam und in Ehren.

Danach über zehn Jahre begab es sich, daß Kaiser Otto einen schweren Krieg führte jenseits des Gebirges, und vor einer festen Stadt lag. Da wurde er nothhaft an Leuten und Mannen, und sandte heraus nach deutschen Landen: wer ein Leh'n von dem Reiche trage, soll ihm schnell zu Hülfe eilen, bei Verlust des Lehens und seines Dienstes. Nun kam auch ein Bote zu dem Abt nach Kempten, ihn auf die Fahrt zu mahnen. Der Abt besandte wiederum seine Dienstleute, und forderte Herrn Heinrich, als dessen er vor allen bedürftig war. „Ach edler Herr, was wollt ihr thun — antwortete der Ritter — ihr wißt doch, daß ich des Kaisers Huld verwirkt habe; lieber geb' ich euch meine zwei Söhne hin, und lass' sie mit euch ziehen.“ „Ihr aber seid mir nöthiger als sie beide zusammen — sprach der Abt — ich darf euch nicht von diesem Zug entbinden, oder ich leihe euer Land andern, die es besser zu verdienen wissen!“ „Traun — antwortete der edle Ritter — ist dem so, daß Land und Ehre auf dem Spiele stehen, so will ich euer Gebot leisten, es komme was da wolle, und des Kaisers Drohung möge über mich ergeh'n.“

Hiermit rüstete sich Heinrich zu dem Heerzug, und kam bald nach Wälschland zu der Stadt, wo die Deutschen lagen; jedoch barg er sich vor des Kaisers Antlitz und floh ihn. Sein Zelt ließ er ein wenig seitwärts vom Heere schlagen. Eines Tages lag er da und badete in einem Zuber, und konnte aus dem Bad in die Gegend schauen. Da sah er einen Haufen Bürger aus der belagerten Stadt kommen, und den Kaiser

dagegen reiten zu einem Gespräch, das zwischen beiden Theilen verabredet worden war. Die treulosen Bürger hatten aber diese List ersonnen; denn als der Kaiser ohne Waffen und arglos zu ihnen ritt, hielten sie gerüstete Mannschaft im Hinterhalte, und überfielen den Herrn mit frechen Händen, daß sie ihn fingen und schlügen. Als Herr Heinrich diesen Treubruch und Mord geschehen sah, ließ er Baden und Waschen, sprang aus dem Zuber, nahm den Schild mit der einen und sein Schwert mit der andern Hand, und lief bloß und nackend nach dem Gemenge zu. Kühn schlug er unter die Feinde, tödtete und verwundete eine große Menge, und machte sie alle flüchtig. Darauf löste er den Kaiser seiner Bande, und lief schnell zurück, legte sich in den Zuber, und badete nach wie vor. Otto, als er zu seinem Heere wieder gelangte, wollte erkundigen, wer sein unbekannter Retter gewesen wäre; zornig saß er im Zelt auf seinem Stuhl und sprach: ich war verrathen, wo mir nicht zwei ritterliche Hände geholfen hätten; wer aber den nackten Mann erkennt, führe ihn vor mich her, daß er reichen Lohn und meine Huld empfange; kein kühnerer Held hier lebt noch anderswo.

Nun wußten wohl einige, daß es Heinrich von Kempten gewesen war, doch fürchteten sie den Namen dessen auszusprechen, dem der Kaiser den Tod geschworen hatte. Mit dem Ritter — antworteten sie — steht es so, daß schwere Ungnade auf ihm lastet; möchte er deine Huld wieder gewinnen, so ließen wir ihn vor dir sehen. Da nun der Kaiser sprach: und wenn er ihm gleich seinen Vater erschlagen hätte, solle ihm vergeben sein, nannten sie ihm Heinrich von Kempten. Otto befahl, daß er alsobald herbeigebracht würde; er wollte ihn aber erschrecken und übel empfahen.

Als Heinrich von Kempten hereingeführt war, geberdete der Kaiser sich zornig und sprach: wie getrauet ihr, mir unter die Augen zu treten? ihr wißt doch wohl, warum ich euer Feind bin, der ihr meinen Bart gerauft, und ohne Scheermesser geschoren habt, daß er noch ohne Locke steht. Welch hoffärtiger Uebermuth hat euch jetzt daher geführt? Gnade, Herr,— sprach der kühne Degen — ich kam gezwungen hieher, und mein Fürst, der hier steht, gebot es bei seinen Hulden. Gott sei mein Zeuge, wie ungern ich diese Fahrt gethan; aber meinen Diensteid mußte ich lösen; wer mir das übel nimmt, dem lohne ich so, daß er sein letztes Wort gesprochen hat. Dann begann Otto zu lachen: „Seid mir tausendmal willkommen, ihr auserwählter Held! mein Leben habt ihr gerettet, das mußte ich ohne eure Hülfe verloren haben, seliger Mann.“ So sprang er auf,

küßte ihm Augen und Wangen. Ihr zweier Feindſchaft war dahin, und eine lautere Sühne gemachet; der hochgeborne Kaiſer lieh und gab ihm großen Reichthum, und brachte ihn zu Ehren, deren man noch gedenket.

484.

Heinrich von Kempten *).

Von Karl Simrock.

Der erſte der Ottonen
War ein geſtrenger Mann.
Der Keinen pflag zu ſchonen,
Dem er in Zorn entbrann.
Hat er ihm Tod geſchworen
Bei ſeinem rothen Bart,
So war der Mann verloren,
Sein Blut ward nicht geſpart.

Ich hab euch von dem Kaiſer
Ein andermal erzählt,
Wie Gott zum Unterweiſer
Den Kaufmann ihm erwählt,
Deß Güt' ihn übergütet
Aus lauterm Herzensborn.
Nun hört, wie ihn behütet
Ein Ritter hat vor Zorn.

In Bamberg auf dem Schloſſe
Der werthe Kaiſer lag,
Manch fürſtlicher Genoſſe
Mit ihm am Oſtertag.
Das erſte Feſt der Wonne
Beging er hochgemuth
Daſelbſt die liebe Sonne
Drei Freudenſprünge thut.

Im Münſter ward geſungen
Ihm und der Fürſten viel,
Zur Andacht war erklungen
Orgel und Saitenſpiel.
Derweil im Kaiſerſaale
Stand Tiſch an Tiſch gereiht,
Zum wonniglichen Mahle
Schon Salz und Brod bereit.

Auch ſah man Trinkgefäße
Rothgolden aufgeſtellt,
Daß bald der Kaiſer ſäße
Davor und mancher Held.
Die Pfannen in der Küche,
Sie brieten all im Saus
Und köſtliche Gerüche
Durchwirbelten das Haus.

Da kam der edeln Knaben
Neugierig einer her,
Sein Vater war von Schwaben
Ein Herzog hoch und hehr.
Da blühte ſeinem Erben
So zart das Angeſicht,
Ein Roſenſtrauch im Scherben
Treibt zartre Blüthen nicht.

*) Bei Simrock: „Otto mit dem Barte."

Von Tiſche ging zu Tiſche
Der feine Knabe jung,
Er ſah nicht Fleiſch noch Fiſche,
Doch mürbes Brod genung.
Nach einem Weck zu taſten
Begann das gute Kind,
Wie immer langem Faſten
Die Kleinen abhold ſind.

Die Semmel brach der Knabe
In weißer Hand entzwei.
Da kam mit ſeinem Stabe
Der Truchſeß auch herbei:
Als der den Junker eſſen
Sah ſeines Herren Brod,
Ihm ſchien die That vermeſſen
Und ſeiner Tiſchzucht Noth.

Um Kleines ſich ereifern
Mißziemt dem jungen Mann:
Wie häßlich ſteht dem reifern
Erſt eitler Jähzorn an!
Der Truchſeß ſchwang den Stecken
Und traf des Knaben Haupt,
Daß er im erſten Schrecken
Hinſank des Sinns beraubt.

Der Schrecken war nicht eitel,
Vom Blute ſah man roth
Des Knaben Stirn und Scheitel;
Das ſchuf noch große Noth.
Die Augen aufgeſchlagen
Hat er doch gleich zur Stund:
Er ſaß und gab die Klagen
Mit lautem Schluchzen kund.

Das ſah ein edler Degen,
Heinrich der werthe Held
Von Kempten, der zu pflegen
Den Knaben war beſtellt.
Daß den ſo ohn Erbarmen
Des Kaiſers Truchſeß ſchlug,
Das war ihm um den Armen
Im Herzen leid genug.

„Wie habt ihr nun gebrochen,
Herr Truchſeß, eure Zucht?
Was habt ihr wohl gerochen
An dieſer edeln Frucht?
Gar ohne ſein Verſchulden
Schlugt ihr den Herren mein.“
„Das mögt ihr ſchweigend dulden,“
Fiel ihm der Truchſeß ein.

„Es iſt wohl meines Amtes,
Halt ich den Unfug fern;
Ihr lobt es, ihr verdammt es,
Das hör ich eben gern.
Ich fürcht euch, wie die Falken
Sich ducken vor dem Huhn;
Und ſchlüg ich dreißig Schalken,
Was wollet ihr mir thun?“

„Das ſollt ihr bald ermeſſen,
Ihr ſeid ein loſer Wicht
Und aller Zucht vergeſſen;
Ich trag es länger nicht.
Daß ihr dies Kind zu bläuen
Gewagt, das edle Reis,
Das ſollt ihr mir bereuen,
Wenn ich noch Knüttel weiß.“

Einen Prügel in der Hatze
Ergriff der Degen frei
Und ſchlug ihn, daß die Glatze
Ihm platzte wie ein Ei.
Geſpalten wie ein Scherben
War Schädel ihm und Kopf,
Er tanzte noch im Sterben
Umkreiſend wie ein Topf.

Von blutvermiſchtem Hirne
War all der Eſtrich roth,
Mit ausgehöhlter Stirne
Hinſank der Arme todt.
Da hub ſich Weherufen:
Sie heulten und ſie ſchrien,
Als vor des Saales Stufen
Der Kaiſer jetzt erſchien.

Da ſah das Blut vergoſſen
Herr Ott und ſprach erſchreckt:
„Weß Blut iſt hier gefloſſen,
Das meinen Saal befleckt?
Wen hat man mir erſchlagen,
Den ihr beklagt ſo ſchwer?“
Da mußten ſie ihm ſagen,
Daß es ſein Truchſeß wär.

Der Kaiſer rief ingrimmig:
„Wer übt ſo großen Mord?“
Sie ſprachen all einſtimmig:
„Von Kempten Heinrich dort.“
Der Kaiſer rief: „Vollbrachte
Der ſolchen Greuel hier
Ritt er zu früh, ich achte,
Von Schwabenland zu mir.

Beſcheidet mir den Schächer
Her vor mein Angeſicht,
Ich bin der Frevel Rächer;
Das wußt er wohl noch nicht.“
Da luden ſie den Degen
Vor den erzürnten Herrn.
Der rief ihm laut entgegen
Als er ihn ſah von fern:

„Wer hieß euch alſo ſchalten,
Daß hier mein Truchſeß ſank
Ins Blut, das Haupt zerſpalten?
Das habt euch übeln Dank.
Der Frieden iſt gebrochen
Hier in des Kaiſers Saal,
Die Unthat wird gerochen
An Haut und Haar zumal.“

„Nicht alſo,“ rief von Schwaben
Der unverzagte Held,
„Es ward, der unbegraben
Hier liegt, mit Recht gefällt.
Er hatt es wohl verſchuldet
Mit eignem Friedensbruch:
Drum hört mich und geduldet
So lang euch mit dem Spruch.

Bei dem, der heut zum Leben
Vom Tod erſtanden iſt
Am dritten Tag, zu geben
Geruht mir gleiche Friſt.
Am heil'gen Oſtertage
Verſagt mir nicht die Huld,
So ſtell ich mich der Klage
Und büße meine Schuld.“

Da ſprach aus grimmem Herzen
Der Kaiſer unerfreut:
„Es litt des Todes Schmerzen
Hier auch mein Truchſeß heut.
Es kam ihm nicht zu Gute
Der Tag noch dieſer Ort:
Hier liegt er in dem Blute
Und du geſtehſt den Mord.

Ich habe dich begriffen,
Dein Richter auf der That,
Ein Anwalt käm mit Kniffen
Und Pfiffen hier zu ſpat.
Ich lache ſolcher Poſſen,
Bei meinem rothen Bart!
Du haſt ſein Blut vergoſſen
Und deins wird nicht geſpart.“

Da ſolchen Eid geſchworen
Im Zorn des Kaiſers Mund,
„Mein Leben iſt verloren,“
Gedacht er, „hier zur Stund:
Was er bei ſeinem Barte
Verheißt, das muß geſchehn.
Ich brech ihn aus der Schwarte,
Sonſt kann ich nicht entgehn.“

Er ſprach: „Ich muß mich wehren,
Ihr hört wohl, daß es gilt:
Den Kaiſer Sanftmuth lehren,
Das iſt mein beſter Schild.“
Vor ſeinen Herrn geſchwinde
Der ſchnelle Recke ſprang,
Dem faßt' er ungelinde
Den Bart ſo roth und lang.

Er riß ihn bei dem langen
Wohl über einen Tisch,
Daß klirrend niedersprangen
Mit Braten oder Fisch
Die Schüsseln und die Häfen
Von Silber und von Gold,
Die Krone von den Schläfen
Dem Kaiser war gerollt.

Er lag auf seinem Herren
Und hielt ihn unter sich:
Das Raufen und das Zerren
Verstand er meisterlich.
Er brach ihm aus dem Kinne
Des rothen Bartes viel:
Im kaiserlichen Sinne
Mißfiel dem Herrn das Spiel.

Ein Messer lang gewachsen,
Dazu auch wohl gewetzt,
Als er dem edeln Sachsen,
Das an den Hals gesetzt,
Er rief: „Nun gib mir Bürgen,
Daß ich geborgen bin;
Mit Stechen oder Würgen
Fährt sonst dein Leben hin.

Du mußt hier widersprechen
Dem Eid, den du gethan,
Des Truchseß Tod zu rächen;
Wo nicht, den Tod empfahn."
Er faßt' ihn um den Kragen
Und drückt' ihn also fest,
Er hätt ihm vor den Tagen
Den Athem schier entpreßt.

Die Fürsten und die Grafen
Sehn ihres Kaisers Noth,
Wie seinen Zorn zu strafen
Mit Zorn ihm ward gedroht.
Sie laufen und sie dringen
Herbei wohl allzumal,
Dem Kaiser beizuspringen,
Zu wenden seine Qual.

Doch Heinrich rief: „Berühre
Mich Keiner: thät es Wer,
Der Kaiser gleich erführe
Die Schärfe dieser Wehr.
Dem Ersten dann geschliffen
Wär sie, der näher kommt:
Herbei, mich angegriffen
Wem Leben nicht mehr frommt!"

Da däucht es alle weiser,
Sie mischten sich nicht drein;
Auch winkte viel der Kaiser
Sie sollten ruhig sein.
Der Kemptner rief: „Nun gebet
Mir Sicherheit alsbald,
Damit ihr länger lebet,
Ihr werdet sonst nicht alt."

Das Weigern war vergebens:
Der Kaiser hob zum Eid
Drei Finger: seines Lebens
Gab er ihm Sicherheit.
Bei kaiserlichen Ehren
Gelobt' ihm auch sein Mund,
Daß er von dannen kehren
Ihn ließe wohl gesund.

Geborgen war sein Leben:
Den Kaiser Otto ließ
Der Ritter sich erheben,
Als er ihm das verhieß.
Er gab ihm frei die Kehle
Und seines Bartes Flechs;
Still, mit gedämpfter Seele
Stand auf der edle Sachs.

Zu seinem Hochsitz ging er
Dem Stuhl von reicher Art,
Mit dem Kamme seiner Finger
Strich er sich Haar und Bart.
Die Krone hob er wieder
Auf das gesalbte Haupt,
Saß auf dem Stuhle nieder
Und sprach, noch machtberaubt:

„Was ich euch zugeſtanden
Aus Zwang, es bleibt dabei,
Des Schwertes und der Banden
Laß ich den Schächer frei.
Doch fahret eurer Wege
Und kommt mir nimmermehr
Hinfort in mein Gehege
Ihr büßt es anders ſchwer.

Zu einem Ingeſinde
Seid ihr mir doch zu dreiſt,
Mit Fäuſten zu geſchwinde,
Wie es ſich nun erweiſt.
Und ſollt es Wer nicht wiſſen,
Der ſiehts am Bart mir an,
Daß ich wohl füglich miſſen,
So ſchnellen Kräusler kann.

Mich mag ein Andrer ſcheren,
Das wiſſet ohne Scherz;
Eu'r Meſſer ſonſt in Ehren,
Nur braucht es anderwärts.
Ich mag es nicht erleiden:
Zu wohl ward ich gewahr,
Es kann gar unſanft ſchneiden
Den Kön'gen Haut und Haar.

Von dieſer Tafelrunde
Seid ihr hinfort verbannt:
Ihr ſollt zu dieſer Stunde
Uns räumen Hof und Land."
Alsbald von allen Mannen
Des Kaiſers Urlaub nahm
Der Held, und fuhr von dannen,
Froh, daß er ſo entkam.

Gen Schwaben kehrt er wieder,
Wo er ein Lehn beſaß
Von einem Abte bieder,
Von Kempten, wie ich las.
Mit Wieſen und mit Feldern
Belieh ihn reich das Stift,
Mit Gütern und mit Geldern,
So ſagt die alte Schrift.

Darauf nach manchem Jahre
Geſchahs und manchem Tag,
Daß der mit rothem Haare
Jenſeits der Berge lag.
Vor einer ſtarken Veſte,
Die ſcharf zur Wehr ihm ſtand:
Das Heer der deutſchen Gäſte
Zerrann im welſchen Land.

Da ließ er aller Enden
Kund thun im deutſchen Reich,
Ihm ſollten Hülfe ſenden
Die Fürſten alſogleich.
Die Lehn von ihm beſäßen,
Die bat er und entbot,
Daß ſie ihm nicht vergäßen
Des Beiſtands in der Noth.

Der Boten Einer dräute
Von Kempten auch dem Abt,
Den manches Lehn erfreute
Vom Reich an ihn vergabt.
Die würden ihm genommen,
So er mit Ritterſchaft
Nicht eifrig wär zu kommen
Und hülf aus aller Kraft.

Der Abt ließ ſeine Mannen
Entbieten unverweilt,
Daß männiglich von dannen
Zu ziehen wär beeilt.
Da ſollte ſich nicht ſparen
Herr Heinrich auch, ſein Mann,
Mit ihm nach Welſchland fahren
Der ganzen Schaar voran.

Herr Heinrich ſprach: „Ich wage
Mich vor den Kaiſer nicht,
Der mir vor manchem Tage
Verbot ſein Angeſicht.
Bis ich mich ihm verſöhne
Erlaſſet mir den Zug;
Zwei ſend ich meiner Söhne,
Die ſind auch kühn genug."

Da ſprach der Abt: „Verzichten
Um eurer Kinder Streit
Will ich auf Euch mit Nichten,
Der mir viel nutzer ſeid.
Mich zwingt auf euch zu zählen
Die Noth, es muß geſchehn;
Wo nicht, ihr habt zu wählen,
Verwirkt ihr euer Lehn.“

Der Ritter ſprach: „In Treuen,
Da ihr mir alſo droht,
Will ich den Zorn nicht ſcheuen
Des Kaiſers, noch den Tod.
Eh Ihr mich mit Unhulden
Von Haus und Hof vertreibt,
Will ich das Schlimmſte dulden,
Nur daß mein Lehn mir bleibt.“

Da zog der werthe Degen
Gen Welſchland mit dem Herrn;
Kühn war er und verwegen,
Hielt alle Furcht ſich fern.
Nur barg er vor dem Kaiſer
Sich um die alte Schuld:
Das that er als ein Weiſer,
Da ihm gebrach die Huld.

Abſeits war aufgeſchlagen
Vom Heer des Ritters Zelt,
Darein ließ er ſich tragen
Ein Bad, das nahm der Held.
Es war ihm ſich zu ſtärken
Wohl Noth nach langer Fahrt;
Im Zuber ſollt er merken,
Was Niemand ſonſt gewahrt.

Der Kaiſer wollte dingen
Mit denen aus der Stadt,
Ob ſie ſein Heer empfingen,
Des langen Streites ſatt.
Mit wenigem Geleite
Ritt er getroſt dahin;
Zog er doch nicht zum Streite,
Auf Frieden ſtand ſein Sinn.

Da hatten ihm die Argen
Auf Mein und Mord gedacht,
In einem Strauchwerk bargen
Sie ſich mit Uebermacht.
Und als der Kaiſer nahte
Der Veſte Wall und Thor,
Sie ſprangen zum Verrathe
Strauchdieben gleich hervor.

Dem kaiſerlichen Manne
War alle Hilfe fern;
Herr Heinrich in der Wanne
Erſah die Noth des Herrn.
Des Waſchens und des Reibens
Gedacht er nicht erſt lang,
Hier war nicht ſeines Bleibens,
Dem Bad er raſch entſprang.

Wie bald hat er ergriffen
Den guten Schildesrand,
Ein Waffen ſcharf geſchliffen
Geriſſen von der Wand.
So kam er hingelaufen
Zum Kaiſer nackt und bloß
Und hieb ihn aus dem Haufen,
Wie ſtark der war und groß.

Er konnte wohl mit Streichen
Sich wehren alſo nackt.
So weit er mochte reichen
Fiel mancher Feind zerhackt.
Zu beiden Seiten ſchoſſen
Verräther in den Staub:
Die gerne Blut vergoſſen
Gab er dem Tod zum Raub.

Er nahm mit ſchnellen Hieben
Sie ſo in ſeine Zucht;
Die lieber leben blieben,
Die wandten ſich zur Flucht.
Erledigt war Herr Otte
Und wußte nicht von Wem,
Ihm ward der Schächer Rotte
Nun nicht mehr unbequem.

Gleich lief auf ſeinem Pfade
Zurück der werthe Held,
Er ſehnte nach dem Bade
Sich wieder in ſein Zelt.
Er ſchwang ſich in den Zuber,
Ins Waſſer, das noch warm;
So ſtille da gehub er
Als wild im Feindesſchwarm.

Der Kaiſer unterdeſſen
Kam zu der Fürſten Schaar;
Wie mocht er da vergeſſen
Des, der ſein Retter war?
„Müßt ich ſein Schuldner bleiben,
Das trüg ich ewig Scham,
Wie ſoll ich ihn beſchreiben,
Der nackend helfen kam?

An hohem Wuchs und Stärke,
Wer wär dem Kühnen gleich?
Wer wär zum Kriegeswerke
So raſch im ganzen Reich?
Mein Herz iſt ihm verpflichtet
Bis an den jüngſten Tag.
Wer iſt, der mir berichtet,
Wo ich ihn finden mag?“

Nun war der Abt zugegen
Der wußte wohl Beſcheid,
Sein Dienſtmann ſei der Degen,
Der ſeinen Herrn befreit.
Er ſprach: „Ich könnt ihn bringen,
Der euch erlöſet hat;
Doch erſt mit euch zu dingen
Mahnt mich ein weiſer Rath.

Auf ſeinem Rücken laſtet
Von Alters ſchwere Schuld,
Daß ihr mit Recht ihn haßtet
Und ihm entzogt die Huld.
Wenn ihm nun Gnade würde,
Daß ihr ihn heute frei
Und ledig ſprächt der Bürde,
Ich ſchafft ihn bald herbei.“

Er ſprach: „Ihr dürft ihm ſagen,
Er ſoll willkommen ſein,
Und hätt er mir erſchlagen
Den lieben Vater mein.
Bringt ihr ihn her zur Stelle,
Euch bürgt mein Kaiſerwort,
Kein Freund und kein Geſelle
Wird mir ſo werth hinfort.“

Der Abt von Kempten nannte
Den Namen unentſtellt.
„Den ich einſt von mir bannte,
Der kühne Schwabenheld,
Iſt der ins Land gekommen,
Wie gern vernehm ich das!
Schon längſt iſt mir benommen
Auf ihn der alte Haß.

Ich dacht in meinem Sinne
Wohl oft: Wär Er bei mir,
Er hälf uns bald gewinnen
Die ſtolze Veſte hier.
Daß er mich heut befreite,
Was hab ichs nicht erdacht?
Wer liefe nackt zum Streite
Wohl ſonſt mit Uebermacht?

Kein Andrer dürft es wagen,
Als deſſen ſtarke Fauſt
In Kaiſers Bart geſchlagen
Mich hat gerauft, gezaust?
Dafür will ich ihn ſchrecken,
Wenn ihr ihn zu mir führt
Und ihn ein wenig necken,
Wie mir und ihm gebührt.“

Er hieß ihn eilends bringen,
Und als Herr Heinrich kam,
Er ſtellt in allen Dingen
Sich ihm von Herzen gram.
Er fuhr ihn an: „Nun ſaget,
Iſt euch das Leben leid,
Daß ihr es thöricht waget
Und hergekommen ſeid?

Ihr ſelbs doch, der am Kinne
Mich ohne Meſſer ſchor;
Man wirds am Wachsthum inne
Noch heut, das ſich verlor.
Mitſammt den Wurzeln riſſet
Ihr mir die Granen aus;
Ihr wart von Sinnen, wiſſet,
Sonſt bliebet ihr zu Haus."

„Genade," ſprach der Degen,
„Genöthigt ward ich her,
Mein Herr iſt hier zugegen:
Der zwang mich in ſein Heer.
Ich bin nicht gern gekommen,
Auf Ehr und Seligkeit!
Mein Lehn wär mir genommen,
Ritt ich nicht her zum Streit."

Der Kaiſer ſprach mit Lachen:
„Ihr kühner Degen werth,
Ihr habt an dieſen Sachen
Die Unſchuld wohl bewährt.
Ich will auch fahren laſſen
Auf ſolchen Mann den Groll,
Und den nicht länger haſſen,
Den ich verehren ſoll.

Ich danke dir mein Leben,
Du edler Held erwählt,
Doch war dir längſt vergeben,
Es ſei dir nicht verhehlt.
Vom jähen Zorn, dem blinden,
Seit du mich haſt geheilt,
Kein Urtheil wieder finden
Sah man mich übereilt.

Du biſt mich zu verpflichten
Stets bei mir eingekehrt:
Einſt lehrteſt du mich richten,
Heut rettet mich dein Schwert.
Komm her und laß dir danken
Mit Kuß und Bruderſchaft:
In dieſer Arme Schranken
Sei deines Kerkers Haft."

Er ſchloß den Degen bieder
Behend an ſeinen Mund,
Er küßt' ihm Stirn und Lider
Und that ihm Freundſchaft kund.
Auch ließ er von der Seite
Nicht mehr den Vielgetreun,
Im Rath und auch im Streite
Wollt er ſich ſein erfreun.

Dies Lied hab ich geſungen,
Das einſt ein Dichter ſprach:
Und iſt ihm baß gelungen,
Es bringt mir keine Schmach:
Konrad von Würzburg heißt er,
Der uns die Mär erhielt;
Er war ein guter Meiſter,
Den Ruhm hat er erzielt.

485.

Werner von Kalbsangſt.

J. B. Haggenmüller Geſch. d. Stadt und gefürſteten Grafſchaft Kempten.

Weſtlich von Kempten, in der Entfernung einer halben Stunde erhebt ſich der wegen ſeiner Umſicht viel beſtiegene Marienberg, auf welchem ehedem das Schloß Kalbsangſt ſtund. Nach einer alten Handſchrift des erſten Abtes Andegar († 2. November 796) des von der Kaiſerin Hildegard geſtifteten Kloſters zu Kempten, exiſtirte dieſe Burg ſchon um genannte Zeit. Während der letzten Jahre des Kampfes zwiſchen den Gegenkönigen Philipp und Otto ſoll eine große Unordnung in dem Kloſter zu Kempten geherrſcht haben. Während ein Ritter mit Namen Guido auf Hilarmont (Burghalde) als Vogt des Stiftes ſaß, verweilte der Abt Werner von Kalbsangſt auf dem Schloſſe gleichen Namens, achtete blutwenig auf die Regeln ſeines Ordens, und überließ ſich einem frivolen Leben. Als am Morgen eines Feſttages der Abt zur Meſſe in's Kloſter nach Kempten hinab reiten wollte, fand man ihn todt in ſeinem Gemache. Nach der Sage ſollen Raben mit feurigen Schnäbeln und Krallen den Leichnam zerriſſen und durch die Lüfte entführt haben. Nach dieſem räthſelhaften Ableben ſoll es dann im Schloſſe nicht mehr geheuer geweſen ſein. Es blieb ſeitdem unbewohnt und zerfiel in Trümmer. Heutigen Tages ſieht man nur mehr ſchwache Spuren vom Mauerwerk, dagegen noch ziemlich gut den Graben und den Weg, welcher dazu hinführte. Abt Werner war am 27. März 1208 geſtorben. Sein Nachfolger in der Abtei war Wolfgang von Königsegg, welcher in Führung der Geſchäfte große Klugheit bewies, aber das Stift nur zwei Jahre verwaltete.

486.

Die Kemptermaiſe.

Von J. B. Tafrathshofer.

In einem Städtlein wohlbekannt
In unſerm lieben Schwabenland
Entkam einſt unbedachter Weiſe
Des Bürgermeiſters Lieblingsmaiſe.

Ob dieſer Botſchaft ſchreckensbleich,
Eilt er auf's Rathhaus alſogleich
Und ſchwöret dort in finſterm Grolle,
Daß ſie ihm nicht entwiſchen ſolle.

Die Diener der Gerechtigkeit
Stehn vor der Thüre ſchon bereit
Und lauſchen mit geſpitzten Ohren,
Wozu „Sein Gnaden" ſie erkoren.

„Auf! auf!" herrſcht er mit grimmem Blick,
„Bringt meine Maiſe mir zurück;
Greift eilig zu den langen Spießen
Und laßt mir ſchnell die Thore ſchließen!"

Geſagt, gethan. Gewappnet eilt
Die Schaar der Wächter unverweilt,
Und jedes Thor, maſſiv geflügelt,
Wird feſt verrammelt und verriegelt.

Dann fliegen ſie wie athemlos
Durch alle Straßen klein und groß
Vom Stadtwirth wiederum zurücke
Hinunter bis zur Illerbrücke,

Und ſuchen alle Gärten aus,
Durchſtöbern Keller, Dach und Haus;
Umſonſt, ſie waren all' betrogen:
Die Maiſe war davon geflogen.

Wen jammert nicht der arme Mann,
Dem all' ſein Erdenglück zerrann?
Er fand kein Ende ſeiner Klage
Und ſtarb gerührt vom Nervenſchlage.

Von dieſem klugen Thorverſchluß
Heißt man noch jeden Pfiffikus,
Der weiſer iſt, als andre Weiſe,
In Schwaben eine „Kemptermaiſe."

487.

Der Sturm auf dem Inſelſee.

Von d. vor.

Zwiſchen Kempten und Immenſtadt zieht ſich bei dem Weiler Herzmanns in mehreren Windungen gegen Weſten der ſogenannte Inſelſee hin, auch Niederſonthofer-See genannt, weil dieſes freundliche Dörfchen recht maleriſch an ſeinem Nordweſtende gelegen iſt. Auf einer weit vorragenden Landzunge ſteht noch eine hohe Seitenmauer eines in Ruinen gefallenen Schloſſes, das einſt den Fürſtäbten Kemptens und den Herrn des dortigen Conventes zum Aufenthalte diente, wenn ſie im Herbſte in den umliegenden Forſten des edlen Weidwerkes pflagen. Da wiſſen die alten Leute von „Fürſtes Zeiten" her noch manch wunderliche Mähre zu erzählen von argem Spuck, der da ſein Unweſen getrieben. Wie einmal, als die Herrn eben beim Mahle ſaßen, der „Geiſt," erzürnt über ihr weltliches Treiben, einen furchtbaren Orkan über den See hin erregt habe, ſo daß die ſchäumenden Wellen mit rächendem Ungeſtüm über die Ufer ſich wälzten, und die Grundmauern des Jagdſchloſſes beleckten. Wie

der heulende Sturm die mächtigsten Linden entwurzelt, die Jagdwagen in den See getrieben, Scheiter Holz umhergeschleudert und Herrn und Diener in einen solchen Schrecken versetzt, daß sie nichts anderes als den jüngsten Tag genaht glauben. Wie die Jäger auf einmal zu Büßern umgeschaffen worden und auf den Knieen um die Absolution gebeten, bevor ihr Sterbstündlein schlüge. Nur Einer von den Patres sei dabei gewesen: der habe von all diesem Spuck nichts gehört und nichts gesehen; es sei aber ein ganz unbescholtener Priester gewesen und habe mit den Andern nicht mitgemacht. Von dieser Zeit habe kein Mensch mehr im Schlosse wohnen können, und es sei zerfallen und liege in Trümmern bis auf den heutigen Tag.

488.

Der Küchelnfresser in Hinterstein.

Hinterstein Filial von Hindelang. — Jocham im Kal. f. kath. Christen. Sulzbach 1852, S. 113.

Von Hinterstein führt ein Fußsteig hinüber in's Thanheimerthal, das schon österreichisch ist, dessen Bewohner aber eben so gut wie die Hindelanger zu den Urallgäuern gehören. Da drüben sind sehr arme Leute, viel ärmer als die Hintersteiner, die bei ihrer Genügsamkeit und Sparsamkeit recht gut auskommen, und selbst den Armen aus der Umgegend Almosen reichen können.

Da ist denn auch einmal ein Bettelmann herübergekommen aus dem Thanheimerthal oder gar aus Tyrol nach Hinterstein, da man hier gerade die Kirchweih feierte. Der fing an in den Häusern herum Kücheln zu sammeln, bekam auch im Ganzen sieben und siebenzig Kücheln zusammen, und außerdem auch noch, was er gerade nothwendig hatte, um seinen allergrößten Appetit zu stillen. Die sieben und siebenzig Kücheln schob er alle in seine Betteltasche, um sie nach Hause zu bringen und auf längere Zeit etwas zu haben. So machte er sich dann auf den Weg, nicht hungrig, aber auch nicht übersatt. Wie er den Fußsteig neben dem Wasserfall erreicht hatte, da wandelte ihn gleich in der ersten Krümmung schon eine Lust an nach den sieben und siebenzig Kücheln, und er meinte, er sollte jetzt wohl eines davon essen; auf eines käme es gerade nicht an.

Und wirklich verzehrte er im ersten Ranke (Krümmung) den Kuchen, welcher ihm aber so vortrefflich schmeckte, daß er im zweiten Ranke zum zweiten schritt und denselben mit eben so großem Appetit verzehrte. Und wie er im dritten Ranke das dritte und im vierten das vierte der Kücheln verzehrt hatte, da meinte er, es wäre doch eine nicht zu verachtende Herzstärkung, wenn er in jedem Ranke so eines von den Kücheln verzehren würde. Der Weg wäre dann lange nicht so langweilig, und bis er mit den sieben und siebenzig Kücheln fertig wäre, wäre er auch mit den sieben und siebenzig Ränken oder Krümmungen fertig und hätte das höchste erstiegen. Und so that er denn auch wirklich, und wie er die sieben und siebenzigste Krümmung erstiegen und das sieben und siebenzigste der Kücheln gegessen, da hat es ihm den Magen „verschränzt" oder „verrissen," so daß er zerplatzte. Die Einen sagen so, die Andern sagen anders, aber darin kommen Alle überein, daß er todt geworden sei, ob am Essen oder am Steigen oder an beiden zugleich, kann man nicht bestimmt sagen. Und seit dieser Geschichte hütet sich Jeder, der da hinaufsteigen muß, unterwegs Etwas zu essen; er fürchtet, es gehe ihm, wie dem Küchelfresser aus Thanheim.

489.

Die Elfen im Hochland.

Erzählt von Ludwig Lang, Beil. z. bayerischen Volksblatt. Stadtamhof 1850, N. 7.

Vor vielen hundert Jahren lebte auf den Höhen und in den Schluchten der Berge ein wundersames Geschlecht, vom Volke Elfen genannt. Doch sind diese nicht die kleinen luftigen, lustigen Wesen, die seit den Tagen der Vorzeit einsame Flußthäler, Gebirgsschluchten und tiefe Wälder bevölkerten, damit auch so ganz abgelegene, verborgene Orte nicht ohne Leben und Bewegung seien; Völklein, die Könige und Königinnen, Prinzen und Prinzessinnen hatten, und von Blüthenstaub und Thautropfen lebten; sondern die Elfen dieses Gebirges sollen zarte Jungfrauen gewesen sein, verläugnete Kinder des ersten Menschen, die vor dem Angesichte des Herrn in die Berge fliehen mußten. Da lebten sie nun seit unfürdenklichen Zeiten, und in den undurchdringlichen Forsten säuselten ihre Klagen und ihre schönen sanften Lieder tönten wunderbare Weisen, wie sie sonst auf

Erden nirgends gehört wurden. Wenn ein Wanderer manchmal Nachts auf selten betretenen Pfaden über die Joche aus einem Thal in das andere zog, und er hatte das Herz voll Gram, oder barg böse Gedanken und Groll und bitteres Wesen in seiner Brust, und er hörte ihre weichen, sanften Melodien, da kehrte es ihm oft plötzlich den bösen, düstern Sinn herum; denn die Elfen hatten die Gabe, weil sie selber rein und unschuldig waren, die Menschen, die sie hörten, zu mildern Sitten zu bringen. Tag und Nacht schweiften sie durch die Wälder und weinten ob ihrer Verbannung und dem herben, traurigen Geschicke, das Angesicht der Sonne und das Licht des Tages nicht sehen zu dürfen, und rastlos wandern zu müssen bis zum Ende der Tage. Sie nährten sich von der Milch der Heerden, die auf den Almen weideten; in der Stille der Nacht kamen sie aus den schwarzen Wäldern und molken die Kühe, aber nur die, welche braven Leuten gehörten, oder von guten frommen Hirten und Hirtinnen behütet wurden, denn es war der lautere Segen in dem Besitzthum der Menschen, an dem sie Theil nahmen. Die Kühe gaben dann doppelt und dreifach so viel Milch, und die Landleute erlebten an ihnen keine Unfälle. Darum hatten die Sennerinnen die „Fräulein," wie sie die Elfen auch nannten, lieb und hielten sie hoch in Ehren; und manches Körbchen mit saftigen Erdbeeren und duftenden Alpenrosen wurde den Kühen zwischen die Hörner gebunden, damit die Elfen es fänden und sich daran erfreuten. Und manchesmal, wenn die Sennerin dem scheidenden Jäger nachsah, der in der Stille der Nacht von der Jagd heimkehrend den Berg hinunterstieg, erblickte sie in der Ferne ein Fräulein und mußte weinen, wenn sie an die guten, sanften Wesen dachte, die so gerne zu den Menschen gegangen wären. Sie hätte ihnen helfen mögen; aber die scheuen armen Verbannten flohen die Gesellschaft und das Gespräch glücklicher Menschen, die das Tageslicht schauen und frei hinwandeln konnten, wohin sie wollten, und eine Heimat hatten, während sie selber von keiner andern wußten, als von den kalten rauhen Bergen.

Jetzt freilich sieht man keine Elfen mehr, und die ältesten Leute erinnern sich nur, vom Großvater erzählen gehört zu haben, daß ihm als jungen Jäger einmal, da er sich verirrt hatte, eine Elfe den Weg gewiesen; oder von der Großmutter, daß die Kühe, die sie als Sennerin gehütet, doppelte Milch gegeben, weil die Elfen sie molken. Wie aber die Menschen in der ganzen Welt weiser und gescheiter wurden, so haben alle jene wunderbaren Geschlechter, von denen die Sage erzählt, sich noch

ſcheuer vor ihnen zurückgezogen; denn mit der alten Einfalt verloren die meiſten Menſchen auch die beſſeren Sitten, und wurden ein zügelloſes, böſes Volk.

Da begab es ſich vor etwa anderthalb hundert Jahren, daß in einer mondhellen Sommernacht ein Knecht über die Berge hereinkam in das Thal, von dem ich am Anfang geſprochen. Eilig zog er ſeines Weges, denn er fürchtete die Rache der Bewohner eines entfernten Theiles, wo er eben im Zorn des Streites einen Mann getödtet hatte. Noch klebte das Blut des Erſchlagenen an ſeinen Händen, und in ſeiner Seele ſchlug noch der Groll und die Mordluſt in hellen Flammen empor. Wie er nun ſo hinſchritt an den Halden, ſtand er plötzlich bei einer Heerde und gewahrte eine Elfe, die eines der Thiere molk. Er ſtürzte auf ſie zu, und traf ſie mit ſeinem ſchweren Bergſtock auf das zarte Haupt, daß ſie ſeufzend zu Boden ſank und das warme Blut die Erde färbte. Dann wanderte er zornig und fluchend weiter; aber am weſtlichen Himmel ſtieg ein Gewitter auf, und in ſeiner Seele ward es finſterer und kälter als je. Die Blätter der Bäume zitterten mit unheimlichem Rauſchen; die Vögel des Waldes, die eben vom erſten Morgenhauch geweckt, erwachten, riefen ihm ſeinen Mord und den frevelhaften Eingriff in das Reich der Natur vor das wild empörte Gewiſſen, und das ſchwere Röcheln der ſterbenden Elfe ſtöhnte noch in der Ferne und hallte ſchauerlich in der ſchweigenden Waldeinſamkeit wieder. Darauf ſtieg die Sonne über den Felſen empor, und ſie ſchien ihm blutroth, aber bald brach das Gewitter los, das immer höher und drohender ſich erhoben hatte; eine unnennbare Angſt lagerte ſich ſchwer auf die ſchuldbeladene, mordbefleckte Seele, und ſtieg ſchnell zum zermalmenden Wahnſinn. Im dickſten Gebüſche des Thales verſteckte er ſich vor den zuckenden Blitzen, und noch, als das Gewitter längſt vorüber war, lag er von Angſt erſchöpft, betäubt, zitternd in ſeinem Schlupfwinkel und heulte und tobte in ſchrecklicher Verzweiflung. Er gedachte mit dem Meſſer ſeine Qualen zu enden, aber die ohnmächtige Hand vermochte den Todesſtoß nicht zu führen. Am ſpäten Abend ſtand wieder der Vollmond ruhig und klar über dem Thale; da begann es auf den Höhen ringsum ſich zu regen, und in der Geiſterſtunde erſcholl eine gellende Stimme und tönte in den Bergen und an den Felswänden wieder: Alle neun Reiche auf! Elfe iſt todt! Der Mörder hörte den Ruf, und ſtürmte auf und rannte zum See, und hinein, bis das Waſſer ihm über dem Kopfe zuſammenſchlug; aber die Wellen bäumten ſich und

ſchleuderten ihn hoch empor, und eine warf ihn der andern zu, bis er ſinnlos, zerſchlagen wieder am Ufer lag. Er raffte mit der letzten Kraftanſtrengung ſich auf und wankte einen Berg hinan, bis er blutend und ſchweißtriefend oben ſtand, wo eine ſchauerliche Tiefe heraufgähnte. Da nahm der Verzweifelnde einen gewaltigen Anſatz und flog über den Rand hinaus in den bodenloſen Abgrund.

Von den Elfen hat man ſeit jener Zeit in dieſer Gegend nichts mehr gehört noch geſehen, und der frühere überſchwengliche Segen iſt aus dem Thale gewichen; die Arbeit und Mühe der Bewohner iſt dieſelbe wie überall, und die Leiden und das Unglück ſuchen auch hier regelmäßig die Hütten der Bewohner heim.

490.

Das Ehren-Männlein.

Mündlich.

Wenn man von Lindau in nordöſtlicher Richtung über Reuti, die Staig und das Wannenthal geht, ſo kommt man in eine enge Thalſchlucht, durch welche ein Waſſer rinnt, welches weiter unten in Rickenbach ein Mühlrad in Bewegung ſetzt. Im Munde des Volkes heißt dieſe Thalſchlucht das „Beſertiter Tobel," weil weiter oben und außerhalb des Waldes das Pfarrdorf Böſenreuti liegt. Von jenem Bächlein bis auf die Höhe hinauf führt ein gar freundlicher Weg durch das Waldesdunkel über hundert und etliche Stufen. In jenem Tobel nun ſoll vor Zeiten das Ehre-Mändle, eine Art von Wichtelmännchen oder Kobold ſein Weſen getrieben haben. An ſchönen Sommertagen pflegte es all' ſeine Schätze und Reichthümer — worunter beſonders ſehr ſchöne ſilberne Löffel und Teller — vor ſeine Behauſung herauszutragen, ſie da zu putzen und förmlich zur Schau auszuſtellen, ohne ſich dabei eine Ruhe zu gönnen; immer gab es wieder hier oder dort was zu wiſchen und abzuſtauben. Wollte man ſich ihm nähern, ſo war im Nu die ganze Beſcheerung verſchwunden. Die Geſchäftigkeit dieſes Gnomen ſoll immer lang anhaltendes ſchönes Wetter angezeigt haben; deßhalb pflegte man Abends nach dem „Heuen" ein Stücklein Brod auf die Thürſchwelle zu legen, ihm dadurch ſeinen Dank auszuſprechen. Man ſah das Ehre-Mändle auch

zur Winterszeit nach eingetretener Dunkelheit nicht ungerne in Häusern und Stallungen, da sein Erscheinen immer Glück gebracht. Seit dem Schwedenkriege soll es nicht mehr gesehen worden sein. Auch geht die Sage, daß einige junge Bursche, in der Absicht, das gute Männlein zu necken und herauszulocken, eine lebendige Ente in seine Höhle hineingeworfen haben, welche eine halbe Stunde weiter östlich im Lettenbach fludernd wieder gesehen worden sei. Das kann aber nicht wohl sein. Erzähler gab sich selbst die Mühe, hinein zu kriechen, fand aber keine Fortsetzung dieser Höhle oder einen anderen Ausgang. In einer alten im Jahr 1626 von dem Maler Rauh zu Wangen verfertigten sehr genauen Karte der Umgegend heißt es ganz deutlich „Erzmann=Loch," was den Erzähler auf den Gedanken brachte, diese Höhle möchte vielleicht der Eingang zu einem aufgegebenen, nun ganz verlassenen und eingestürzten Schachte sein. Das Ganze hat von Außen mehr das Ansehen eines Dachsbaues, und wird zur Stunde noch Ehre=Mändles=Loch genannt. Sollte irgend Jemand es aufsuchen wollen, so müßte er sich an die Insassen des zunächst gelegenen Bauernhofes wenden, wo man es beim „Wagner" im Tobel heißt.

491.

Die Hexensteine bei Lindau.

Mündlich.

Als die ersten Verbreiter des Christenthums am Bodensee werden die Heiligen Columbanus und Gallus genannt. Ersterer ist jetzt der Patron Rorschachs, letzterer der St. Gallens. Als Sankt Gallus einst in der Stille der Nacht am Seeufer stund und seine selbst gestrickten Netze in's Wasser warf, hörte er einen Dämon, welcher von einem benachbarten Berge herab mit lauter kreischender Stimme einem andern Geiste mit Namen zu rufen schien, der in der Tiefe des See's sich aufhielt. Der letztere antwortete: „Hier bin ich!" Da sprach der auf der Höhe: „Wohlan denn, so erhebe dich zu meiner Hülfe, auf daß wir jene Fremdlinge vertreiben, die, aus der Ferne daher kommend, meine Bilder im Tempel zerbrochen haben, und das Volk, das mir diente, zu sich abgewendet. Auf! laßt uns die gemeinsamen Feinde über die Gränze jagen!" Der im See

antwortete: „Wehe, daß du die Wahrheit ſprichſt, das erfahre ich an mir ſelber, denn Einer von ihnen ſetzt mir im Waſſer zu und verödet meine Reiche; nie vermag ich ſeine Netze zu zerreißen, noch ihn ſelbſt zu täuſchen, weil auf ſeinen Lippen unaufhörlich die Anrufung des wahren Gottes ſchwebt.“ Da ermannte ſich der heilige Mann, verwahrte ſich mit dem Zeichen des Kreuzes, bedräute die Teufel in Chriſti Namen und eilte zu ſeinem Meiſter Columban in die Zelle, zu erzählen, was er gehört. Dieſer berief alſogleich die Brüder zuſammen und kaum hatten ſie angefangen zu beten und zu lobſingen, als ſie auch das gräßliche Geſchrei der Dämonen vernahmen, die mit verworrenen Klagen über die Berge und den See ſich flüchteten. Einer jener Verſcheuchten, nach der Sage eine Hexe, ſoll in der Bedrängniß in drei Abſätzen über den See geſprungen und ſich dann weiter ſalvirt haben.

In der nächſten Umgebung der Stadt ſtehen zwei Steine im See, welche beide den Namen „Hexenſtein“ führen; der kleinere befindet ſich in der Umfaſſung der Seebadeanſtalt zunächſt der Römerſchanze, der andere aber weſtlich der Sternſchanze — außerhalb der Palliſadenreihe — unweit davon, wo der Eiſenbahndamm die Stadt berührt. Der letztere Stein iſt der größere, ragt bei niederem Waſſerſtand drei bis vier Fuß über die Waſſerfläche hervor und iſt ein ſehr beliebter Tummelplatz der Möven. Beſagte Hexe ſoll nun vom Schweizerufer mit einem Schritt zuerſt auf den kleineren, mit dem zweiten auf den größeren und mit dem dritten Schritt an's Land geſprungen ſein. Auf beiden Hexenſteinen ſoll ehedem der Abdruck eines menſchlichen Fußes — und zwar mit der Spitze nach der Schwabenſeite gekehrt — ſehr deutlich zu erkennen geweſen ſein.

492.

Das Eldernſche Marienbild zu Ottobeuren.

Mündlich.

In dem eine kurze Strecke vom Kloſter Ottobeuren entfernten Erlen- oder Elbernwalde befand ſich bis auf unſere Tage eine ſchöne Wallfahrtskirche mit dem von Erde geformten Bilde der Mutter Gottes, von dem Niemand wußte, wie es in den Wald gekommen, bevor die Kirche erbaut worden war. Man erzählt davon Folgendes: Vor etlichen hundert Jahren

hatte eine kranke Frauensperſon vergeblich alle Mittel zur Wiedererlangung ihrer Geſundheit verſucht, und da ſie einmal im Gebete eine Stimme vernahm: „Willſt du geſund werden, ſo ſtehe auf und gehe in das nächſtgelegene Elderwäldlein, da wirſt du an einem Elderbaume ein Muttergottesbild finden in ſitzender Geſtalt, vor dem dir ſoll geholfen werden," ſo war ſie ſchnell gehorſam, machte ſich auf, fand das Bild an einem Baume, an dem ſchon ſo Viele vorüber gegangen waren und es nicht geſehen hatten. Sie warf ſich im Gebete nieder und erlangte die Geſundheit. Darauf wurde über das Bild ein Kirchlein gebaut. Einmal kam einem böſen Menſchen der Gedanke, auf das Bild zu ſchießen, derſelbe fiel todt zur Erde nieder. Zu Anfange dieſes Jahrhunderts wurde die Kirche zerſtört, das Bild aber in die prachtvolle Kloſterkirche Ottobeurens überſetzt.

493.

Der Eichbaum zu Iller-Aichheim.

Aurbacher in Hermanns Kalender 1844 S. 55.

Im Schloßhofe zu Illeraichheim zwiſchen Memmingen und Ulm lag vor nicht undenklichen Jahren ein großmächtiger Eichenſtamm, ſo daß ſich die Leute, die ihn geſehen, nicht genug verwundern konnten, wie man den ungeheuern Block auf den Berg habe hinauf ſchleppen können. Eine Gräfin wollte ihr Schloß ganz umbauen, und befahl „den armen Leuten" die Eiche heraufzuſchaffen. Als ſie oben war, blieb ſie unbeweglich manches Jahrhundert liegen.

494.

Geiſterzug im Schloſſe Aichheim.

Mündlich.

Unfern der Iller in reizender Lage erhob ſich nahe dem Markt Illeraichen das alte, großartige Schloß Aichheim, vormals Wohnſitz der mächtigen Grafen von Aichheim, Rechberg und Limburg-Styrum. In dieſem

weitläufigen Gebäude wohnte bis zum Abbruche desſelben im Jahre 1837 eine Beamtenfamilie. Ein Knabe, das einzige Söhnlein des Hauſes, vergnügte ſich oft mit Spielſachen ganz allein in den großen alten Sälen des Schloſſes. Da kam einmal der Knabe außer Athem zu ſeinem Vater gelaufen und erzählte, wie er ſo eben im Kaiſerſaal allein geweſen ſei und geſpielt habe, da ſei die Thüre aufgegangen und ein Zug von Rittern und Frauen hereingekommen, die ſich an der Hand führten, in prächtigen, rauſchenden Gewändern. Sie wären alle weinend durch den Saal gezogen; am Ende wäre ein Fräulein gekommen, das ihm gewinkt hätte, worauf er davon gelaufen.

Noch heutiges Tages ſoll ſich das Fräulein öfters in der Halde ſehen laſſen, wo es den Leuten zuwinkt. Auch ſagt man, daß alljährlich um Oſtern die alten Grafen und Gräfinnen großen Umzug im Schloſſe hielten; 1837 vor dem Abbruche des Schloſſes ſeien ſie weinend erſchienen, weil zum letzten Male.

495.

Der Möringer.

Von K. Simrock. — Nach dem Volksliede, Uhland I, Abth. II., 773. Die Sage ſchließt ſich nach Wackernagel (Geſch. d. d. Lit. I., 143) an jene von Caesar. Heisterb. dial. mirac. VIII., 59 erzählte an. (Vgl. die Bearbeitung v. Schwab: Sagenb. I., 385.)

Wollt ihr hören neue Mär
Die ſich begab; ich weiß nicht wann?
Von dem edlen Möringer,
Wie er zu ſeiner Fraun begann,
Als er ihr Nachts zur Seite lag.
Er umfing die zarte Fraue ſein,
Des Freudenſpiels er mit ihr pflag.

Da ſprach er: Herzeliebe Fraun,
Vernehmt die Rede mein fürwahr,
Aller Ehren ich euch getraun,
Wollt ihr mein harren ſieben Jahr?
Abenteur ſind mir bekannt:
Nun gebt mir Urlaub, zarte Frau,
Dann will ich in St. Thomas Land!

Da ſprach die Frau gar trauriglich,
Sehr betrübt war ihr der Muth:
Edler Herr, beſcheidet mich,
Wem befehlt ihr euer Gut?
Das ſagt mir um den Willen mein.
Wem befehlt ihr Land und Leut?
Wer ſoll mein treuer Pfleger ſein?

„Das befehl ich, edle Fraue hehr,
Manchem werthen Dienſtmann mein,
Die von euch haben Gut und Ehr:
Die ſollen euch ergeben ſein,
In allen Treuen unterthan.
Nun gebt mir Urlaub, zarte Frau
Daß ich die Fahrt vollbringen kann.

„Von Treue will ich euch nicht wanken,
Herzenliebe Fraue zart,
Habt euch in göttlichen Gedanken,
Da ich bin auf der Gottesfahrt.
Da ich euch dies hab angelobt,
So gebt mir Urlaub, zarte Frau,
Es wird euch sicherlich erprobt.

„Gesegne Gott euch, edle Fraue,
In also tugendlichem Muth,
Aller Ehren ich euch getraue,
Gott hab' euch selber in der Hut,
Und woll uns auch behülflich sein.
St. Thomas, der vieledle Herr
Laß seinen Schutz euch angedeih'n."

Da der edle Möringer
Des Morgens aus dem Bette gieng,
Da begegnet ihm sein Kämmerer,
Von dem er das Gewand empfing.
Ein Wasserbecken bracht er dar:
Das nahm er auf die weiße Hand
Und wusch die lichten Augen klar.

„Hör' Kämmerer, mein traut Gesind,
Du allerliebster Diener mein,
Ob ich die Tugend an dir find,
Daß du mir pflegst die Fraue mein:
Die befehl ich dir auf sieben Jahr;
Komm ich wieder heim zu Land,
So wird dir reicher Lohn fürwahr."

Da sprach der Kämmrer tugendlich:
„Edler Herr, mich däuchte gut,
Ihr bliebt daheim, denn sicherlich,
Die Frauen haben kurzen Muth.
Vernehmet recht, was ich euch sage:
Euer Frauen Hüter möcht ich sein
Länger nicht, denn sieben Tage."

Da dem edlen Möringer
Die fremde Rede ward bekannt,
Er ging mit trauriger Gebähr
Bis er den jungen Reifen fand.
Als er den Junker vor sich sah,
Zu ihm der edle Möringer
Gar züchtiglich begann er da.

Da sprach er: „Junger Herr von Reifen,
Ihr allerliebster Diener mein,
Nichts mag eurer Tugend gleichen:
So pfleget ihr der Fraue mein.
Ich befehle sie euch an
Wie Gott befahl die liebe Mutter
Am Kreuz dem Herren St. Johann."

Da dem jungen Herrn von Reifen
Das Abenteuer ward bekannt:
„All eure Sorge lasset schleifen,
Und ziehet in St. Thomas Land.
Ich gelob euch das fürwahr,
Eurer Frauen will ich pflegen
Und bliebt ihr außen dreißig Jahr."

Da dem edeln Möringer
Die gute Rede ward bekannt,
Ihm war das Herz nicht mehr so schwer,
Hin zog er nach St. Thomas Land.
Die Märe sagt uns das fürwahr,
Daß der edle Möringer
Ausblieb volle sieben Jahr.

Da der edle Möringer
In einem Garten lag und schlief,
Dem Ritter träumte also schwer
Wie ihn ein Engel weckt' und rief:
„Erwache, Möringer, es ist Zeit:
Kommst du heut nicht heim zu Land,
Der junge Reifen nimmt dein Weib."

Da rauft der edle Möringer
Vor Leid sich aus den grauen Bart:
„Mir ist von Leid das Herz so schwer:
Ach Gott, daß ich geboren ward!
Soll ich so geschieden sein
Von Land und auch von Leuten,
So reuet mich die Fraue mein!"

Er sprach: „St. Thomas, edler Herr,
Dir will ich klagen dieses Leid,
Daß die mich scheiden will von Ehr,
Die ich gebracht zu Würdigkeit.
Im Elend bin ich armer Mann,
So ferne hier im fremden Land;
Gott ists allein, der helfen kann."

Da der edle Möringer
Noch empor zu Gotte rief,
Ihm war das Herz von Leid ſo ſchwer,
Im Leid er wiederum entſchlief.
Daheim erwachend wußte das
Noch nicht der edle Möringer,
Daß er vor ſeiner Mühle ſaß.

„Marien Dank und ihrem Kind!
Die mir geholfen haben her,
Daß ich mein' Mühle wiederfind'
So ſchnell nach wunſchlichem Begehr."
Doch war er ein betrübter Mann,
Als er in ſeine Mühle ging
Und Niemand ihn erkennen kann.

Da ſprach er: „Müller, traut Geſind,
Weißt auf der Burg nicht neuer Mär?
Wenn ich die Tugend an dir ſind,
Ich armer Pilger über Meer."
„Abenteuer weiß ich viel,
Wie des edlen Möringers Weib
Den Reifen heute nehmen will.

Man ſpricht, der edle Möringer,
Der ſei in fremden Landen todt.
Das Leid, das iſt mir allzuſchwer,
Gott helf ihm noch aus aller Noth.
Gott gnad dem lieben Herren mein,
Von dem ich Ehre hab und Gut,
Gott tröſt die liebe Seele ſein."

Da ſprach der edle Möringer,
Er war ein gar betrübter Mann:
„Nun helf mir Gott, du halfſt mir her,
Und rathe mir, wie greif ich's an,
Daß ich zu meinen Burgen käm'
Und von dieſem Hofgeſind
Am Leben keinen Schaden nähm."

Da ging der edle Möringer
Vor ſeiner eignen Veſte Thor.
Er klopfet an, er klopft ſo ſehr;
Der Thorwart ſprach: „Wer iſt davor?"
„Held, nun ſag der Fraue dein,
Ein Pilger ſteh hier vor der Burg,
Ein armer Pilger woll' herein.

Nun bin ich doch heut fern gegangen,
Daß ich müde worden bin.
Thu's um Gott, und ſäum nicht lange;
Denn in die Burg ſteht all mein Sinn.
Um ein Almoſen bitt ich ſehr
Um Gott und um St. Thomas Willen
Und um den edeln Möringer."

Der Thorwart that wie er gebot,
Ein gieng er zu der Frauen ſein.
Er ſprach: „Erbarmt euch, Frau, der Noth,
Laßt einen armen Pilger ein.
Um ein Almoſen bitt er ſehr
Um Gott und um St. Thomas Willen
Und um den edeln Möringer."

Da das die edle Frau vernahm,
Ein armer Pilger ſteh davor,
Sie war den Pilgern nimmer gram:
Sie ſprach: „So ſchließ ihm auf das Thor.
Almoſen gönn ich ihm fürwahr;
Um Gott und um St. Thomas Willen
Gönn ichs ihm gern das ganze Jahr."

Der Thorwart that der Frau Begehr,
Hin ſchied er von der Herrin ſein.
Da ward der edle Möringer
In ſeine Burg gelaſſen ein.
„Ich danke dir, Herr Jeſu Chriſt,
Deiner Mild und deiner Güte,
Daß meine Burg mir offen iſt."

Da der edle Möringer
In ſeine eigne Burg eingieng,
Es war ihm leid von Herzen ſehr,
Daß Niemand ihn darin empfing.
Er ſetzte ſich auf eine Bank;
Wie da dem edeln Möringer
Eine kleine Weile ward zu lang!

Nun naht' es ſich der Abendſtund,
Zu Bette ſollte gehn die Braut;
Er war den Herren noch nicht kund;
Da ſprach der beſte Dienſtmann laut:
„So hielt es ſonſt der Möringer,
Es ſchlief kein Gaſt auf ſeiner Burg,
Er ſang ein Hoflied ihm vorher."

Der Junker hörte das von Reifen,
Der da Bräutgam ſollte ſein.
„Hört auf mit Lauten und mit Pfeifen;
Herr Gaſt, ſingt mir ein Liedelein.
Wenn es den Leuten wohlgefällt,
Das gelob ich ſicherlich,
Ich begab euch reich mit Gut und Geld.“

„Zu ſchweigen hatt ich mich bedacht,
Doch ſing ich wieder, wie ich ſang,
Ein Weib hat mich dazu gebracht,
Den Frauen folg ich lebenslang.
So bitt ich dich, du junger Mann,
Räch mich an der alten Braut,
Greif ihr die Haut mit Reifern an.

Ward ich in ihren Dienſten alt,
Blieb ſie inzwiſchen auch kein Kind;
Mein Bart iſt grau und ſo geſtalt,
Daß ſie auf einen jüngern ſinnt.
Sonſt war ich Herr, nun bin ich Knecht,
Drum ward auf dieſer Hochzeit mir
Eine alte Schüſſel auch gerecht.“

Da das die edle Frau vernahm,
Ihr trübten ſich die Augen klar,
Von Gold ſie einen Becher nahm
Und ſetzt' ihn dieſem Pilger dar.
Drein ſchenkte man den klaren Wein,
In den der edle Möringer
Von Golde ſenkt' ein Ringelein.

Das zog er ab von ſeiner Hand,
Es war ſo lauter und ſo klar,
All ſein Leid ihm da verſchwand,
Was ich euch ſage, das iſt wahr.
Er warf es auf des Bechers Grund,
Mit dem ſein allerliebſt Gemahl
Ihm feſtigte den Ehebund.

„Trauter Weinſchenk,“ ſprach der Gaſt,
„Du allerliebſter Diener mein,
Wenn du mir holden Willen haſt,
So trage dies der Herrin dein.
Dafür gelob ich ſicherlich,
Wenn meine Sachen beſſer ſtehn,
Zum reichen Manne mach ich dich.“

Da ſprach der Weinſchenk tugendſam:
„Ja liebſter Pilger, gleich zur Hand!“
Den Becher mit dem Ring er nahm,
Gab ihn der Herrin in die Hand.
„Liebſte Herrin,“ ſprach der Schenk,
„Laſſet dies euch nicht verſchmähn,
Euch ſchickt's der Pilger zum Geſchenk.“

Da des edeln Ritters Frau
Das Ringelein im Becher ſah,
Sie begann es näher zu beſchaun,
Betroffen ſprach die Gute da:
„Mein Herr, der Möringer iſt hie.“
Aufſtund die Frau gar züchtiglich
Und fiel vor ihm auf ihre Knie.

„Seid mir willkommen, liebſter Herr,
Ihr ſeid noch alles Leides voll.
Wo bliebet ihr ſo lange fern?
Nun ſollt ihr euch gehaben wohl.
Laßt euer ſehnlich Trauern ſein
Und verſetzt euch keines Leides;
Hab ich doch noch die Ehre mein.

Die Ehre halt ich alſo feſt,
Edler Herr, gar ohne Wank;
Das dünket mich das Allerbeſt,
Deß ſag ich Gott im Himmel Dank.
Wenn ich euch untreu worden bin,
Mein ehelich Gelübde brach,
Vermauern laßt mich immerhin.“

Da dem jungen Herrn von Reifen
Dies Abenteuer ward bekannt,
All ſeine Feinde ließ er ſchweifen
Und trat vor ſeinen Herrn zuhand:
„Herre, liebſter Herre mein,
Gebrochen hab ich Treu und Eid,
Das Leben büß ich billig ein.“

Da ſprach der edle Möringer:
„Herr von Reifen, es ſoll nicht ſein,
Betrübt euch drum nicht allzuſehr
Und nehmt für euch die Tochter mein;
Mir überlaßt die alte Braut,
Mit der kann ich mich wohl berichten,
Ich gerb ihr ſelber ſchon die Haut.“

496.

Liebfrauenbild von Dorschhausen.

Gumppenbergs marianischer Atlas deutsch von Wartenberg IV., 153.

Nit weit von der Stadt Mindelheim in dem Dorf Dorschhausen, in der Kirch ist ein Marienbild in größten Ehren. Die Sag ist, diese Kirch sei angefangen worden, nit weit darvon in dem Dorf Altensteig sei aber Alles durch göttliche Macht allhero kommen, was dort ist gebauet worden. So hab auch das heilige Bild nit können bewegt werden, da mans wollte in des Malers Haus tragen, um solches zu renoviren, deßwegen habe der Maler in der Kirchen arbeiten müssen. Einmal hat ein schwedischer Reiter ungebührliche Wort wider dieses heilige Bild ausgestoßen, darnach demselben den Mantel abgezogen mit den Worten: Laß mich diesen Mantel so lang brauchen, als du ihn gebraucht hast. Ist also wieder zu seiner Compagnie kommen und über ein Viertelstund armselig des Tods gewesen. Die große Glocken hat sondere Kraft in Erhaltung der Feldfrucht, wann mans zu Anfang des Winters läutet, und dieses von Alters her. Vor Zeiten ist es ein benanntes heiliges Ort gewesen, und mit großen Kirchfahrten geehret worden, bis der Irrglauben überhand genommen.

497.

Die Burgruine Rabenschaichen.

Mündlich.

Wenn man auf der Straße von Kempten nach Memmingen das Dorf Hirschdorf hinter sich hat, sieht man, etwa eine Viertelstunde unterhalb dieses Dorfes, links neben der Straße am nahen Waldsaume, die Ruinen einer zerfallenen Burg, über welche junge Birken und Tannen emporragen. Daneben steht ein Weiler, von mehreren zerstreuten Häusern gebildet, welches bis auf den heutigen Tag den Namen von dieser Burg „Rabenschaichen" trägt. Hier hauste in alten Zeiten ein gar ungebärtiger Ritter, der Schrecken der ganzen Gegend. Zogen die Ulmer Kaufleute mit ihren Waaren aus Welschland des Weges fürbaß, da lauerte Kuno mit seinen wilden Gesellen im Gehölze, plünderte die Reisigen oder ließ

ſich das Weiterziehen mit blankem Golde bezahlen. Seine Grundholden bedrückte er auf alle Weiſe; kam ein Bettler an die Schloßpforte, ſo hetzte er ſeine zottigen Rüden nach ihm und ſah mit Hohngelächter zu, wenn ſie ihn recht übel zurichteten. Das unrecht aufgehäufte Gut ward dann in ſchwelgeriſchen Gelagen verſchwendet, wobei die geraubten Weinfäſſer, wenn ſie ihres feurigen Inhaltes entleert waren, unter dem Gejauchze der Zechenden in den Burggraben hinabgerollt wurden. So trieb er das wilde Raubhandwerk viele Jahre, fragte nichts nach Gott und nach den Menſchen, und ſo kühne Abentheuer er auch unternahm, immer kehrte er ſiegreich von jedem Strauße heim, ſo daß es allum hieß: „Ritter Kuno hat ſeine Seele dem Teufel verſchrieben, drum richtet Keiner etwas mit ihm aus!“ — Plötzlich ſtirbt er um die Mitternachtsſtunde, von einem blutigen Raube heimgekehrt. Seine Geſellen tragen den Leichnam in das oberſte Gemach, von deſſen Söller Kuno auf die an der nahen Straße Vorüberziehenden Spähe zu halten pflegte. Indeß ſie im Erdgeſchoße über der Theilung der angehäuften Schätze hadern und lärmen, erſchallt plötzlich um die Zinne der Burg ein kreiſchendes Gekrächze einer Schaar Raben, welche bald durch die geöffneten Fenſter in das Todtengemach hineinfliegen und mit wüthendem Geſchrei das Antlitz des Verſtorbenen zerfleiſchen. Die Todtenwächter vermochten ſie erſt zu verſcheuchen, als von dem vollſtrotzenden Geſichte nur mehr die nackten Knochen aus dem Leichentuche hervorgrinsten. Die Zechenden im Hofe ergriff kalter Graus; ſie ahnten Gottes Strafgerichte, vertheilten die geraubten Güter unter die Armen oder vergabten ſie an Kirchen, und überlieferten das Raubneſt den Flammen, welche es bis auf das Erdgeſchoß verzehrten, das noch heute in ſeinen Trümmern die Erinnerung an dieſe Sage aufbewahrt in ſeinem Namen „Rabenſchaichen.“

498.

Der Schindelnklieber in den Meltern.

Mündlich.

Zwiſchen Kaufbeuren und Schongau liegt ein herrlicher Wald, „die Meltern,“ der ſich zu beiden Seiten der Geltnach hinzieht, deren enges Thal das „kalte Thal“ genannt wird. Da hört man in ſtillen, finſtern

Nächten in entfernter Waldeinſamkeit ein Geräuſche, wie wenn Jemand aus Scheitholz Dachſchindeln klöbe: es iſt der „Schindelnklieber in den Meltern," wie er ringsum in der Gegend genannt wird. — In dem nahen Dorfe Stöttwang wohnte einſtmals ein begüterter Bauer, der nicht zufrieden mit dem Segen, welchen ihm Gott ſchenkte, recht wucherig that und allabendlich mit ſeinem Knechte in die Meltern hinausging, um Holz zu ſtehlen, das er dann daheim klob und an die armen Nachbarn verkaufte. Da ging einmal Sattlers Jakob um die Mitternachtsſtunde von Oſterzell, wo er auf der Stöhr arbeitete, nach Hauſe. Er mochte vielleicht, weil er dem Kornbranntwein kräftig zugeſprochen, etwas unterm Hut haben; da erwachte das Courage in ihm und er rief einmal um's andermal in das Gehölze: „Schindelnklieber komm heraus!" — Was geſchieht? Er geht luſtig ſeiner Wege, da ſieht er mit einem Mal einen großen, ſchwarzen Hund über dem Wege liegen, deſſen feuriges Auge ihn ſo erſchrecklich anblitzte, daß es ihm eiskalt über den Rücken lief. Er bog vom Wege ab in das Gehölze, verirrte ſich aber, da ihm immer die funkelnden Augen des ſchwarzen Hundes vorleuchteten, ſo ſehr, daß er erſt nach ausgeſtandenen Todesſchrecken gegen die Morgendämmerung, ganz nüchtern geworden, daheim ankam.

499.

„Wo gehts Bobingen zu?"

Mündlich.

Drei Stunden ſüdlich von Augsburg an der ſogenannten Hochſtraße liegt das große und ſchöne Dorf Bobingen. Da iſt es aber nicht gut fragen: „wo geht es Bobingen zu?" und gar Manche haben darob nicht ſelten blutige Köpfe heimgetragen; zum mindeſten wird Einer mit Schimpf und Spott und den läſterlichſten Reden traktirt, er mag nur fragen, wen er immer will. Dieß kommt nun daher. Es war einmal vor langer Zeit ein Burſche von Bobingen zu Gericht belangt, welchen eine Dirne als Vater ihres Kindes angegeben hatte. Der Beklagte wendete ſich an einen Advokaten in Augsburg, der im Rufe ſtand, daß er Alles „durchfechten" könne. Dieſer gab ihm den Rath, ſich vor Gericht blödſinnig zu ſtellen und auf jede an ihn gerichtete Frage die Antwort zu geben

„Bobingen zu," und dabei mit der rechten Hand unter der Naſe von der rechten nach der linken Seite zu zeigen. Er that genau wie ihm gerathen war, und wurde, da weder ein Eingeſtändniß noch etwas Anderes aus ihm zu bringen war, vom Gerichte entlaſſen. Nach einiger Zeit kommt er Geſchäfte halber in die Stadt und begegnet dem Advokaten, der ihn neugierig um den Ausgang fragte. Nachdem er den glücklichen Erfolg gehört, ſagte er: „Nun iſt's aber an dir, mich für dieſen Rath zu belohnen; ich verlange für meine Bemühung nur zwei Karolin." Der Burſche aber warf dem Verblüfften ein „Bobingen zu" hin, bog um das Straßeneck und läßt ſeit der Zeit den Advokaten auf ſeinen Lohn warten.

500.

Entſtehung des Kloſters Lechfeld.

Bosor Lico-Campestris. Augsburg 1662, S. 14 ff. Kurze Geſchichte der Wallfahrt und des Kloſters Lechfeld. Augsburg 1830 S. 1—7.

Im Jahre 1602 lebte Frau Regina von Imhof, geborne Bämlin auf Reinhardshauſen, Wittwe des Raimund von Imhof, Patriziers und Bürgermeiſters in Augsburg, auf ihrem Lehngut Untermeitingen. Eine beſondere Andacht zur Mutter Gottes veranlaßte dieſe edle Frau zu dem frommen Entſchluſſe, eine Kapelle zu Ehren Mariä Hilf zu erbauen.

Lange Zeit konnte ſie nun über den Platz mit ſich ſelbſt nicht einig werden, auf welchem ſich die neue Stiftung erheben ſollte. Endlich ergab ſich, nach einer bis auf unſere Zeiten fortgepflanzten Sage, folgendes Ereigniß.

Die edle Frau hatte ſich einſt bei Nacht und Nebel auf einer Rückreiſe von Augsburg nach Untermeitingen auf der weiten Ebene des Lechfeldes verirrt. In der Angſt ihres Herzens verſprach ſie in ſtillem Gebete der Mutter Gottes dort eine Kapelle zu bauen, wo ſie den Weg nach ihrem Schloſſe finden würde. Kaum hatte ſie bei ſich dieſes feierliche Verſprechen gethan, als der frommen Frau aus finſterer Nacht die Lichter ihres benachbarten Schloſſes entgegen ſchimmerten, worauf ſie hocherfreut alſogleich ihrem Kutſcher befahl, auf dieſem Platze ſeine Peitſche in die Erde zu ſtecken. So entſtand nun bald darauf das Kirchlein Maria Hilf auf dem Lechfelde, die hohe Stifterin aber gebot auf Anrathen ihres aus

Italien rückkehrenden Sohnes Leonhard von Imhof, der Kapelle die Form der Kirche von Maria Rotonda in Rom zu geben. Den 9. April im Jahre 1603 wurde der Grundstein gelegt. Fromme Sage behauptet, daß Frau Regina von Imhof die Errichtung des Hochaltares, wie er noch heutigen Tages steht, nach dem Vorbilde dreier nächtlicher Visionen selbst angegeben habe.

501.

Wie ein Augsburger die Schweden vom Kloster Lechfeld vertrieben.

Gumppenbergs Marian. Atlas IV., 107.

Auf dem Lechfeld bei Augsburg ist zum Gedächtniß des Sieges, so Kaiser Otto wider die Hunnen auf diesem Feld erhalten, eine große runde Kapell erbauet worden. Das Frauenbild von Holz ist sehr groß auf dem Altar, hat gleich Anfangs Kirchfahrter mit Opfer bekommen. Ein aufrichtiger katholischer Bürger von Augsburg hat erzählt, daß er einsmals von Augsburg nach Landsberg gangen, sei er etwas mehr als hundert Schritt von der Kapell gewesen, da habe er ziemlich viel schwedische Räuber ersehen, mit etlichen leeren Wägen von vier Pferden bespannt, gedachte, sie kämen, das Kupfer, mit dem die Kapell bedeckt war, hinwegzunehmen, welches ihm zu Herzen gangen, und gedacht, wie er doch dieses verhindern könnte, war aber allein, zu Fuß, und müd, könnte auch den Reutern nicht entfliehen; da fallet ihm plötzlich ein, er solle so geschwind er könne, in die Kapell hineinlaufen. Als sich die Soldaten schon zu dem Raub rüsten wollen, haben sie den Laufenden aufgehalten und gefragt, warum er also laufe, da ihm doch Niemand nachjage, darauf er geantwortet, er fürchte die Kroaten und bitte Gott, daß er ihnen entrinnen möchte. Als die Schweden Solches vernommen, haben sie sich alsobald zur Flucht begeben, habe derowegen er der Mutter Gottes Dank gesagt, daß er der Gefahr entronnen, auch genug gelacht, daß er allein die Soldaten aus dem Feld geschlagen. Die Kapell hat also an Wunderwerken und Reichthum zugenommen, daß ein zierlich weites Langhaus daran gebauet worden.

502.

Todtenwies und Eſelsburg.

Mündlich.

Im Jahre 955 lagerten ſich die Ungarn oberhalb Augsburg. Kaiſer Otto mit ſeinem tapfern Heere bot ihnen die Schlacht an. Der heilige Ulrich betete um den Sieg und zog ſelbſt mit in den heißen Kampf. Endlich mußten die wilden Horden erliegen, die Mehrzahl wurde niedergehauen, ein großer Theil ertrank im Lech und der letzte Reſt wurde von den wüthenden bayeriſchen Bauern, die Alles durch ſie verloren hatten, drei Stunden unterhalb Augsburg erſchlagen. Der Ort, wo dieß geſchah, hieß die Todtenwieſe, daſelbſt nun heutiges Tages das Pfarrdorf Todtenwies. Nicht weit davon erheben ſich auf waldigem Berge die Trümmer der Eſelsburg, ſo genannt, weil ein Eſel in hölzernem Keſſel das Waſſer täglich in die Burg tragen mußte. Hier hauste der Ritter Greimold, ein Schrecken der ſchwäbiſchen Nachbaren und der augsburger Kaufleute, die keinen Geleitsbrief von ihm eingelöſt hatten. Derſelbige gedachte zu heirathen, allein bei allen Burgen und Schlöſſern, wo er anklopfte, erhielt er abſchlägige Antwort. Da hörte er von der Schönheit Jukundens, der lieblichen Tochter Seyfrieds des Killenthalers. Alsbald ließ er ſich ihr zum Gemahl antragen, erhielt aber, wie immer, auch hier einen Korb. Zornentglüht ſann er auf Rache. Ein treuloſer Diener ward beſtochen, der öffnete in rabenſchwarzer Nacht ein Burgthörlein und Greimold raubte die züchtige Jungfrau und führte ſie auf ſein Schloß. Allein Jukunde ſträubte ſich, einem Manne die Hand zu reichen, der weitum als Räuber verrufen war. Greimold warf ſie kurzen Entſchluſſes in's Burgverließ. Doch ſein Maß war voll. Der Himmel verhüllte ſich, fürchterliche Blitze fuhren hernieder, ein Strahl zündete in der Burg und begrub den Frevler unter ſeinem eigenen Dache. Jukunde aber wurde durch einen Engel befreit und kehrte unverſehrt in ihre väterliche Burg zurück. Noch ſehen Mauertrümmer vom ſteilen Hügel aus Tannenwipfeln in's breite Lechthal hinab, noch ſind die Schätze nicht erhoben, welche in der Burg vergraben liegen; aber nur mit Grauen nähert ſich der Landmann der unheimlichen Stätte und bekreuzt ſich vor dem böſen Geiſte des Ritters, der noch in den Trümmern der alten Burg umgeht.

503.

Der Sieh' auf in Rain.

Rainer Wochenblatt 1846 u. Mitth. v. K. Böhaimb.

In dem freundlichen Städtchen Rain befand ſich auf der innern Seite ober dem Spitzbogen des Thores ein ſteinerner, gebarteter Mannskopf mit der Inſchrift: „Sieh auf!" Dieſer Kopf war nach der Volksſage ein Denkmal menſchenfreundlicher Warnung, daß man im Gehen, zumal auf dem Pflaſter, vor ſich hinſehen und nicht auf Uhren und andere Dinge in der Höhe ſeinen Blick richten ſolle, veranlaßt durch den Vorfall, daß Jemand, der im Gehen den alten Thorthurm anſah, ſtolperte und verunglückte. Allein es ſcheint, daß dem Bilde eine höhere Bedeutung innegewohnt habe, wie denn die alte Baukunſt reich an Symbolen war. „Sieh auf," heißt ſo viel als: ſei wachſam! Da Rain eine Gränzveſte und als ſolche vielen feindlichen Angriffen ausgeſetzt war, das Wahrzeichen aber an dem Thore, das ins Ausland führte, angebracht war, ſo mag es ſein, daß einer der alten bayeriſchen Herzoge, welchen an dem Beſitze Rains ohnehin immer gelegen war, vielleicht Herzog Stephan der Jüngere, der die Stadt mit Mauern und Thoren umgürtete, der Stadt das Wahrzeichen verlieh, als ſtete Erinnerung, gegen feindliche Gewalt auf der Hut zu ſein.

504.

Richildis zu Hohenwarth.

Chur-Bairen I., 177.

Zu Hohenwarth liegt die gottſelige Klausnerin Richildis begraben. Sie ſoll eine fromme Einſiedlerin bei dem Gotteshauſe daſelbſt geweſen ſein. Wenn ſonſt dem Kloſter zu Hohenwarth ein ſchweres Unglück oder irgend eine Fährlichkeit bevorſtund, ſo hörte man in dem Grabe der Richildis ein großes Poltern und Getön, ſo faſt einen Klang, wie gewaltſam gegen einander geworfene Todtengebeine von ſich geben.

505.

Das Todtenmahl zu Scheyern.

Von? — Als Scheyern, Wittelsbachs Wiege, dem Sturme der Säkularisation erlag, gieng auch der altehrwürdige Brauch zu Grabe. S. Vaterländ. Magazin. München 1841, S. 119.

Zu Scheyern hallt im Klostergang
Das Cönaglöckchen wieder,
Und ruft zum Mahl mit hellem Klang
Die gottgeweihten Brüder.

Schnell thun sich auf im weiten Kreis
Des Klosters stille Zellen,
Die Brüder all', bald laut, bald leis',
Zum Mittagsmahl sich stellen.

Da tritt ins Refektorium
Mit Pektoral und Kette
Der Abt — die Brüder harren stumm, —
Er winket zum Gebete.

Tief tönt das Benedicite
Und betend steh'n die Brüder,
Das Herz erfüllt ein seltsam Weh',
Bang senkt der Blick sich nieder.

Und als zu Ende das Gebet,
Setzt Jeder sich zum Mahle,
Der Lector liest, der Wärter geht,
Bringt Speisen nach dem Saale.

Doch sonderbar! — noch unbesetzt
Am Tisch ist eine Stelle;
Wer ist der Säum'ge, der zuletzt
Erst kömmt wohl aus der Zelle?

Und warum ist für ihn allein
Gedeckt mit schwarzen Linnen?
Und gar noch rother Kerzen Schein,
Ein Kreuzbild mitten innen?!

Still öffnet jetzt die Pforte sich
Und blaß, wie aus dem Grabe,
Naht scheu, gebückt und kümmerlich
Ein Greis an seinem Stabe.

Ein Bettler ist's. — Der Abt berief
Ihn Bruno's statt zur Stelle,
Denn Bruder Bruno ruhet tief
In dunkler Grabeszelle.

Und so geschah es dreißigmal
Nach jedes Bruders Scheiden:
Es half der Dankesthränen Zahl
Die ew'ge Ruh bereiten.

506.

Der Spiegelbrunnen zu München.

Neues Tagblatt f. München u. Bayern red. von F. M. Friedmann 1839, Nr. 12.

Spiegelbrunneneck hieß vormals die Ecke am Anfang des Schrammergäßchens gegenüber der königlichen Polizeidirektion. Diese Benennung ist uralt, schon in einer Urkunde des Jahres 1543 vorhanden.

Die älteren Bewohner von München erinnern ſich noch eines Gemäldes an dieſer Hausecke, vorſtellend ein hahnartiges Thier, wie man den bekannten fabelhaften Baſilisken zu malen pflegte, und an dieſes Gemälde knüpft ſich die Volksſage: Es ſoll hier, wie noch jetzt, ein Brunnen, vermuthlich ein Ziehbrunnen geweſen ſein, in welchem ſich aber ein Baſilisk aufhielt, der jeden, welcher in die Tiefe des Brunnens hinabſchaute, tödtete, bis er endlich mit Hilfe eines Spiegels aus dem Brunnen gebracht wurde, nachdem er ſich nämlich, als er ſeine Geſtalt im Spiegel geſehen, durch ſeinen eigenen Anblick getödtet hatte; denn ſeinen Blick kann kein lebendiges Weſen ertragen, wer ihn ſieht, muß ſterben, auch er ſelbſt, wenn er ſeiner anſichtig wird.

507.

Hundskugel zu München.

Die vor. Schrift Nr. 17.

Das ſeltſame Bild an der ſogenannten Hundskugel zu München befand ſich urſprünglich nicht an dem Hauſe, an welchem es ſich jetzt befindet, ſondern am ehemaligen Baderhauſe, welches das innere Eck bildet. Alte Leute denken noch an die erſt vor ungefähr fünfzig Jahren übertünchte, an dieſem Haus al Fresco gemalte Schilderei, welche eine in einem hübſchen Wäldchen befindliche Kegelſtätte vorſtellte, auf welcher ſich eine Anzahl (nach Einigen neun) Hunde mit Kegelſchieben vergnügten, während einige einen Teller mit Würſten vor ſich in den Tatzen hielten und mit vollem Munde ſich des Lebens freuend, dem Spiele der Kameraden zuſahen. Deßwegen wurde auch der Name „Hundskugel" von dem Volke gern mit „Hundskuchel," die Hundsküche, vertauſcht. Als dieſes Bild vernichtet worden war, erſetzte es der Künſtler Roman Boos durch ein Holzrelief, auf welchem jedoch die Hunde nicht mehr in der Kegelſtätte beſchäftigt, ſondern mit einer Kugel ſcherzend vorgeſtellt wurden.

Das Volk erzählte auch wohl von jener Kugel, und wie ſie von Hunden wäre durch Münchens Gaſſen geſchleppt, an dieſem Hauſe aber niedergelegt worden. Andere wollten das Gemälde anders deuten. Ein alter Vers, welcher ſich darunter befand, lautete:

Bis dieſe neun Kegel umſcheiben die Hand',
Können wir heilen noch manche Stund'.

Dieſer Vers habe ſich auf die im Hauſe befindliche Badergerechtſame bezogen.

508.

Die Dohle mit dem Ringe.

Nach Bruckbräu's Eichenkronen 1832: Neues Tagblatt für München und Bayern, 1839 Nr. 145 u. 158, woſelbſt die Echtheit der Sage beanſtandet wird.

Gegenüber der neuen Poſt zu München erblickt man auf einem der vorſtehenden Hausgiebel ſtatt des gewöhnlichen Windfähnleins eine Dohle, welche einen Ring im Schnabel haltend, ihre ausgebreiteten Fittige dem Winde entgegenhält, der ſie auch hin und her dreht mit abenteuerlichem Knarren. In früheren Zeiten wohnte im Franziskanerbäckenhauſe, dem Palaſte der Törring-Guttenzell gegenüber, im zweiten Stocke der kurfürſtliche Hofrath von Lander, deſſen Nichte in der Kloſterſchule bei St. Jakob am Anger erzogen wurde. Dieſe lernte hier die Tochter des Kloſtergärtners kennen, und gewann das ſanfte, ſchuldloſe Mädchen ſo lieb, daß ſie nicht nachließ mit Bitten, bis ihr das Gärtnermädchen zur Geſpielin heimgegeben ward. Einſt befand ſie ſich auf dem Jahrtage der Gärtner in der kalten Herberge, wo ſie Feſtkönigin war, als ſie plötzlich von Gerichtsdienern verhaftet und in ein Gefängniß gebracht ward. Man hatte nämlich ſchon ſeit geraumer Zeit zwei Ringe vermißt, und jetzt fehlte auch der dritte, ein ſehr werthvoller Brillantring des Hofrathes. Niemand wußte, wohin ſie gekommen, da verſtand es der Sohn des Hofrathes, den Verdacht auf das Gärtnermädchen zu bringen, indem er die Kapſel des Ringes, die er gefunden, in ihren Kaſten warf, um ſich auf dieſe Art an ihr zu rächen, weil ſie ſeine zudringlichen Liebesanträge verſchmäht hatte. Der Schein war durchaus gegen ſie, alſo verfuhr man mit der ganzen Strenge des Gerichtes gegen die Unſchuldige.

Auf dem erwähnten Gärtnerfeſte in der kalten Herberge befanden ſich auch ein geiſtlicher Rath und ſein Bruder, ein Domherr, beide aus altadlichem Geſchlecht, und hatten die Verhaftung des armen Mädchens mit vielem Mitleiden angeſehen. Beide wohnten im Hintergebäude des Franzis-

kanerbäckenhauſes und ſahen an demſelben Tage, als das Mädchen zur Folter gebracht werden ſollte, zuſammen hinab in den kleinen Hof, wo eben ein Maurer, Vater von ſieben Kindern, Kalk bereitete, um das ſchadhafte Dach auszubeſſern. Da fällt plötzlich ein Geldſtück, ein neugeprägter Pfennig, auf die Kalkſchaufel des armen Maurers, der es für ein Geſchenk der beiden alten Herren haltend, ihnen dafür dankt. Jene aber ſahen gar wohl zu derſelben Zeit einen ſchwarzen Vogel in das halbgeöffnete Fenſter eines Zimmers fliegen, aus dem er bald mit einer Münze im Schnabel zurückkehrt. Blitzſchnell durchzuckt den Domherrn der Gedanke, auch der vermißte Ring könne auf ſolche Weiſe abhanden gekommen ſein. Er ſchreibt alſo gleich an den Richter, meldet das Geſchehene, und bittet, eine Gerichtskommiſſion in ſein Haus zu ſchicken, um ſich von der Wahrheit der Ausſage zu überzeugen. Das geſchieht; nach einer Viertelſtunde kommt der Vogel wieder, ſo daß ihn die Kommiſſion ſelbſt hineinfliegen und Münzen entwenden ſieht.

Man verfolgte nun ſogleich den Flug des Räubers, entdeckte auch ſein Neſt und darin die Ringe nebſt mehreren goldenen Schaumünzen und einer großen Menge ganz neuer glänzender Pfennige. So war die Unſchuld der Gärtnerin vollkommen dargethan, und auf ſo großes Leid folgte große Freud', weil auch der Kurfürſt und ſeine erlauchte Gemahlin an dem ſeltſamen Vorfalle Antheil nahmen. Auf dem Dachgiebel aber wurde zum Andenken an jenes Ereigniß die Dohle mit dem Ringe im Schnabel dargeſtellt, wie noch heute zu ſehen iſt.

509.

Der Thurmaffe zu München.

Mündlich.

Mit den alten Häuſern ſchwindet ſo manches ſteinerne oder gemalte Wahrzeichen, daran ſich eine uralte Geſchichte oder eine ſagenhafte Ueberlieferung knüpfte. So befand ſich im alten Hofgebäude zu München vormals ein Thurm, auf deſſen Spitze ſah man einen aus Stein gehauenen Affen. Das gedenken freilich die jetzigen Münchener nicht mehr: kaum die älteſten Leute erinnern ſich daran. Wie aber der Affe von Stein auf den Thurm gekommen, davon erzählte man folgende Geſchichte. Vor

Alters war der Brauch, daß ſich die großen Herren nicht nur Hofnarren, ſondern auch Leibaffen zu ihrer Kurzweil und Beluſtigung hielten. Da hatte denn auch ein Herzog von Bayern einen ſolchen Affen bei Hofe. Der Affe mußte einer von den guten und leutſeligen geweſen ſein, denn er durfte nach Belieben im ganzen Schloſſe herumwandern und war überall, wo er ſich aufhielt, wohl gelitten. Nun eines Tages geſchah es, daß der Affe ſich zufällig ganz allein in dem Zimmer befand, in welchem ein Söhnlein des Herzogs in der Wiege lag. Dem Affen, welcher ſchon mehrmals die Wärterin beobachtet hatte, wie ſie das Kind in die Arme nahm, wiegte und ſchaukelte, kam eine Luſt an, die Rolle der Wärterin zu ſpielen. Alſo hob er den Prinzen aus der Wiege, ſchloß ihn feſt in ſeine Arme und fieng an, voller Freude mit dem Kindlein hin und her zu rennen. In dieſem Augenblicke ſieht ihn die Wärterin und ſtößt einen Schrei des Entſetzens aus, wie ſie das theure Weſen in den Armen des rauhen Thieres erblickt. Darüber erſchrickt der Affe, rennt mit dem Kinde davon, die Wärterin hinter ihm her, durch die Gänge des Schloſſes, Treppe auf und nieder, bis endlich der verfolgte Affe am Dache anlangt, zu einem Loch hinausſchlüpft und ſich auf die Spitze des Erkerthurms ſetzt. Da war nun guter Rath theuer; die herzogliche Familie im Hofe in Todesangſt, Niemand getraute ſich, den Affen weiter zu verfolgen, weil das Leben des Prinzen dabei in Gefahr ſchwebte. So ließ man ihn denn ruhig eine Zeit lang den Prinzen im Arm auf dem Thurme ſitzen. Wie das Thier ſah, daß es wieder ruhig geworden und ſeine Verfolger verſchwunden ſeien, machte er ſich mit dem Prinzen im Arme wieder vom Dache herab und brachte das Kind unverſehrt in die Wiege zurück. So groß nun die Freude der herzoglichen Familie darüber war, ſo durfte ſich doch der Affe nicht mehr in den fürſtlichen Zimmern ſehen laſſen, und wurde zum Angedenken das Bild deſſelben in Stein gehauen auf die Zinne des Thurmes geſetzt.

510.

Legende vom hl. Blut bei Erding.

Nach Wenings Topogr. im Kal. f. kath. Christen. Sulzb. 1852 S. 99.

Im Jahre 1417 kamen ein paar Bauersleute aus dem Dorfe Kletheim in ihrem Gespräche auf ihre Vermögensumstände, da der Eine wohlhabend, der Andere aber arm war. Der Arme fragte nun den Reichen: wie er's denn mache, daß das Glück ihn so begünstige, während ihm, selbst bei aller angewandten Mühe, in seinem Hausweſen nichts Gedeihliches erſprießen wolle. Der Vermögliche gab dem alſo Klagenden zur Antwort: Er glaube, ſein Glück rühre davon her, weil er in ſeinem Schreine das allerheiligſte Sakrament des Altars aufbehalten habe (in dem Schreine ſeines Herzens, wie er gewiß verſtanden wiſſen wollte). Allein der Arme nahm die Rede in ſeiner Einfalt anders, wie ſein Benehmen zeigte. Er meinte einen wirklichen Schrein oder Kaſten im Hauſe, und beſchloß durch ein gleiches Mittel wie ſein Nachbar zu einer gleichen Glückſeligkeit zu kommen. Die Gelegenheit dazu bot ſich ohnehin bald durch die nahe Oſterzeit. In ſolchen Gedanken, eine heilige Hoſtie nach Hauſe zu bringen, begab er ſich am grünen Donnerstage nach Altenerding, das nicht eine Viertelſtunde entfernt liegt, und empfing die öſterliche Kommunion in der dortigen Pfarrkirche. Der Einfältige verbarg die heilige Hoſtie in ein Tüchlein und ging damit endlich nach Hauſe voll Freude dieſen Schatz in ſeinem Hauskaſten aufzubewahren, um mit dem Allerheiligſten in ſeinem Hausweſen geſegnet zu werden. Indeſſen hatte es der göttlichen Vorſehung gefallen, ſeinem ungeziemenden Vorhaben entgegenzutreten. Als der Bauersmann freudigen, aber auch ſchüchternen Gemüthes mit dem verborgenen Abendmahle an den Ort kam, wo jetzt zwiſchen Erding und Altenerding das Gotteshaus zum heiligen Blut ſteht, entwich ihm die heilige Hoſtie ſo wunderbar, daß dieſelbe lange ihm ſichtbar in den Lüften ſchwebte und endlich auf die Erde ſich niederlaſſend aus den Augen kam. In ſeinem Innern ergriffen, geängſtigt und beunruhigt, konnte der Mann mit treuer Seele nun nichts anders thun, als den Vorfall ſeinem Pfarrherrn mittheilen. Dieſer kam mit ſeinem Pfarrvolke an den Ort, wo die heilige Hoſtie wieder ſichtbarlich emporſtieg, dann aber wieder in der Erde verſank, ohne ſich faſſen zu laſſen. Auf den pfarrlichen Bericht über dieſe wunderbare Sache kam

der Biſchof von Freiſing mit ſeinem Domkapitel dahin, und während ſie nebſt dem zahlreich verſammelten Volke beteten, erſchien die heilige Hoſtie auch dießmal ſchwebend in der Luft, und verſank endlich wieder in die Erde, ohne daß die Erhebung möglich wurde.

511.

St. Kaſtels Heilthum.

Von Adalbert Müller. — Die Geſchichte vom Eſel iſt am Chore der Kirche gemalt.

Einſt kam ein wälſches Mönchlein in's Land
Und pilgerte aufwärts am Iſarſtrand;
Der Schwarzrock ging müd und gekrümmt einher,
Denn auf dem Rücken trug er ſchwer
Ein Särglein in Gold und Steine gefaßt.
Und wie er ſo langſam fürbaß zieht,
Er tief im Thal eine Mühle ſieht;
Daneben im Garten ein Eſlein graſt,
Ein feines Thier, gar feiſt und rund.
Das Mönchlein beſinnet ſich zur Stund'
Und geht hinab und ruft ins Haus:
„Freund Müller, erheb dich und komm heraus!“
Der drinnen fragt: „Was begehrſt du mein?“
Der Mönch verſetzt: „Dein Eſelein
Gib mir; denn ſieh! ich trage ſchwer
Und komme fern von den Bergen her,
Und fern noch iſt meiner Reiſe Ziel.“
Der Müller ſtaunt und ſträubt ſich viel:
„Ei,“ ſpricht er, „gäb' ich den Eſel dir,
Wer trüge Korn und Gemalm hinfür?“
D'rauf ſagt das Mönchlein ſeinen Spruch:
„Wir leſen im heil'gen Bibelbuch:
Als Jeſus gen Jeruſalem fuhr,
Er fand eine Eſ'lin auf der Flur,
Die hat er zu einem Ritt begehrt,
Der Bauer, ein Heide nur, gewährt'
Alsbald dem Herrn; und du widerſinnſt,
Ein Chriſt, meinem Heiligen den Dienſt?
Denn wiſſe, in dieſem Särglein ruht
Sankt Kaſtel's Heilthum — ſein Leib und Blut.“

Der Müller hört's, und auf's Angeſicht
Er fällt und frommen Glaubens ſpricht:
„Gelobt iſt Gott, der ſolcher Gnad'
Mich armen Sünder gewürdigt hat!
Nimm hin, deine Fahrt ſei benedeit!"
Drob iſt der Mönch gar hoch erfreut;
Er ſetzt des Särglein hin ungeſäumt
Und ſpricht, indeß er den Eſel zäumt
Und packt, ein ſegnend Scheidewort,
Und macht ſich auf und wandert fort.

Und unverdroſſen, Berg auf Berg ab,
Geht's Eſ'lein ſeinen raſchen Trab,
Daneben der Mönch mit lautem Sang
So pilgern ſie den Strom entlang
Den ganzen Tag und kommen ſpät,
Da ſchon die Sonne niedergeht,
Am Fuße eines Hügels an.
Und ſieh! jetzt führet ſie die Bahn
In eines Hohlwegs Schacht hinein;
Bald ſtoßen ſie auf einen Stein —
Er lag breit über den Engpaß her —
Und können nicht vor, nicht rückwärts mehr.
Das Eſ'lein ſteht und ſpitzt das Ohr
Und ſchnaubt; der Mönch ſpringt hurtig vor
Und hilft dem Thier, lenkt's kunſtgerecht,
Daß er's zum Sprunge reizen möcht':
Umſonſt! wie er ſich quält und müht,
Der Eſel ſteht und regt kein Glied.
D'rob zürnt das Mönchlein und ſchwingt den Stab
Und prügelt den armen Langohr ab;
Und ſieh! das Thier ächzt, ſchwankt und fällt
Zu Boden, zuckt — und liegt entſeelt.

Der Pater ſteht faſt betroffen da
Und wundert ſich höchlich, wie's geſchah
Daß alſo plötzlich dem ſchwachen Schlag
Das flinke, rüſtige Thier erlag.
Und trauernd nimmt er des Packwerks Laſt
Dem Todten ab; und als er faßt
Und ſtellt auf den nahen Stein hinum
Den Sarg mit Sankt Kaſtel's Heiligthum, —
Da fängt's, o Wunder! hoch in der Luft
Und wieder tief in des Berges Kluft

Mit hundert Glocken zu läuten an;
Die Sterne verlaſſen ihre Bahn
Und ſchweben funkelnd herab und reih'n
Sich um den Sarg zum Heiligenſchein;
Und reg' und laut wird's rings im Wald,
Ein tauſendſtimmiger Chor erſchallt,
Als ſäße auf jedem Zweig und Blatt
Ein Engel und ſäng' das Gloriſicat.

Den Lobgeſang, das Feſtgeläut
Vernimmt man im Lande weit und breit.
Die Gläubigen folgen treu dem Schall
Und kommen und ſeh'n die Wunder all;
Und jeder des Himmels Gnade preist,
Und jedem offenbart der Geiſt,
Daß, wo das Eſ'lein verſchied am Stein,
Der Heilige wolle begraben ſein.
Und von des Glaubens Begeiſterung
Ergriffen regt ſich Alt und Jung,
Karrt, zimmert, gräbt, trägt Steine bei
Und rührt geſchäftig des Mörtels Brei
Und alsbald ſteigt's mit Thurm und Chor
Hoch über Sankt Kaſtel's Grab empor;
Und dicht daneben, demüthig klein,
Bau'n ſie für Mönche ein Klöſterlein,
Auf daß ſie hier durch alle Zeit
Lobſängen Gott Sabaoths Herrlichkeit.

512.

Die Wolffindis-Kapelle zu Reisbach.

Kal. f. kathol. Chriſten 1852. S. 69.

Unweit des Marktes Reisbach, im Landgerichtsbezirke Dingolfing, erhebt ſich auf einer kleinen Anhöhe ein freundliches Kirchlein zu Ehren der heiligen Jungfrau und Martyrin Wolffindis oder Wolffine. Die Verehrung dieſer Heiligen in der Gemeinde Reisbach und der Umgegend erſtreckt ſich in die graueſte Vorzeit zurück. Ueber ihr Leben und ihren Tod ſchweigt jedoch die Geſchichte; nur die bis auf unſere Tage im Munde des Volkes lebendige Sage weiß Aufſchluß zu geben. Die

heilige Wolffindis ſoll die Tochter eines Gaugrafen auf dem Schloſſe Warth geweſen ſein. Obgleich im Heidenthum erzogen, gelang es ihr doch heimlich in der chriſtlichen Glaubenslehre Unterricht zu erhalten. Sie bekehrte ſich zum Chriſtenthum, wurde aber deßhalb von ihrem ergrimmten Vater grauſam getödtet. Sie wurde nämlich an die Schweife wildgemachter Ochſen gebunden, darnach gen Reisbach hinabgeſchleift, wo die Beſtien an der nahe am Markte hinziehenden Hügelkette ſtehen geblieben ſeien. Ihre Gebeine wurden ſpäter von frommen Händen geſammelt und in der Pfarrkirche St. Michael begraben, wo die Martyrin als Schutzpatronin bis auf unſere Zeiten verehrt wurde. An der Stelle, wo ihr unſchuldiges Blut gefloſſen, ſprudelt eine mächtige Quelle, deren Heilkraft von Alters her viele Gläubige herbeizog.

513.

Legende von St. Wolffindis zu Reisbach.

Variante d. vor. Sage. Ebend. S. 70.

Wolffindis oder Wolffine, ein edles Fräulein aus dem Schloſſe Warth, lebte fromm, ſittſam und eingezogen. Als das Land von Kriegsvölkern beſetzt war, lag der Anführer einer feindlichen Rotte in dem Schloſſe im Quartier. Dieſer, von den Reizen der Jungfrau angezogen, machte ihr unehrbare Anträge, die aber von der züchtigen Jungfrau auf das Entſchiedenſte zurückgewieſen wurden. Da nun der Krieger ſeine ruchloſe Abſicht in Güte nicht erreichte, ſo wendete er Gewalt an und ſuchte die ſittſame Jungfrau gewaltſam zu ſeiner Luſt zu mißbrauchen. Das Fräulein entkam ihm mit vieler Mühe. Nun nahm der feindliche Kriegsmann zu einer Liſt ſeine Zuflucht, um doch zum Ziele ſeiner böſen Wünſche zu kommen. Er ſtellte ſich als wäre er abberufen, und hielt ſich einige Zeit nach geſchehener Abreiſe vom Schloſſe entfernt. Als er glaubte, daß die ſchüchterne Taube wieder aus ihrem Verſtecke hervorgekommen ſei, erſchien er auf Warth und forderte ungeſtümer als je die Erfüllung ſeines Begehrens, und als das ſittſame Fräulein dieſes abermals weigerte, verwandelte ſich ſeine thieriſche Liebe in wüthenden Haß. Er ergriff die Jungfrau, band ſie an den Schweif ſeines Roſſes, ſetzte ſich darauf und ſprengte in wildem Toben Reisbach zu, und hier, ganz

nahe beim Markte gab die Martyrin der Keuschheit den Geist auf. Auf derselben Stelle aber entsprang eine Quelle voll Heilkraft, und steht jetzt das anmuthige Kirchlein.

514.

Liebfrauenbild zu Pfarrkirchen.

Gumppenberg Marian. Atlas III., 200.

Ein Bürger aus Pfarrkirchen ging Geschäfte halber nach Regensburg und sahe, daß etliche Irrgläubige ein Bildlein der schmerzhaften Muttergottes ihrem Brauch nach verspotteten und verschmähten und schon zu Stücken zerreißen wollten, als er sie gebeten, sie sollten es ihm schenken, so sie auch gethan, worauf er das Bild gegen Pfarrkirchen getragen, aber unterwegs im nächsten Wald an einem Baum angeheftet, wohin er dann an den Feiertagen von Haus aus kirchfahrten gangen und also allein seine Andacht verrichtet hat. Einsmals ersahen solches Bild drei Mägdlein und erzählten es andern; nun kamen die Leute schaarenweis, opferten Wachs und einiges Geld, so daß zuerst eine Kapelle von Holz, nachmals ein Kirchlein in Form des heiligen Grabes zu Jerusalem errichtet werden konnte.

515.

Brodbacken am St. Leonhardstag.

Zimmermann Churb. geistl. Kal. IV., 229.

Zu Zell (in Niederbayern) geschah es, daß eine Bäuerin am St. Leonhardstage an's Brodbacken ging. Das sah ihre Nachbarin und ermahnte sie ernstlich, daß es sich nicht zieme, am St. Leonhardstage Brod zu backen. Doch jene erwiederte: „Leonhardstag hin! Leonhardstag her! und sollten mir die Hände im Teig stecken bleiben, so muß ich backen!" Und siehe, als die Verwegene in der Arbeit fortfuhr, blieben ihr auf einmal beide Hände im Teige stecken, welche Händ man noch heutiges Tages in der Kirche sehen soll.

516.

Der Bühelstein.

Mündlich.

Der Bühelstein bei Grättersdorf war vor mehr als tausend Jahren ein stattliches Felsenschloß. Darinnen wohnte ein schönes Fräulein mit einem ungeheuren Schatze von Silber und Gold. Weil nun ihr ganzes Herz an dem Schatze hing, so gab sie auch der Liebe kein Gehör und verschmähte die Anträge ihrer Freier. Unter diesen war ein Zauberer, Namens Elso, der schwur dem stolzen Fräulein Rache und verwünschte ihr Schloß in Stein. Augenblicklich ward die stattliche Burg in einen Felsen verwandelt, in welchen nun die reiche Maid eingeschlossen war.

Doch war ihr vergönnt worden, an einem bestimmten Tage des Jahres wieder an's Tageslicht zu kommen und ihr Geld zu zählen. Jedes Jahr am hohen Fronleichnamsfeste, wenn es zur Wandlung läutet, öffnet sich eine verborgene Thüre im Felsen und das stolze Fräulein wandelt an's Tageslicht. Schon Manche haben sie dann auf dem Schatze sitzen und ihre Haare kämmen sehen. Zwölf Sekunden währt die Erscheinung, darnach ist keine Spur mehr von ihr zu sehen.

517.

Das Kirchlein zur Raſtbuche bei Grättersdorf.

Mündlich.

An dem Fuße des Felsen Bühelstein ist ein Kirchlein hingebaut, dessen Ursprung uralte Volkssage verkündigt.

Als der göttliche Heiland noch auf Erden wandelte, da soll er auch einmal in diese Gegend gekommen sein, und weil er selbigen Tages schon einen weiten Weg zurückgelegt, auch die Mittagssonne so heiß brannte, daß ihm der Schweiß vom Angesichte tropfte, so ließ er sich am Fuße des Bühelsteines unter einer breitschattigen Buche nieder und ruhte ein Weilchen von der Reise. Zum Wahrzeichen ließ er die Spuren seiner Füße in dem Gestein zurück, auf welchem er lagerte. Als nachmals fromme Christen diese Spuren wahrnahmen, gingen sie mit Andacht zu

jener alten Buche wallfahrten und ſchnitten auch fleißig ihre Namen in den ehrwürdigen Baum ein, und ließen ein Kirchlein zur Erleichterung ihrer Andacht errichten. Unter den Pilgernden fand ſich auch eine kranke Frau, die mit beſonderem Vertrauen unter der Raſtbuche des Herrn ihre Gebete verrichtete. Gott erhörte ſie und gab ihr Geneſung. Zum Danke ließ ſie die Kapelle vergrößern, ſo daß nun der Pilger Viele zu gemeinſchaftlicher Andacht bei der Raſtbuche zuſammen kamen.

518.

Mariä-Hülf bei Paſſau.

Nach Procopii Mariale festiv. S. 9. Wunderhorn I., 366. Gumppenbergs Marian. Atlas, teutſch von Wartenberg II., 21.

Es wohnt ein ſchönes Jungfräulein
Bekleidet mit Sammt und Seiden,
Ob Paſſau in ein Kirchel klein,
Auf einer grünen Heiden;
Dort auf dem Kapuziner-Berg
In Gnaden ſie verbleibet,
Mit Zeichen und mit Wunderwerk
Ihr meiſte Zeit vertreibet.

An ihr iſt nichts denn Heiligkeit
Und majeſtätiſch Leben,
Ganz engliſch iſt ihr Reinigkeit,
Demüthig doch darneben,
Ihr Urſprung iſt ſehr adelich,
Von königlichem Stamme,
Ich darf ſie nennen öffentlich,
Maria heißt ihr Name.

Aus fremden Landen führt ſie her,
Erzherzog Leopoldus,
Ihr zu erzeigen alle Ehr,
Das war ſein größte Wolluſt.
Den ſchönen Sitz hat ihr bereit,
Ein edler Herr von Schwendi,
Jetzt genießt er in der Seligkeit,
Ihr mütterliche Hände.

Vor ihr die Engel neigen ſich,
Weil Gott ſie ſelber ehret,
Dienſtwillig ſie erzeigen ſich,
Sobald ſie's nur begehret.
Die Kaiſer beugen ihre Knie,
Die König ſie ſchön grüßen,
Fürſten und Herren rühmen ſie,
Und fallen ihr zu Füßen.

Auf ihrem Haupt trägt ſie ein Kron
Von Gold und Edelſteinen,
Von Silber iſt gemacht ihr Thron,
Auf dem thut ſie erſcheinen,
Jeſus der wahre Gottes-Sohn,
In ihren Armen wohnet,
Die Seel, die ihm und ihr thut ſchön,
Bleibt wohl nicht unbelohnet.

Es ſtehn vor ihrem Angeſicht,
Viel tapfre Edelknaben,
Zu ihrem Dienſt dahin gericht,
Die Schild in Händen haben.
Wie Engel ſtehen ihr ſo nah
Der Ablaß und die Gnade,
Die grüßen uns von ferne da
Und hin zu ihr uns laden.

Mit vielen zarten Blümelein
Iſt ſie gar fein umſtecket,
Mit Nägeln und mit Röſelein,
Wird ihr Altar bedecket.
Davon das ganze Kirchel ſchier
Ueberaus lieblich ſchmecket,
Damit das Volk durch ſolche Zier
Zur Andacht werd erwecket.

Oft Muſikklang und Orgelſpiel
Thut man da bei ihr hören,
Aemter und Litaneien viel
Haltet man ihr zu Ehren.
Ihr viel Perſonen immerdar
Lichter und Ampeln brennen,
Durch welche ſie ſich ganz und gar
Zu ihrem Dienſt bekennen.

Dort ſieht man durch die Sommerzeit,
Prozeſſion und Fahnen,
Die Prediger nach Gelegenheit
Das Volk zur Buß vermahnen.
Sie, Reich und Arm, Mann, Weib und Kind,
Loben und benedeien,
Und ſo ſie beichten ihre Sünd,
Thut mans ihnen verzeihen.

Allda ſich in ein Klöſterlein,
Nicht weit von ihr gelegen,
Viel arme Diener ſchließen ein,
Allein von ihretwegen;
Daß ſie ohn alle Hinderniß
Der Jungfrau mögen pflegen,
Und letztlich nach gethaner Buß,
Erwerben ihren Segen.

Sie hat ein kleines Glöckelein,
Gar wunderſchön es klinget,
Gleich wie ein kleines Waldvögelein
In aller Früh es ſinget,
Sobald es hört ein liebreichs Herz,
Vor Freuden es aufſpringet:
Das Volk es locket hinaufwärts,
Wanns in die Luft ſich ſchwinget.

Sie liegt mir an dem Herzen mein,
Holdſelig von Gebärden,
Wollt Gott, ich könnt ihr Diener ſein,
So lang ich leb auf Erden.
Drum ſofern iſt in mir was Guts,
Und auch ſogar das Leben,
Bis auf den letzten Tropfen Bluts
Will ich gern für ſie geben.

Den Bogen ſie mit Liebes-Pfeil,
Die Herzen durchzuſchießen,
Geſpannt zu halten alleweil,
Läßt ſie ſich nicht verdrießen.
Verbreitet ihres Sohnes Licht,
Die Seelen zu gewinnen,
Ihr große Macht darauf ſich richt,
Spart keinen Fleiß hierinnen.

Wer nur anſieht ihr ſchön Geſtalt,
Der thut ſich gleich verlieben,
Als wär an ihr Magnets Gewalt,
So wird er angetrieben.
Viel tauſend Leut ſo manche Meil
Ihr zu Gefallen reiſen,
Zu kurz iſt ihnen Zeit und Weil,
Wann ſie ihr Ehr erweiſen.

Den ſie nur freundlich blicket an,
Den hat ſie ſchon gewonnen,
Ihr Anblick ihn bald fangen kann,
Kommt nimmer gern von dannen.
Nicht wenig thun bekennen das
Von Böſen und von Frommen;
Meinen, es zieh ſie weiß nicht was,
So ſind ſie eingenommen.

Geb Gott, daß ſtets an dieſem Ort,
Sein Name werd geprieſen,
Daß ihm ſogar mit keinem Wort,
Ein Unehr werd bewieſen.
Das liebe Kindlein Jeſus Chriſt,
Der Mutter zu gefallen,
Woll helfen thun zu jeder Friſt,
All die zur Jungfrau wallen.

519.

Die Juden zu Paſſau.

Altes Volkslied. — Wunderhorn I., 93.

Mit Gott, der allen Dingen
Ein Anfang geben hat,
So heben wir an zu ſingen
Ein wunderliche That.

Der Chriſtoph Eiſenhammer
Durch ſein groß Miſſethat
Fing an ein großen Jammer
Zu Paſſau in der Stadt.

Zu'n Juden thät er laufen,
Und fragen ſie behend:
„Ob ſie nit wollten kaufen,
„Das heilig Sakrament?“

Alsbald ſie Antwort gaben,
„Er ſolls ihnen bringen nun,
„Sie wollten ihm mit Gaben
„Ein völlig Gnüge thun.“

In ſtürmiſcher Nacht, im Finſtern,
Brach er die Thüre auf,
Von unſer Frauen Münſter
Nahm acht Partikel aus.

Um einen Gulden merk eben
Er ſie alle acht verkauft,
Daß einer, wie zu ſehen,
Auf dreißig Pfennig lauft.

Die Juden ließens zum Tempel
Bald tragen auf den Altar,
Ein Meſſer ſie auszogen,
Und ſtachen grimmig drein.

Bald ſahen ſie herausfließen,
Das Blut ganz mild und reich,
Geſtalt ſich ſehen ließen
Ei'm jungen Kindlein gleich.

Das brachte großen Schrecken,
Sie gingen bald zu Rath:
Zwo Hoſtien zu ſchicken,
Gen Salzburg in die Stadt.

In die Neuſtadt auch zwo ſenden,
Zwo ſchickten ſie gen Prag,
Zwo hielten ſie bei Händen,
Hätten darüber Frag.

Sie meinten und verhofften,
Chriſtum auszutilgen gar,
Drum heizten ſie ein Ofen,
Worin die Hoſtien warn.

Doch ſeht vor ihren Augen
Flogen zwei Engel raus,
Dazu zwo ſchöne Tauben,
Das machte Furcht und Graus.

Chriſtoph der Uebelthäter,
In Sünden hart verblendt,
Wie Judas der Verräther,
Stiehlt weiter was er findt.

Als er zu Germansbergen
Angriff den Kirchenſtock,
Ergriffen ihn die Schergen,
Sie ſchlugen ihn in Stock.

Da er nun lag gefangen,
Zu Paſſau im Oberhaus,
Was er je hätt begangen,
Bekennt er frey heraus.

Da wurden die Unthaten
Der Juden auch vermehrt,
Wie ſie gerathen hatten,
Das Sakrament entehrt.

Dem Biſchof ging zu Herzen,
Solch läſterliche That,
Darauf ohn alles Scherzen,
Er nach ihnen greifen läßt.

Zwar vier aus den Gefangnen,
Haben ſie weiſen lahn,
Die Seeligkeit zu erlangen,
Den Glauben genommen an.

Da haben ſie bekennet,
Daß ſie das Sakrament
Geſtochen und gebrennet,
Und in drei Städt geſendt.

Die andern ſind verbrennt,
Die vier, ſo ſich bekehrt,
Die Chriſten ſich genennet,
Die gab man zu dem Schwert.

Chriſtoph, ders angefangen,
Das Sakrament verkauft,
Wurd auch mit heißen Zangen,
Nach etlich Wochen geſtraft.

520.

Der geſchundene Wolf zu Paſſau.

Aventin ann. l. VII., p. 654. Adlzreiter ann. P. I., p. 635. Hansiz Germ. sacra I., 394. Falkenſtein bayr. Geſch. III., 100. Merian Topogr. Bav. p. 41. Grimm d. S. II., 204.

Herzog Otto von Bayern vertrieb des Papſtes Legaten Albrecht, daß er flüchten mußte und kam nach Paſſau. Da zog Otto vor die Stadt, nahm ſie ein und ließ ihn da jämmerlich erwürgen. Etliche ſagen: man habe ihn ſchinden laſſen, darum führen noch die von Paſſau einen geſchundenen Wolf. Auch zeigt man einen Stein, der Blutſtein geheißen, darauf ſoll Albrecht geſchunden und zu Stücken gehauen ſein.

521.

Die drei Lederer zu Paſſau.

J. Lenz Hiſt.-topogr. Beſchreib. von Paſſau. II., 138.

Vom Severinthor zu Paſſau führt ein enger Weg bis zum Neuthor in die Mariahilfſtraße zurück. Dort ſieht man an einer Gartenmauer

einen eingemauerten Stein, auf welchem drei Männerköpfe abgebildet ſind. Die Sage erzählt, dieſes ſeien die Köpfe dreier Lederer aus der Innſtadt, welche die Erbauer der Stadtmauer ſollen geweſen ſein.

522.

Paſſauer Kunſt.

J. Lenz Hiſt.-topogr. Beſchreib. II., 114.

Ein Student zu Paſſau, Namens Chriſtian Elſenreiter, beſchrieb kleine Papierſtreifen mit allerlei ſeltſamen Charakteren und den Worten: „Teufel, hilf mir, Leib und Seel' geb' ich dir." Wer einen ſolchen Zettel verſchluckte, war ſtich- und hiebfeſt. Starb er aber in den erſten vier und zwanzig Stunden, ſo war ſeine Seele des Teufels. Im dreißigjährigen Kriege hielten die Soldaten viel darauf und ſoll keiner Paſſau verlaſſen haben, der nicht das hölliſche Papier mit ſich genommen.

523.

Das Gehäkelt an der hohen Wand.

Von Adalb. Müller.

Auf tiefgetauchten Kähnen ſchwamm Kaiſer Rothbarts Heer
Hinunter in der Donau, hinab zum fernen Meer.

Hie Fürſten und hie Ritter und Kriegsleut' aller Art,
Hie Biſchof und hie Mönchlein — es war 'ne bunte Fahrt.

Sie zogen frommer Sinnen in das gelobte Land,
Mit Kreuzen auf den Mänteln, mit Waffen in der Hand.

Es waren, wie man ſchreibet, wohl vierzigtauſend Mann,
Der Kaiſer zog den Seinen als treuer Held voran.

Sie hatten jüngſt vernommen — und Zorn ſchwellt jede Bruſt —
Der Heiden freches Treiben, Jeruſalems Verluſt.

Wie Mohren und Mamluken mit Feuer und mit Schwert
Die Chriſten ausgetrieben, das heil'ge Grab entehrt.

Das mocht' er nimmer leiden, der tapfre Barbaroſſ',
Drum ſandt' er ſeine Boten durch's Reich von Schloß zu Schloß.

Drum ſammelt' er behende ein kampfgerüſtet Heer
Und führt' es auf der Donau hinab zum fernen Meer.

Am Strome liegt ein Städtlein, Vilshofen iſt's genannt,
Nicht fern davon erhebet ſich ſteil die hohe Wand.

Und als zu ihren Füßen Herrn Friedrichs Nachen ſchwamm,
Geſchah ein wild Rumoren hoch auf dem Felſenkamm.

Der fromme Kaiſer blicket hinan die dunklen Höh'n
Und ſieht da mit Entſetzen leibhaft den Böſen ſteh'n.

Er ſtand in einer Wolke, ein Unhold rieſengroß,
Und rüttelte vom Berge mit Macht den Gipfel los.

Und ſchwang in ſtarken Armen den Fels und ſchnob und flucht'
Und ſchleuderte hernieder die ungeheure Wucht.

Und als ob ihren Häupten die grauſe Maſſe ſchwebt,
Däucht Alles ſich verloren, das kühnſte Herz erbebt.

Der Kaiſer aber langet ſtill nach dem Kreuzesbild
Und ſtreckt es voll Vertrauen empor als ſeinen Schild.

Und ſieh! der Berg zerſtiebet, wie Spreu vom Wind verführt,
In ſplitterndes Getrümmer, eh' er den Strom berührt.

Rings um die Schiffe ſtürzt es unſchädlich in die Fluth,
Der Böſe flieht und ächzet, Geſtöhn ohnmächt'ger Wuth.

Noch heut ragt das zerſchellte Gebirg aus tiefem Grund
Und thut, was da geſchehen, der ſpäten Nachwelt kund.

524.

Ritter Tuſchl von Söldenau.

A. Müller u. B. Grueber der bayriſche Wald S. 164. A. Müller die obere Donau S. 104. Duller die Donau S. 120 u. A.

Die Pfarrkirche zu Vilshofen gehörte vormals zu einem Chorherrenſtifte, das Ritter Heinrich Tuſchl von Söldenau im Jahre 1376 ſtiftete. Auf einem Steine der Kirche las man die Worte:

Ein Gamſel auf dem Stain
lockt mich in Wald hinein,
zway Hund' an ain Bain;
ich Tuſchl bleib allain.

Die Veranlaſſung dieſer Aufſchrift erzählt die Sage. Heinrich Tuſchl von Söldenau diente als tapferer Degen und getreuer Held viele Jahre hindurch dem Sultan von Aegypten. Schon vorgerückt in Jahren kehrte er nach Bayern zurück, reich an Ehren und mit Geld und Gut beglückt. Da kam ihm in böſer Stunde der Gedanke, ſich in ſeinen alten Tagen in den heiligen Eheſtand zu begeben. Ein armes, ſchönes Fräulein aus dem Vilsthale, Annerl von Aheim, hatt' es ihm angethan. Zum Unglücke fand die junge Frau an dem von Tag zu Tage alternden Tuſchl kein Wohlgefallen, während ein junger Edelknabe ihre Liebe gewann. Als nun eines Abends Herr Tuſchl von der Jagd heimkam, fand er weder Weib noch Edelknaben im Schloſſe, auch konnte Niemand ihm ſagen, wo ſie hingekommen. Noch hegte der argloſe Ritter keinen Verdacht, ſondern glaubte, ein böſer Feind habe ihm das Kleinod ſeines Herzens geraubt. Alſo griff er zum Pilgerſtabe und durchwanderte, die Entführte ſuchend, ſchier ganz Abendland. Drei Jahre waren vergangen, als er eines Tages in einem wälſchen Städtlein einkehrte. Hier beſchloß er zu raſten und ſeine zerriſſenen Schuhe flicken zu laſſen. Er trat in eine Werkſtätte, aber wie ward ihm zu Muthe, als er in dem rüſtigen Schuſter ſeinen Edelknecht Günther erkannte und in der Frau vom Hauſe ſein lang geſuchtes Annerl von Aheim. Jetzt erkannte er den ſchändlichen Verrath und gedachte im gerechten Zorne das treuloſe Paar mit dem Stocke niederzuſchmettern; doch ſchnell beſann er ſich eines Beſſern und ging ſchweigend und unerkannt von dannen. Nach ſeiner Rückkehr in's Vaterland gründete er das Stift zu Vilshofen, ließ alle ſeine Waffen und

Hausgeräthe mit der Aufschrift: „Allein" bezeichnen und verblieb allein bis an das Ende seiner Tage. Die Chorherren des Stiftes trugen zu Ehren ihres Wohlthäters das Wort: „Allain" in ihr Kleid eingenäht.

Nach einer abweichenden Sage hatte Tuschl sein Weib Untreue halber lebendig einmauern lassen, ein Schuster aber unterirdisch sich zu ihr durchgegraben und sie befreit, worauf Beide vor dem Zorne des Ritters nach Wälschland entwichen.

525.

Ain schönes Lyed von Wilßhofen.

Von Jörg Widman. — v. Hormayr Taschenb. 1833 S. 323.

Ain krieg hat sich gewaltiglich
im Bayerland erhaben
der offt erfreüdt und hat beklagdt
viel manichen stolzen knaben
der vor nit hat wör und grät
hat er ym machen lassen
das bayrisch gelt yetz in der welt
thät manger knecht verbrassen.

Der sach gar vil ich schweygen will
allain so wil ich singen
von ainer stat Wilßhofen hat
der wißpeck wellen zwingen
er kam mit macht bey vinster nacht
ob die tor würden offen
stünd sein beger die stat wolt er
yn haben abgeloffen.

Solichen spot verhenget got
nit über die gerechten
er stünd yn frey in nöten bey
halff yn von den landsknechten
sy wurden gwar der grossen schar
ain lärman schlug man umbe
do ward berayt knecht und haubtleüt
alsbald man hort die trumbe.

Bald in der stat ward man zu rat
man that ain ordnung machen
hin auff die mayr und zu dem seyr
als kert zu sölchen sachen
manig stoltzer man kam auff den plan
mit spieß und hellebärten
kainr saumpt sich nye sy sprachen hie
wöln wir der feind erwarten.

Do das geschach die veind man sach
sich richten zu dem schertze
mit großer krafft die burgerschaft
namen die sach zu hertze
herr Sigmund vein von schwartzenstayn
hauptman der werden state
herr Aßen schilt Michel pitmilt
thatten vil guter thate.

Sich schickten recht burger unn knecht
und hetten klain verdriessen
hyn auff die wör gegen dem hör
ward man gar tapffer schiessen
der wißpeck kam bald er einnam
die vorstatt hat er innen
er richt sich zu spat une fru
die stat wolt er gewinnen.

Der wißpeck bald ſchüff mit gewalt
man ſolt die ſtat zerſchieſſen
yn kümmert vaſt groß überlaſt
thet ym davon entſprieſſen
man fand ain ſyn dardurch man yn
die vorſtat thet außprennen
das gantze hör mit aller wör
müßt ſich davon zertrennen.

Bay ainer nacht die büchſen pracht
man nahent zu der maurn
die körb man ſezt da ward die letz
vil manger knecht und paurn
räzen, böham, mang käzer kam
tu kain eer bedeuten
der kriegen will die criſten vil
mit ungelaubigen leuten.

Sy richten ſich gewaltigklich
ſchuſſen die maur zu grunde
die in der ſtatt mit wider that
ſaumpten ſich gar kein ſtunde
der büchſen ſchal gar weyt erſchall
zuring umb in dem lande
dabey man hat ir gröſſe not
an mangen emnd erkandte.

Ain hauptman der hieß algeer
ſchickt man zuſchiff den frommen
matheus peck vein iſt auch hinein
mit ſeinen knechten kummen
erſt fieng man hertz zu ſölchem ſchertz
do man thet hilff erkennen
von wann ſy ſein kummen hinein
thut euch nit not zu nemen (zu nennen).

Do der wißpeck den braten ſchmeck
das man die ſtat thet ſtercken
und der ſtauffer auch zog daher
das thet er gar bald mercken
erſt ſchoß man faſt ließ ja kain raſt
man macht die maur zu ſcherben
der wißpeck ſprach in ungemach
müſt ir all hie verderben.

Man ſchoß vil feyr über die meyr
in d'ſtat an mangen ende
al ſein beger ſtund wie das er
die ſtat yn gar außprennte
da halff yn got in ſolcher not
das ym nit thet gelücken
do ward man ſich gar krefftigklich
wol zu dem ſturme ſchicken.

Ain michel ſach der maur was ab
nyder zu grund gefallen
der büchſen vil als zu dem zil
vicht man darauf mit ſchallen
ſy wurffen auf ain groſſen hauff
ain ordnung thet man machen
ſy traten an der büchſen ton
hört man gar weite krachen.

Ain groſſer strauß innen und auß
hort man zu bayden ſeyten
der ſturm was groß man ſchlug und ſchoß
der wißpeck mit ſein leuten
der ſtat zu trang mit groſſem zwang
trib er ſy an den graben
richt als das rich der ſenderich
thet ſeinen fan auffhaben.

Er ſprach wol her gut und auch eer
wolln wir allhie gewinnen
do das geſchach ainer der ſtach
über die mauren zinnen
mit ainem ſpieß den fetzen ließ
zu letz der werden ſtate
in ſolchem ſchein das leben ſein
mancher verloren hate.

Sy wörten ſich gar krefftigklich
hauptleut und auch die knechte
mit allem wör gegen dem hör
thet man ſchick enſich rechte
der ſturme wert hab ich gehört
vil länger dann ain ſtunde
der wißpeck floch bald er abzoch
und ſich nicht rechen kunde.

Der wißpeck hieß das man nit ließ
die todten cörper ligen
man hat ir bracht vil bey der nacht
wol in ain hauß verſchwigen
darin ellend man ſy verprennt
noch ettlich thetten leben
der wißpeck kan ain ſolchen lon
den ſeinen knechten geben.

Der wißpeck hat vor dieſer ſtat
leut Er und gut verloren
mer wenn ich ſag gegen dem tag
ſeind ſy davon gefaren
hin wider haim ainn klainen rum
hat er alda begangen
ich hoff yn wer nit wider her
gen Vilshofen verlangen.

Ich lob den rat der werden ſtat
und auch die gantz gemaine
hauptleut und knecht preiß ich mit recht
die alweg tapfer ſeine
yn ſtund auch bey der ſtauffer frey
in nöten außerleſen
mit ſeinem hauff bey diſem kauff
wär er auch gern geweſen.

Ir ſtett im land nempt leer allſampt
ab dieſer ſtatt behende
thut er geleich ir eeren reich
ſo werdt ir welt erkante
manige ſtat on alle not
in frembde hand iſt kummen
iſt yn ain ſpot o herre got
behüt allhie die frummen.

Von ſachen mer zu ſingen wär
ich fürcht es bring verdrießen
es wird zulang — das mein geſang
wil ich damit beſchlieſſen
ich hoff man wer ir groſſe eer
an mangem end bedencken
Das lied fürwar zum neuwen iar
thut euch jörg widman ſchenken.

526.

Niederalteich.

Parnass. Boic. V., 9. Schuegraf J. R., Geſch. des Domes von Regensburg I., 5.

Die gemeine und althergebrachte Sag bringet, daß vor tauſend und mehr Jahren an der Donau zwei übergroße Eichen geſtanden, welche dem dummen und aberwitzigen Heidenvolk zu ihrem Götzendienſte wol zu Statten kamen. Bei der anderen oder niederen von dieſen beiden Eichen wurde der After-Göttin Iſis mit abergläubiſchem Gepränge Opfer gebracht, bis der heilige Meldenſiſche Biſchof Pirminius dieſen Götzenbaum

mit apoſtoliſchem Eifer gefället, ausgereutet und an deſſen Statt einen andern, dem wahren Gott geweihten, nämlich das Kloſter Niederalteich gepflanzt und errichtet hat.

527.

Sankt Gotthard.

Von Iſabella Braun.

1.

Im jungen Herzen Wiſſens Drang
Und Sehnſucht nach der Lehrer Worte,
Jung Gotthard ſchritt das Thal entlang
Jedweden Tags zur Kloſterpforte.
Es war ſein Herz wie Aether rein,
Und klar, als wie der Sonnenſchein;
Und wie das Blümchen auf der Au
Wo Jedes nach dem Licht ſich kehret;
Und wie der reine Tropfen Thau
In dem der Himmel ſich verkläret;
Und wie die Biene war es auch,
Die Honig ſucht in Blüth' und Strauch;
Wie's Vöglein, das die Flügel hebt
Und nach den höchſten Lüften ſchwebt;
Und wie das grüne Waldbereich,
Drinn Liedlein tönen voll und weich,
Die alle Gott im Himmel oben
Für ſeine Vatergüte loben.

Mit ſolchem frommen Kindesſinn
Der Knabe zog zur Schule hin. —
Doch wie er einmal durch die Auen
Die Schritte lenket wohlgemuth,
Da iſt ſtatt Wieſengrün zu ſchauen
Ringsum nur öde Waſſerfluth.
Vom Regenguſſe angeſchwellt,
Daß jagend treiben ſich die Wogen,
Kam durch der Wieſe Blumenwelt
Der raſche Donauſtrom gezogen;
Soweit das Auge immer ſchaut
Entgegen ihm das Waſſer graut.

Da ſteht der Knabe ſinnend ſtill;
Was iſt's, das er beginnen will?
Erſt blickt er in die Wogen nieder,
Dann auf das ferne Kloſter hin;
Nun hebt er ſeine Augenlider
Zum Himmel auf im Glaubensſinn.

Es ſtrahlt ſein Auge wunderbar,
Wie Sternlein in der Nacht ſo klar;
Ein Lächeln ſchwebt um ſeinen Mund,
Wie Zephyr's Hauch in heißer Stund;
Und ein Gebetlein fromm und leis
Steigt nun daraus zu Gottes Preis;
Dann aber geht er voller Muth
Getroſt und fröhlich durch die Fluth.

Hat ihn ein Engelein geführet?
Ward ihm der Glaubensſinn zum Boot?
Denn ſieh! vom Waſſer unberühret
Er ſchreitet durch die Wogennoth
Und langt auf ſeiner naſſen Bahn
Im Kloſter trocknen Fußes an. —

2.

Die Glocken läuten im Verein,
Daß rings die Auen widerhallen;
Sie laden zu dem Feste ein,
Und viele fromme Pilger wallen
Mit andachtsvollem Glaubenssinn
Und eil'gem Schritt zum Kloster hin.

Versammelt in der Sakristei
Sind schon die Priester und Leviten;
Jung Gotthard stehet fromm dabei
Als Ministrant in ihrer Mitten;
Der Andacht Feuer im Gemüth
Aus seinem Kinderauge glüht.

Denn o! er darf dem höchsten Gut
In heiliger Monstranz verborgen,
Des Rauchwerks düftereiche Glut
Darbringen heut am Festesmorgen;
Drum wallt sein Herz so froh und hehr,
Weiß nichts von dieser Erde mehr.

Nun tritt der Priester zum Altar,
Mit ihm die Ministranten-Knaben.
Schon sinkt aufs Knie die gläub'ge Schaar;
Und mit des Weihrauchs Opfergaben
Tritt Gotthard an der Stufen Rand
Das Rauchfaß in der kleinen Hand.

Doch sieh! die Glut erloschen ist,
Kein Funke lebet in den Kohlen;
Da eilt er, — kurz ist ja die Frist —
Sich neue zu dem Dienst zu holen.
Doch wie er rasch die Kohle wählt
Das Glutgefäß dem Armen fehlt.

Nur einen kurzen Augenblick
Hält Zaudern seinen Sinn umfangen;
Dann glüht im Glaubensstrahl sein Blick,
Und Freude glänzt auf seinen Wangen;
In frommen Eifers Drang und Hast
Er mit der Hand die Glut erfaßt.

Und einfaltsvoll und glaubensklar,
Die Glut er in sein Chorhemd schlinget;
Und angekommen am Altar
Das Rauchfaß er nun eilig schwinget
Auf daß von Weihrauchduft umweht
Zum Himmel steige das Gebet.

Und segnend blickt vom Himmelsthron
Gott Vater auf die Opfergaben.
Er spendet reichen Glaubenslohn
Dem frommen, unschuldsvollen Knaben,
Denn unversehrt vom Glutenbrand
Ist Gotthards kirchliches Gewand.

528.

Die Juden zu Deggendorf.

Von Andre Summer. *) — Adlzreiter l. III., 54. Chur-Baiern I., 321. Hormayr Taschenbuch 1832, S. 145. Soltau hist. Volksl. S. 51. Körner hist. Volksl. S. 227. J. Sartorius memoria mirab. Dei zu Deckendorff. Straubing 1710. S. 58 ff. Ertl Churb. Atlas l., 56.

Alß man zelt dreytzehenhundert Jar,
und Siben und dreyssig das ist war,
hat sich ein sach begeben:

Zu Degckendorff im Bayerland,
manichen Bidermann bekand
das solt jhr mercken eben.

*) Sonst auch Sommer, s. Uhland deutsche Volkslieder II., 1017.

Da ſaſſen der Juden vil mit Hauß,
die lebten ſtreffigklichen,
die machten zam ein Bund durchauß,
wie ſie gantz mörderlichen,
zuwegen brechten Chriſti Leib,
das heilige Sacramente,
zu ſingen ich das ſchreib.

Ein anſchlag hetten ſie gemacht,
Ein Chriſten Weib zuwegen bracht,
mit der han ſie pactiret:
Sie ſoll hin gen an alle ſag,
Noch heuer gen dem Oſtertag,
mit Geld han ſie es verſieret.
Mit jhr han ſie es beſchloſſen woll,
ſie ſoll jns gſtollen bringen,
Das wolten ſie jhr bezallen wol,
Solches thet jhr auch gelingen,
den wahrn Fronleichnam ſie ja bracht,
und nam darfur das Gelde,
wol auff die Oſternacht.

Als dJuden das zu handen bracht,
Namen ſie drüber ein bedacht,
und ob ſie kunden Spüren:
Ob Chriſtus in weſentlicher gſtalt,
jhm Sacrament wer oder gmaldt,
der Teuffel thet ſie verfuren.
Das ſie alß balt mit einer All,
mit grimmen drein geſtochen,
das blut ran drauß auff diſes mal,
Alß ſie peinlich han gſprochen,
darzu erſchin ein Kindlein klein,
auff diſem Sacramente,
und wich von keiner pein.

Erſt faßten ſie auff diß ein zorn,
Ein Jud mit einem hagendorn,
wolt das haben zeriſſen:
Wie vaſt er auff dem Brote umbſtrich,
das Kind dennoch darvo nit wich,
über das warn ſie gefliſſen.

Ein Ofen heitzten ſie mit Fewer,
Wolten das thun verprennen,
und warffens drein ſo ungehewer,
und thetten nit erkhennen,
Daß Gott nit ſchadet heiß noch kalt,
noch ander pein nun mehre,
dem Allmechtigen gwaldt.

An dem ſie auch nit gnügig warn,
kein boßheyt theten ſie nit ſparn,
Gott hat vor jhn kein friden:
Her trugen da der Juden gnoß,
Hämer zangen enn Anpoß,
und wolten diß brot zerſchmiden.
Gott aber jn eins kindleins weiß,
ſtund von dem Brot nit ferne,
Ein Judt nam es jn ſeinen Mund,
der Chriſten Himel ſpeiſe,
Maria kam mit groſſer klag,
o we meins lieben Kindes
wol hie auff diſen tag.

Darburch der Juden Mordt brach auß,
Ein wachter der gieng für das hauß,
er höret ſeltzame Mehre:
Hin gieng der wachter alſo trat,
und ſagts den Herren in dem Raht,
daß ſie erſchracken ſehre,
Fünfftzig Mannen zur ſelbigen Stund,
Die ſchwuren balt zuſamen,
Auffs heylig Creutz ein veſten pundt,
Im dorff Schäching mit nammen,
ja wann man bey ſant Martin leyt,
ſo ſey ein yeder wol geriſt,
zu rechen die ſchmachheit.

Und als ſie erheben wolt die gfar,
Herr Hartmann nam gar eben war,
Freyherr vom Degenberge:
Dem thet auch ſolchs auff dJuden andt,
Pfleger in der Statt und auff dem Landt,
Dauſſen zu Natternberge.

Der kam gerüſt mit ſeiner wehr,
für Degkendorfer Pforten,
hinein begert er alſo ſehr,
und ſprach mit ſolchen Worten,
Ihr lieben Burger laſt mich ein,
ich hilff euch dJuden dempfen,
beide groß und auch klein.

Alß bald die Juden das vernamen,
das jn vil frembter Geſte kamen,
Sie griffen zu der wehre:
Und wolten reten ſie mit gwaldt,
Ihr fürgenommer hinderhalt,
der felet jhn gar ſehre.
Sie waren überlegen weit,
Hartman kam wol zu ſteuer,
und halff den burgern diſer zeit,
Sie ſteckten an mit Fewer,
der Juden hauß gar unerlogn,
da kam diß Himmel Brote
wol auß dem Fewer gflogn.

Und ſchwebet ob den Leuten umb,
Alff Patickel jn einer ſumm,
wurden alda vernummen:
Ein Junger Prieſter Außerkorn,
wol auß dem Benedicter ordn,
von Nideraltach herkomen
dem ſich das Sacrament mit fleiß,
in ſeine Hend ergabe,
das ſelbig ſetzt er Gott zu ehr,
wol in das heilig Grabe
zu Degckendorff wol in der Stat,
da es dann manicher Sünder
biß her offt geſehen hatt.

Und welcher meint es ſey ein mehr,
der kom dahin an all beſchwer,
Beſech dz heilig Brote:
Und nemb daſelbſt beſſer urkhund,
und ruf Gott an zur ſelbigen ſtund,
An diſem Heyligen ohrte.
Das jm verzigen werd ſein ſünd,
alhie in zeit der gnaden,
Maria mit jrem lieben Kind,
behüt vor ewigem Schaden,
Andre Summer der Sünden Höld,
ſambt all mit Brüdern unn Schweſtern,
das ſie Gott wern heim gſtelt.

529.

Die Halbmeile.

Mündlich.

In Mitte des Weges, welcher von Niederaltaich nach Deggendorf führt, erhob ſich in uralter Zeit eine ſteinerne Säule, der heiligen Jungfrau geweiht. Gar mancher Pilger raſtete hier ein Weilchen, eröffnete der ſchmerzhaften Mutter ſein Herz, und ging getröſtet von dannen. Da kam einmal im Schwedenkriege ein feindlicher Reiter des Weges. Als er die Säule mit dem Marienbilde wahrnahm, gerieth er in heftige Wuth, ſtieß entſetzliche Flüche aus und hieb mit ſeinem Säbel nach dem geduldigen Bildniß. Endlich riß er noch ſein Piſtol vom Sattel und feuerte eine Kugel los. Aber ſiehe! in demſelben Augenblicke bäumt ſich ſein Roß,

der gottlose Reiter stürzt rücklings zu Boden und bricht das Genick. Herbeieilende Gläubige erkannten die strafende Hand Gottes und erbauten ein Kirchlein über dem Bildstein, welches noch heutiges Tages von frommen Wallfahrern gerne besucht wird.

530.

Engelmar.

Engelmar Dorf in Niederbayern. — Canis. Ant. Lect. VI., 402. Rader. Bav. S. I., 117. Adlzreiter l. XVIII., p. 494. Müller u. Grueber der bayr. Wald S. 240.

Bei dem Dorfe Engelmar im Bayernwalde erhebt sich der Predigtstuhl. Er hat seinen Namen von dem Eremiten Engelmar, der hier den Tod eines Märtyrers starb. Früher als Landmann im Passauischen begütert, hatte sich zu Ende des eilften Jahrhunderts der fromme Mann in die Einsamkeit der Waldwüste zurückgezogen. Graf Aswin, auf dessen Gebiete er seine Zelle erbaut, nahm ihn in seinen Schutz und befahl, daß ihm täglich aus der Küche des Schlosses Windberg Speise gebracht werde. Allein der Diener, welcher diesen Auftrag zu vollziehen hatte, ward seines Geschäftes bald überdrüssig, und um sich den ermüdenden Gang auf rauhem Waldpfade zu ersparen, tödtete er den Einsiedler meuchlings mit einem Wurfpfeile. Nicht lange nach dieser Gräuelthat kam der Graf auf der Jagd in die Gegend und sah zu seiner Verwunderung aus einem Gebüsche einen blendenden Glanz hervorstrahlen. Nachsuchend fand man dort den Leichnam Engelmar's.

531.

Steinernes Kreuz bei Engelmar.

Engelmar Dorf in Niederbayern. — A. Müller u. B. Grueber bayr. Wald S. 240.

Nicht weit von Engelmar steht am Wege ein steinernes Kreuz mit einem Wappenschilde und der Inschrift: „1465 Steffan Fraff, dem Gott Gnad." Die Sage erzählt, der Genannte habe auf einer Ritterfahrt mit

dem ihn begleitenden Knappen an dieſer Stelle Raſt gehalten. Inzwiſchen gab die Glocke der Kirche in Engelmar das Zeichen zur Meſſe, und der Knappe bat ſeinen Herrn, dem Gottesdienſte beiwohnen zu dürfen. Dieſer, insgeheim huſſitiſcher Lehre zugethan, gab zwar die Erlaubniß, aber nicht ohne ſie mit einer Spottrede auf das Meßopfer zu begleiten. Als der Diener aus der Kirche zurückkam, fand er den Ritter todt bei den Pferden liegen.

532.

Die Hunde zu Weiſſenſtein.

Hund Stammenbuch II., 62. A. Müller u. B. Grueber bayr. Wald S. 214 ff. Panzer S. 82.

Vor vielen Jahren hauste auf dem Weiſſenſtein ein reicher und mächtiger Graf. Noch jung an Jahren führte er ein liebreizendes Edelfräulein als Gattin heim und lebte mit ihr in Freuden und Herrlichkeit. So ſchön aber die Gräfin war, ſo hochfahrend war ihr Sinn und ſo verſchloſſen ihr Herz gegen den Jammer der Armen. Eines Tages luſtwandelte ſie mit ihren Jungfrauen in den Fluren des Schloſſes. Da ſaß eine Bettlerin am Wege und flehte um eine milde Gabe. „Sieben Kinder," ſprach ſie, „habe ich zu Hauſe, aber keinen Biſſen Brod." Die Gräfin entgegnete: „Was brauchſt du Kinder zu empfangen, wenn du kein Brod haſt, ſie zu ernähren." Damit ging ſie hohnlachend vorüber. Das arme Weib empört von den ſchnöden Worten, rief ihr nach: „Die Frucht deines Leibes ſoll mich an dir rächen!"

Die Gräfin fühlte ſich eben Mutter, und darum ging ihr der Fluch der Bettlerin doch zu Herzen. Alſo gebot ſie ihren Leuten, eine Zigeunerin herbeizuholen, um von dieſer ihr Schickſal zu hören. Das Weib erſchien, faßte die weiße Hand der Gräfin, beſchaute lange die zarten Linien derſelben und ließ ſich endlich in feierlichem Tone vernehmen: „Ehe der Mond ſiebenmal voll wird, wirſt du ſieben Knaben gebären — die nach dem Erſtgebornen kommen werden, werden dir den Tod bringen — aber noch nicht in der Stunde der Geburt, ſondern erſt nach ſieben Jahreswechſeln — und die Muttermörder wird des Vaters Fluch nicht treffen."

Dieſe verhängnißvollen Worte erfüllten die Gräfin mit banger Sorge und verbitterten ihr das Leben. Doch entzog ſie den Augen der Welt

ihren Kummer und nur die Vertrauteſte ihrer Kammerfrauen erfuhr das Geheimniß, welches ihr am Herzen nagte. Die argliſtige Dienerin wußte Rath. „Man müſſe," ſagte ſie, „doch erſt zuwarten, ob es auch mit den ſieben Kindern ſeine Richtigkeit haben werde. Bewähre ſich dann der Schickſalsſpruch, ſo müſſe man deſſen weiterer Erfüllung dadurch vorbeugen, daß man die Nachgebornen aus dem Wege räume; denn keine Macht im Himmel und auf Erden könne eine Mutter verpflichten, in den eigenen Kindern ihre Mörder heranzuziehen."

Die Gräfin, welche ſich vor dem Gedanken entſetzte, das Leben durch die Hand ihrer leiblichen Söhne verlieren zu ſollen, ließ ſich den böſen Rath gefallen und traf mit der Kammerfrau heimlich die nöthigen Vorkehrungen, um für alle Fälle bereit zu ſein. Inzwiſchen ward der Graf von ſeinem Landesherrn in's Feld gegen die Huſſiten entboten, welche um ſelbe Zeit mit Macht das Reich angegriffen hatten. Dadurch bekamen die beiden Weiber vollends freies Spiel.

Einige Wochen nach der Abreiſe des Grafen kam die Burgfrau in das Kindbett und genas von ſieben Söhnen, wie ihr vorhergeſagt worden. Es fügte ſich aber, daß am nämlichen Tage der Graf von dem unerwartet ſchnell beendigten Kriegszuge heimkehrte. Er war, von einem einzigen Diener begleitet, ſeinen Reiſigen um eine Tagfahrt vorangeeilt, und als er nun in der Abenddämmerung dem Schloſſe zuritt, gewahrte er eine Frauengeſtalt, die über die Thalwieſen an den Fluß hinſchlich. Herausſprengend erkannte er die Kammerzofe ſeiner Frau und ſah, daß ſie am Arme einen großen Henkelkorb trug. „Was machſt du hier in ſo ſpäter Stunde?" rief er ſie an. Die Zofe, zum Tode erſchrocken, konnte kein Wort über die Zunge bringen. „Rede!" gebot der Graf, „ſonſt muß ich glauben, daß du mich beſtehlen willſt. Was trägſt du in dieſem Korbe?" „Ich? — im Korbe?" ſtotterte die Zofe — „junge Hunde; ich ſoll ſie im Fluſſe erſäufen." „Junge Hunde?" wiederholte der Graf: „Ei, laß doch ſehen, ob ich keinen davon für meine Meute brauchen kann." Dabei ſtieß er mit dem Schafte ſeiner Lanze den Deckel auf, und ſiehe da — ſechs wunderholde Säuglinge lagen im Korbe bei einander. „Weib," ſchrie der Graf, ſich aus dem Sattel ſchwingend und auf die Kammerfrau zuſtürzend — „was iſt's mit dieſen Kindern? Bekenne, oder ich bohre dich nieder!" Die Elende ſank in die Kniee, flehte um Gnade und verſprach, Alles zu geſtehen. Mit zitternder Stimme erzählte ſie nun dem ſtaunenden Grafen den ganzen Verlauf der Dinge, von dem Vorfalle mit dem

Bettelweibe bis auf die jüngſte Stunde, da der Gräfin Niederkunft erfolgt war. „Und als die ſieben Knaben zur Welt waren," ſchloß ſie die Beichte, „gebot mir die geſtrenge Frau, den Erſtgebornen ſäuberlich in die Wiege zu legen, die jüngeren Brüder aber zum Regenfluſſe zu tragen und in deſſen Tiefe zu verſenken." „Und du dienſtfertige Seele," ſchnaubte der Graf, „konnteſt nicht genug eilen, den Mordbefehl zu vollziehen. Zum Lohne geſchehe dir, wie du meinen Kindern zu thun vorhatteſt. Auch für die Andere wird die Stunde der Vergeltung ſchlagen." Er winkte ſeinem Knappen; der ergriff die Helfershelferin mit nerviger Fauſt, ſchleppte ſie, wie ſehr ſie ſich ſträubte, an den Regen hinab und ſtieß ſie vom Ufer in's Waſſer.

Mittlerweile hatte der Graf wieder ſein Pferd beſtiegen und gebot dem Knappen ein Gleiches zu thun. Dann ritt er, den Korb mit den Säuglingen ſorgſam unter dem Mantel bergend, einer Burg zu, die tiefer im Böhmerwalde ſein eigen war. Dort angelangt, übergab er die Kinder dem treuen Schloßvogte mit dem Auftrage, ungeſäumt Ammen herbeizuſchaffen und die Kleinen getreulich zu pflegen und zu erziehen, bis er weitern Befehl erhalte. Auch mußten der Vogt und der Knappe in ſeine Hand einen theuren Eid ſchwören, von dem Vorgefallenen gegen Niemanden, wer er auch ſei, ein Wörtlein verlauten zu laſſen.

Nachdem der Graf die Sachen alſo auf's Beſte beſtellt hatte, kehrte er ſpornſtreichs nach Weiſſenſtein zurück, das er am andern Tage in der Morgenſtunde erreichte. Er begrüßte ſeine Gemahlin mit anſcheinender Herzlichkeit, liebkoſte ſeinen Erſtgebornen und geberdete ſich ſo froh und wohlgemuth, daß Niemand ahnen konnte, welch tiefes Leid er mit ſich herumtrug. Bald darauf wurde von den Landleuten in's Schloß gemeldet, man habe die Leiche der Kammerzofe auf einer Sandinſel des Regen gefunden, was die Gräfin nichts weniger als ungern vernahm, denn nun war ja die einzige Mitwiſſerin ihres Verbrechens auf ewig verſtummt. Sie glaubte, jene ſei bei der That im Fluſſe verunglückt. Als ſie aber das Wochenbett verlaſſen hatte und ihren Gatten wieder mit Beweiſen der ehelichen Zärtlichkeit erfreuen wollte, ward ſie zu ihrer Verwunderung von ihm kalt aber höflich zurückgewieſen, unter dem Vorgeben, er habe in der Schlacht gegen die Huſſiten, wo es ihm nahe an's Leben gegangen, das Gelübde gethan, ſieben Jahre lang kein Weib zu berühren. Das mußte ſich die Gräfin wohl oder übel gefallen laſſen.

Nachdem aber dieſe Zeit nahe abgelaufen war, ſagte der Graf zu ſeiner Frau: „Ich will den Tag, da ich dir deine Liebe wieder vergelten kann, mit einem Feſte begehen und dazu unſere Verwandten und Freunde laden. Rüſte alſo ein großes Mahl aus, damit dem Hauſe Ehre widerfahre.“ Die Gräfin that, wie ihr geheißen, und in der beſtimmten Stunde füllte ſich die große Halle des Schloſſes mit Rittern und Edelfrauen, die als Gäſte zu dem von ihr bereiteten Mahle kamen. Das Eſſen war unter Scherz und Lachen vor ſich gegangen, als beim Nachtiſche der Graf vom Stuhle aufſprang und mit ernſter Miene die Frage an die Verſammelten richtete: „Ritter und Frauen ſagt an, welche Strafe verdient eine Mutter, die die Frucht ihres eigenen Leibes morden will?“ Alles ſchwieg betroffen von der unerwarteten Rede, nur die Gräfin — und zweifelsohne hatte ihr eine höhere Macht die vorſchnellen Worte auf die Zunge gelegt — erwiederte: „Eine ſolche Rabenmutter verdient, daß man ſie lebendig einmauere.“ „Weib!“ rief ihr der Graf mit niederſchmetternder Stimme zu, „du haſt dir ſelbſt das Urtheil geſprochen!“ Auf ein Zeichen rollte jetzt ein Vorhang im Hintergrunde des Saales auf und man ſah auf einer kleinen Erhöhung die ſechs Nachgebornen, liebliche, rothwangige Knaben mit ihren Ammen ſtehen. „Siehe!“ fuhr der Graf fort, „dieſe ſind deine Kinder, die du wie junge Hunde wollteſt ertränken laſſen.“ Hierauf erzählte er den beſtürzten Gäſten Alles, was ſich begeben. Wohl flehten die Knaben um Gnade für ihre unnatürliche Mutter und vereinigte ſich mit ihrer Vorbitte die aller Anweſenden, aber die Gräfin ſelbſt beſtand auf der Vollſtreckung des Urtheils und rief: „Mir geſchehe nach meinen Worten! Ich will hienieden die Strafe für meine Miſſethat, damit ich jenſeits einen gnädigen Richter finde.“ Und nachdem ſie reuevoll gebeichtet und die heilige Wegzehrung empfangen, ward ſie in ein Kämmerlein unter dem Thurm geführt und dort lebendigen Leibes eingemauert. Der unglückliche Gemahl aber verließ mit den Seinigen zur Stunde den Schauplatz dieſer traurigen Ereigniſſe; Schloß Weiſſenſtein verfiel nach Jahren in Trümmer. Auf daß aber ein warnendes Andenken in der Familie erhalten bleibe, nahm der Graf das Bild eines Hundes in's Wappenſchild und nannte ſich fortan Graf Hund zu Weiſſenſtein.

533.

Der Fiſcher am Arberſee.

Von Adalb. Müller. — Der kleine Arberſee auf dem Arber in Niederbayern ſoll in ſeiner Tiefe von wunderbaren Goldfiſchlein bewohnt ſein, deren eines ein Königreich werth ſei.

Der Fiſcher klimmt wohl den Arber hinan,
Er klimmt wohl hinauf zum See,
Zum See, umgürtet mit Fels und Tann',
Und kühler als Nordlands Schnee.

Er birgt ſich tückiſch im Uferrohr
Und wirft die Schnur in die Well';
Bald reißt er ein zappelndes Fiſchlein empor:
„Ei grüß dich, du blanker Geſell!"

Das Fiſchlein, o Wunder! thut auf den Mund
Und redet mit ſchlauem Sinn:
„Erbarmen! es ſpielt ſich ſo luſtig im Grund;
Was bringt dir mein Sterben Gewinn?

Du weißt, es ſchwimmen viel Fiſchlein hold
Tief unten — tief angle hinein;
Die prangen mit Schuppen von purem Gold,
Ihr Auge iſt Edelgeſtein.

Sie ſchlafen des Nachts in korall'nem Bett,
Von Perlen erbaut iſt ihr Haus;
Wer ſolch ein Fiſchlein gefangen hätt',
Der lachte wohl Könige aus."

„Ho!" ſprach der Fiſcher, „fort ärmlicher Wicht,
Nur flugs in die Pfütze hinein;
Du ſättigſt den hungrigen Magen mir nicht:
Mich lüſtet's nach Edelgeſtein."

Und neiget ſich vor, und neiget ſich ſehr,
Will langen bis tief in den Schlund;
Da wird ihm das gierige Herz zu ſchwer, —
Er ſtürzt — und ſinket zu Grund.

Drob freute das liſtige Fiſchlein ſich faſt,
Rief ſeine Geſpielen all;
Die kamen von Nord und von Süden zu Gaſt —
Sie kamen zum Leichenmahl.

534.

Graf Aswin's Tanne.

Erzählt von Adalbert Müller.

Im Böhmerwalde ſtehen viele Bäume und die Bäume haben viele Aeſte und Zweige; aber ſo viel Nadeln oder Läublein an den Aeſten und Zweigen allen hängen, ſo viel Stöße und Hiebe wurden ehedem unter den Grenzbewohnern gewechſelt von hüben und drüben. Es war ein wildes, unſicheres Leben hier in alter Zeit, und kaum verging ein Tag im Jahre, an welchem die Deutſchen und die Slawen ſich nicht in den Haaren lagen. Feuer und Waſſer wären beſſer mit einander ausgekommen, als dieſe beiden grundverſchiedenen Völkerſchaften. Erſt als der große Kaiſer Karl die böhmiſche und ſorabiſche Mark geſtiftet, ward Ruhe, und es konnten an der Grenze einige Ortſchaften in Aufnahme kommen. Kaum aber hatte der Tod dem preiswürdigen Fürſten die Zügel der Herrſchaft entriſſen, und die Slawen ſpürten nicht mehr den Druck ſeiner ſtarken Hand, ſo brachen ſie wieder los und ſuchten das deutſche Gebiet mit ihren Beutezügen heim. Und dauerten dieſe gemeinſchädlichen Grenzbalgereien fort bis in's ſechzehnte Jahrhundert, wie denn Vater Aventin in ſeiner vielbelobten Chronika ſchreibt: „Im Böhmerwalde iſt der Hädweg (der Arber) der höchſt berg oberhalb Paſſauw, auff dem ein großer See, darumb die Behemen und Bayern noch kriegen, wer ſtercker kempfft, wirfft den andern in See."

In den Tagen Heinrich's des Vierten hausten die Slawen ärger denn je mit Raub und Mordbrand. Da faßte der Kaiſer den klugen Entſchluß, ein mächtiges Dynaſtengeſchlecht nach den bedrängten Gegenden zu verpflanzen und in ſolcher Weiſe die Grenzhut zu ſtärken. Er ſah ſich zu dem Ende die Grafen von Bogen aus, welche längs der Donau weit über die Berge und die dampfenden, brauſenden Wälder geboten, vom Einfluſſe des Regen hinunter bis zur Ilz. Dieſe begabte er mit vielen Dörfern und Weilern im Grenzbezirke, als da ſind: Grawat, Vurte, Mazelin, Tichanesberg, Traſanesdorf, Buchberg und Sichowa. Die Grafen bauten feſte Burgen und Wehren und legten Mannſchaft hinein, ſo daß die ſtößigen Nachbarn, wenn ſie über die Grenze wollten, eine harte Nuß zu beißen fanden.

Einmal war ein abſonderlich fruchtbares Jahr eingetreten und es lag im Regenthale das Korn Garbe an Garbe auf den Feldern. Das

erspähten die Böhmen drüben auf ihren weitschauenden Felsgipfeln, und es beschlich sie die Lust, zu ernten, wo sie nicht gesäet. Also thaten sie sich in großen Haufen zusammen und wimmelten aus den Wäldern und Schluchten hervor, so dicht wie ein Heer Ameisen. Aber Graf Aswin hielt treue Wacht. Seine Mahnboten eilten von Schloß zu Schloß, und die Nothfeuer brannten auf den Bergen durch den ganzen Nordgau hin. Und als er hinlängliche Streitmacht zu haben glaubte, zog er den Böhmen entgegen und schlug sie in drei Feldschlachten nach einander.

Das letzte Treffen geschah am Alphaltersberge, jetzt Einfaltesberg genannt, hart an der Landstraße, so von Cham gen Straubing führt. Dort rastete nach blutiger Arbeit der Graf unter einer hohen Tanne, und es stieg ihm der Gedanke auf, das Gedächtniß des Tages bleibend an die Nachkommen zu bringen. Alsbald ließ er sein Schwert durch die Lüfte sausen und hieb mit mächtigen Schlägen in den Stamm der Tanne das Zeichen des Kreuzes.

Der mannliche Held ward hochgefeiert in Lied und Sage, und beim Volke hieß er der Schreck der Böhmen. Die Tanne stand viele Jahrhunderte aufrecht, denn Art und Säge mieden sie mit frommer Scheu. Es ist so überlang nicht her, daß sie, altersmorsch, vom Winde gebrochen wurde, und zur Stunde noch leben Leute, die ihren umfangreichen Stock im Walde droben sahen und maßen.

535.

Graf Aswin's Tanne.

Von Adalbert Müller.

Die Königin des Waldes,
Die Tochter alter Zeit —
Es ist Graf Aswin's Tanne
Mit Feindesblut geweiht.

Wohl schaut sie hoch und herrlich
Hinein in's Böhmerland
Und sagt den Czechen drüben
Wer hier sie überwand.

In unsrer Väter Zeiten
Ging's traun! gar blutig her,
Da gab es wunde Schädel
Und Scharten in der Wehr.

Vom Böhmerwalde stürzten,
Gleich eines Bergstroms Schwall,
Sich Czeska's wilde Horden
Hernieder in das Thal,

Und breiteten zerſtörend
Sich über Dorf und Flur,
Und Schutt und Leichen wieſen
Der Landverderber Spur.

Einſt lag im Regengaue,
Von Sommers Gluth gereift,
Der Felder reicher Segen
In Garben aufgehäuft.

Das ſah der Czechenherzog
Und ſtieß ſofort in's Horn;
Es wuchs in ſeinen Wäldern
Dem Hungerer kein Korn.

Stracks wimmelten die Räuber
Hervor aus Wald und Schlucht
Und ſchleppten in die Fremde
Des deutſchen Bodens Frucht.

Doch wachte treu Graf Aswin
Auf ſeinem hohen Schloß;
Der Czechen frevles Schalten
Sein mannlich Herz verdroß.

„Wie, iſt der Deutſchen Schlachtmuth
Erſtorben und verweht,
Daß Fremde ſtraflos ernten,
Was deutſche Hand geſä't?

Sind unſre Klingen roſtig,
Iſt unſre Kraft erlahmt?"
Er ruft's, und ſeine Wange
Von edlem Zürnen flammt.

Und ſeinen Ritterſchaaren
Sprengt muthig er voran;
Sie ſtürzen auf die Feinde,
Zehn gegen hundert Mann.

In Lüften ſauſt die Lanze,
Es blitzt der Schwerter Stahl,
Bald ſtarrt von rothem Blute
Das Gras im Regenthal.

Das Beſte thut im Kampfe
Das edle Grafenbild;
Von ſeiner Streitart Hieben
Zerſplittern Helm und Schild.

Ein Wall von Leichen thürmet
Sich um den Helden her,
Die Feinde zagen, ſchwanken —
Bald ſteht kein Böhme mehr.

Und drauf und dran die Mannen
Mit lautem Siegesruf,
Was nicht die Schwerter würgen
Zermalmt der Roſſe Huf.

Fortan kein Czechenfalke
Herab in's Bayern ſtieß;
Graf Aswin nun und immer
Der Schreck der Böhmen hieß.

An einer hohen Tanne
Der wackre Kämpe ſtand
Und ſchaute über's Schlachtfeld
Herab vom Hügelrand

Und ſeine blut'ge Streitart
Ergriff er ſiegesſtolz,
Und hieb mit ſtarken Schlägen
Drei Kreuzlein in das Holz.

So ward zum Siegesdenkmal
Die Tanne eingeweiht;
Noch grünt ſie friſch und kräftig
Wie in der alten Zeit.

Denn Art und Säge meiden
Den Stamm mit frommer Scheu,
Und ſelbſt der Stürme Toben
Knickt keinen Aſt entzwei.

536.

Neukirchen zum heiligen Blut.

Gumppenbergs Marian. Atlas II., 69. Zimmermanns geiſtl. Kalender IV., 188. A. Müller u. Grueber der bayr. Wald S. 269.

Als im Jahre 1450 Huſſens Lehre in Böhmen Anhänger fand, trug es ſich zu, daß ein Huſſite bei der Kapelle von Neukirchen vorüber ſeinen Weg zu Pferde nahm. Hier ſtieg er ab, brach nicht nur gegen das Muttergottesbild in der Kapelle in gotteslästerliche Reden aus, ſondern legte ſogar Hand an, riß es vom Altare hinweg und warf es in einen nahegelegenen Brunnen, welcher noch heutiges Tages in der Sakriſtei zu ſehen. Dreimal warf er das Bild in den Brunnen, dreimal ward es durch unſichtbare Hand aus dem Brunnen wieder an ſeine Stelle gehoben. Da entbrannte des Huſſiten Zorn in furchtbare Wuth, er zieht das Schwert und verſetzt dem Bildniß einen gewaltigen Hieb, ſo daß er Krone und Haupt bis zum rechten Auge hin ſpaltete. Doch ſiehe! da floß Blut aus dem hölzernen Bilde. Der Böſewicht erſchrickt, wirft ſich auf ſein Pferd und treibt es zur raſchen Flucht. Obgleich nun das Roß ſo heftig zu rennen ſchien, daß es die vier Hufeiſen verlor, ſo kam es in der That doch nicht von der Stelle. Da erkannte der Huſſit ein höheres Walten, bereute ſeine Miſſethat und bezeugte das Wunder vor allem Volke.

537.

Der Pfleger von Mitterfels.

Erzählt von Adalbert Müller. — Zu der in jener Gegend verbreiteten Volksſage hat der Erzähler nur den Namen einer beſtimmten Oertlichkeit hinzugefügt.

Der Pfleger von Mitterfels war, was man zu ſeiner Zeit einen exakten Beamten nannte. Er hielt die Bauern ſo in Reſpekt, daß ſie ſchon vor dem Schatten ſeiner Hutfeder zitterten, und wußte aus einem leeren Büchſenranzen noch Fett zu preſſen. In ſeinem weitläufigen Gerichtsbezirke gab es keinen einzigen ſchlechten Zahler, denn der Aermſte trachtete ſchon vor dem Termine die Abgaben zu entrichten, und verkaufte lieber ſeine letzte Kuh, eh' er ſich die Schergen des Pflegers in's Haus kommen ließ. Sonderlich aber war der „geſtrenge Herr" der Schrecken

Jener, die in Betreff des siebenten Gebotes oder wie sonst in Criminalibus sich nicht ganz sauber wußten. Fiat justitia et pereat mundus! lautete sein Wahlspruch. Die Carolina war recht eigentlich sein Steckenpferd, und er hielt sie höher als die Bibel. Um seinen Scharfsinn und seine Geübtheit in Anwendung ihrer blutigen Satzungen der Welt augenfällig machen zu können, spürte er rastlos nach Malefikanten und eilte jedem nur etwas Verdächtigen einen Prozeß an den Hals zu werfen. Wen sein Richtereifer sich einmal zum Gegenstande ausersehen, der kam schwer wieder los; denn in der Kunst, die Inquisiten beim Verhöre in Widersprüche zu verwickeln und die Starrsinnigen durch die scharfe Frage zum Geständnisse zu bringen, that es dem Pfleger von Mitterfels keiner im Lande zuvor. „Ich habe einen Beichtstuhl, in welchem nicht die kleinste Sünde verschwiegen bleibt," äußerte er manchmal scherzweise gegen seine Bekannten. Es war aber dieser „Beichtstuhl" eines der gefürchtetsten Folterwerkzeuge. Nichts glich der Selbstzufriedenheit dieses Mannes, wenn er aus irgend einem alten Weibe eine Hexe oder aus einem müssigen Landstreicher einen Straßenräuber herausstorquirt hatte. Zufolge dessen hingen an den Galgen seines Amtssprengels mehr Armesünder, als in den Schloten der Bauern Speckseiten, und die Richtstätte wurde nimmer trocken vom Blute der „Geputzten."

Es lebte damals zu Haibach eine junge Dirne, welche sich Anna Osterkorn schrieb. Sie war lieblich, gleich einem heiteren Frühlingsmorgen, und hatte just so viel Mutterwitz, als ein Mädchen, wie man zu sagen pflegt, in's Haus braucht. Den einzigen Vorwurf konnte man ihr machen, daß sie dem Gekose der jungen Burschе ein zu williges Ohr lieh. Heute war es Kaspar, morgen Melchior und übermorgen Balthasar, welchem die leicht zu Ueberredende das Herz öffnete, und dieser Flatterhaftigkeit war es beizumessen, daß Nani eben nicht im Rufe einer Heiligen stand. In der letzten Zeit galt Georg, der Jäger des Gutsherrn von Haibach, als der Hahn im Korbe. Er behauptete seinen Posten dauernder, denn irgend einer seiner Vorgänger, sei es, weil er in der That der schmuckste Junge auf weit und breit war, oder weil Nani endlich im Ernste daran dachte, unter die Haube zu kommen. Während der lauen Sommerabende gingen die Verliebten, Georg sein Schätzchen zärtlich am kleinen Finger führend, durch die Fluren spazieren, und als der Winter kam und die Nächte kalt, sehr kalt wurden, wie hätte es da das gutmüthige Geschöpf verwinden können, den Mann ihres Herzens draußen

im knarrenden Schnee frieren zu laſſen? Zudem hatte Georg das Mädchen bereits vor allen Leuten als ſeine Verlobte erklärt und dadurch, nach den Begriffen des Landvolkes, das Recht erworben, auf vertrauterem Fuße mit ihr zu leben. Die Hochzeit ſchob ſich jedoch länger hinaus, als es dem Pärchen lieb war, denn dem Jäger wollte es nicht gelingen, ſo bald eine einträglichere Stelle zu bekommen, und Nani hatte von der Welt Gottes nichts, als ihr hübſches Lärvchen und eine halb verfallene Hütte, welche ſie von ihren früh verſtorbenen Eltern, armen Taglöhnersleuten, ererbt.

Ein Jahr oder darüber, nachdem ſich die Bekanntſchaft zwiſchen den Beiden angeſponnen, ſegnete der reiche Bauer im Ried das Zeitliche, und der Todtengräber ging an einem neblichen Herbſtmorgen auf den Friedhof hinaus, dem Hingeſchiedenen das Grab zu bereiten. Zu ſeinem Aerger fand er in einem abgelegenen Winkel den Raſen friſch aufgewühlt, und als er mit dem Spaten ſondirte, um etwa darauf zu kommen, wer ihm da freventlich in's Handwerk gepfuſcht habe, ſtieß er auf die Leiche eines neugebornen Knäbleins. Das Kind war in ein reinliches Stück Leinwand gewickelt und zeigte äußerlich nicht die geringſte Spur einer Verletzung; aber die heimliche Beerdigung mußte nothwendig auf den Gedanken führen, es ſei mit dem armen Würmlein nicht mit rechten Dingen zugegangen. Voll Entſetzen eilte der Todtengräber, von ſeinem Funde im Pfarrhofe Anzeige zu machen. Die Neuigkeit verbreitete ſich wie ein Lauffeuer im Dorfe. Bald war die halbe Gemeinde auf dem Gottesacker verſammelt, und Einer fragte den Andern, wer wohl das gethan haben möge. Im Kreiſe einiger frommen Betſchweſtern flüſterte es den Namen Nani's, und wie wenn man der Meute einen Knochen hinwirft, ſo fiel jetzt Alles über den Leumund der Verdächtigten her und ſuchte, was daran noch gut war, abzunagen. Der wußte dies und jener das zu ihrem Nachtheile vorzubringen, und die Weiber fragten, ob denn die ganze Männerwelt blind geweſen ſei, daß ſie die Veränderung nicht merkte, welche mit der Geſtalt des Mädchens in den letzten Monaten vor ſich gegangen. Zum Ueberfluſſe trat auch noch die Nachbarin auf und betheuerte, ſie habe während der vergangenen Nacht in Nani's Stube deutlich ein Kind ſchreien hören, und obwohl Jedermann wußte, daß die ſteinalte Matrone auf zehn Schritte weit das Kreiſchen einer Gans nicht von dem Schlage des Finkenmännchens unterſcheiden könne, ſo fand ihre Ausſage doch vollen Glauben. Die arme Nani wurde einhellig des

Mordes schuldig gehalten, und der Haufe stürmte vor ihre Hütte hin; während andere in's Schloß hinauf eilten, um den Gerichtshalter herbeizurufen. Dieser fand Nani im Bette, todesschwach und kaum im Stande, auf seine Fragen Antwort zu geben. Ein kurzes Verhör überzeugte ihn, daß der Fall über seine Kompetenz gehe. Er stellte eine Wache vor das Haus der Inkulpatin, brachte die Leiche des Kindes in einer abgesonderten Kammer unter Schloß und Siegel und nahm über dies Alles ein Protokoll auf, welches er durch einen reitenden Boten nach Mitterfels schickte.

Es ist meine Absicht nicht, den Verlauf des gegen die Nani eingeleiteten Prozesses umständlich zu beschreiben, und wenn ich auch wollte, so vermöchte ich's nicht, denn ich bin kein Mann von der Feder. Die Geschichte ist schon lange her, und ich habe sie aus dem Munde schlichter Landleute, die eben so wenig Juristen sind, als ich selber. Nur so viel kann ich sagen, daß die Nani, sobald sie nur einigermaßen wieder zu Kräften gekommen war, in Ketten gelegt und nach dem Amthause von Mitterfels abgeführt wurde. Schon bei der ersten Vernehmung bekannte sie, daß sie die Mutter des im Friedhofe gefundenen Kindes sei, wies aber den Verdacht, es ermordet zu haben, entschieden und mit allen Zeichen des Abscheues zurück. Sie könne, sagte sie, keinem Hühnlein ein Leid anthun, geschweige denn ihrem eigenen Blute. Das Kind sei todt zur Welt gekommen, und alle Heiligen des Himmels müßten ihr bezeugen, daß sie die lautere Wahrheit sage. Gern würde sie jede Schande und Strafe ertragen, wenn nur ihr Kind am Leben wäre. „Aber um eines Leichnams wegen," fuhr sie fort, „wollte ich nicht im Strohkranze vor der Kirchthüre stehen. Der böse Geist gab mir ein, das schon erstarrte Kind heimlich unter die Erde zu schaffen; doch es in ungeweihten Boden zu legen, konnte ich nicht über's Herz bringen. Ich machte ihm daher im Gottesacker eine Grube, aber die Arbeit ging nur langsam vorwärts, weil ich kaum die Glieder regen konnte vor Schwäche, und so überraschte mich der Morgen, ehe ich den Boden wieder einebnen konnte." Zum Schlusse rief sie noch einmal Jesum und den ganzen Himmel zum Beistande an und brach dann, ihrer Gefühle nicht mehr Meister, in einen Strom von Thränen aus.

Das Gericht stellte den Angaben Nani's die gravirenden Aussagen der Zeugen gegenüber, namentlich die jener alten Frau, welche das Kindergeschrei gehört haben wollte. An dieser Handhabe klammerte sich der Pfleger mit eherner Faust ein, denn sie zumeist gab einen festen Haltpunkt

und konnte ihn berechtigen, sein Lieblingsmittel, die peinliche Frage, gegen die Inquisitin in Anwendung zu bringen, falls selbe fortfahren würde, ihr Verbrechen abläugnen zu wollen. Bereits im zweiten Verhöre, nachdem die Beklagte standhaft wieder ihre Unschuld betheuert hatte, ließ er sie, gleichsam zum Vorspiele, bis auf's Blut mit Ruthen hauen. Halbtodt schleppte man die Mißhandelte in's Gefängniß zurück.

Nani's Wunden waren noch nicht vernarbt, so wurde sie abermals in's Verhör genommen. Diesmal führte man sie in eine dumpfe, modrige Stube, welche in einem der Ringthürme des Felsenschlosses lag. Ein Spitzbogenfenster, durch die klafterdicken Mauern gebrochen, sollte das Gemach erhellen; aber seine erblindeten Scheiben ließen das Licht nur matt einfallen. Graue Dämmerung herrschte hier, wenn die ganze übrige Welt sich des hellen Tages erfreute. Die dem Fenster gegenüber stehende Wand war durch einen Vorhang von rothem Tuche verdeckt. Der Pfleger saß, die strenge Richtermiene gegen den Eingang kehrend, in einem blutroth beschlagenen Lehnstuhle, neben ihm, an einem von Alter und Dinte geschwärzten Tische, ein lauernder Schreiber. Ein kühneres Herz, als das eines Mädchens, würde von dieser Umgebung erschüttert worden sein. Nani überlief ein eiskalter Schauder.

„Anna Osterkorn, tritt näher!" begann der Pfleger in einem Tone, welcher der Angeredeten gleich Posaunenruf des jüngsten Tages klang. Zitternd, mit willenloser Hast, that sie, wie ihr geboten. Der Pfleger fuhr fort: „Wie dir wissentlich ist, hat ein Zeuge allhier vor Gericht eidlich deponirt, daß er in der Nacht vom 24. zum 25. Oktober hujus dein Kind habe schreien hören. Wirst du, anso durch ein gewichtiges Indicium überwiesen, dessenungeachtet Gott und deiner Obrigkeit noch länger die Ehre vorenthalten, indem du auf deinem frechen Läugnen beharrest?"

„Hochmögender Herr!" versetzte Nani, „tausendmal würde ich die Ohren segnen, welche einen Laut von meinem Kinde vernommen hätten. Aber ach! sein Mund blieb selbst der Mutter verschlossen."

Der Pfleger ließ dem Schreiber Zeit, diese Worte in's Protokoll einzutragen; dann hob er wieder an, den stechenden Blick seiner grauen Augen unverwendet auf die Gefangene richtend: „Anna Osterkorn, ich frage dich zum letzten Male im Guten, — willst du bekennen, daß dein Kind lebend zur Welt gekommen ist?"

„Helfe Gott mir und ihm!“ entgegnete Nani, „ich kann nicht sagen, was unwahr ist.“

„Du bleibst also bei deiner Verstocktheit?“ stieß der Pfleger heraus. „Nun dann — so sollst du erfahren, daß ich Mittel habe, deine widerspenstige Zunge zu lösen.“ Auf einen Wink seiner Hand schob sich der rothe Vorhang bei Seite, und es wurde in einem mit Folterwerkzeugen angefüllten Nebengemache der Nachrichter sichtbar. Dem unglücklichen Mädchen wich bei diesem Anblicke das Blut aus den Wangen, und ihren Lippen entfuhr ein matter Schrei.

„Kennst du diesen Mann und seine Verrichtung?“ fragte der Pfleger mit gedämpfter Stimme.

Nani starrte schweigend den Henker an.

„Thue deine Schuldigkeit!“ befahl diesem der Pfleger.

Der Nachrichter trat vor und faßte sein Opfer unter den Armen, während sein Gehilfe einen mit spitzen Nägeln beschlagenen Stuhl — den sogenannten „Igel“ — zurecht stellte. Diese schrecklichen Anstalten entmuthigten Nani, oder vielmehr — sie gaben ihr den Muth, lieber dem Leben zu entsagen, als sich zum Krüppel foltern zu lassen. Denn gewiß war es, daß, wenn sie auch die erste Marter ausdauerte, der grausame Richter ihr so lange mit neuen und immer schmerzlicheren zusetzen würde, bis sie redete, was er hören wollte. Durch eine plötzliche Kraftanstrengung befreite sie sich aus den Händen des Büttels, trat dicht vor den Pfleger hin und sagte: „Bluthund, weil du denn durchaus meinen Kopf willst,— ja, ich habe das Kind ermordet.“

Der Pfleger, an solche Ausbrüche der Verzweiflung längst gewohnt, verzog keine Miene. Mit eisiger Ruhe hörte er die Erzählung der Inquisitin an, in welcher diese ein Verbrechen darlegte, das sie nie begangen hatte, während die Feder des Schreibers pfeilschnell über das Papier hinflog, damit keine Sylbe des Geständnisses verloren gehe.

Die weitere Geschichte des Prozesses läßt sich mit zwei Worten geben: Nani wurde zum Tode verurtheilt und starb unter dem Schwerte des Henkers.

Georg, der beklagenswerthe Bräutigam, hatte seine Herrschaft auf einer Lustreise nach Wien begleitet und lebte dort in Freuden, ohne Ahnung des schrecklichen Looses, welchem inzwischen seine Verlobte erlag. Er erhielt die Kunde von Nani's Einkerkerung und Hinrichtung zu

gleicher Zeit, riß die Büchse von der Wand, und Niemand hat ihn wieder gesehen. Einige wollten wissen, er sei, um sich an dem Gesetze zu rächen, unter die ungarischen Grenzräuber gegangen.

Nicht lange nach Nani's blutigem Ende kehrten zu Haibach einige Dirnen spät am Abende von der Rockenstube heim, und als sie an der Wohnung der Gerichteten vorüber gingen, vernahmen sie darin Laute, wie das Weinen eines neugebornen Kindes. Kreischend liefen sie davon und erschreckten mit der Nachricht von dem Spuke das ganze Dorf. Alt und Jung eilte herbei und umstellte in weitem Halbkreise die Hütte. Jedermann hörte deutlich die Grauen erregenden Töne, aber nicht Einer hatte den Muth, sich in den Bereich des gespenstischen Wesens zu wagen. Endlich ermannte sich ein alter Soldat, welcher unter Max Emanuel die Türkenkriege mitgemacht hatte. Er stürzte ein Glas Doppelkümmel hinunter, schlug ein großes Kreuz über sich und schritt, in der rechten Hand einen tüchtigen Knüttel, in der weit vorgestreckten Linken einen brennenden Kienspan haltend, dem Eingange der Hütte zu. Die morsche Thüre wich leicht seinem Fuße, und das Erste, was er erblickte, war — der Hauskater, welcher auf der obersten Stufe der Bodenstiege saß und, um sich die Langweile seiner Einsamkeit zu vertreiben, eines jener verrufenen Lieder angestimmt hatte,

So ein Lied, das Stein' erweichen,
Menschen rasend machen kann.

Unser Held ging dem betroffenen und vom plötzlichen Lichtglanze geblendeten Virtuosen rasch zu Leibe, packte ihn beim Genicke und trug ihn siegesstolz der herandrängenden Menge entgegen, welche bei diesem Anblicke alle Furcht verlor und in ein unmäßiges Gelächter ausbrach. Doch gab es Viele unter den Anwesenden, die nicht mitlachten. Das Gewissen war in seinem Schlupfwinkel rege geworden und pochte mit dröhnenden Schlägen an die Herzen, welche auf eine eitle Sinnentäuschung hin lieblos ihren Mitmenschen verdammt und dem Henkerbeile überliefert hatten. Eine Unzahl Vaterunser wurde der Sühne der Hingeopferten gebetet, und auf viele Meilen in der Runde läuteten die Glocken der Kirchen zu Seelenämtern. Aber Rosenkranz und Messe haben noch keinem Todten das Leben wieder gegeben.

Ein Jahr ungefähr war verſtrichen, ſeitdem Nani's Leiche unter dem Rabenſteine eingeſcharrt worden war, und der Pfleger von Mitterfels hatte über einer Räuberbande, welche die Häſcher in ſeinem Gerichtsbezirke eingebracht, den kleinen Handel mit der Kindesmörderin längſt vergeſſen. Da geſchah es, daß er einmal in dringender Angelegenheit nach Straubing zur Regierung mußte und dort über die Zeit aufgehalten wurde. Von der Stadt nach Mitterfels ſind es gute zwei Meilen über's Gebirge, und bereits hatten ſich die düſtern Schatten eines unfreundlichen naßkalten Winterabends auf die Gegend gelegt, als er in der Nähe des Hochgerichtes anlangte, welches nach damaliger Sitte hart am Wege aufgebaut war. Schwarzen Rieſen gleich ſtarrten ſeine Pfeiler dräuend aus dem Dunkel empor, und dieſer Anblick mochte in dem Manne, deſſen eiſerner Strenge hier ſchon ſo viele Opfer gefallen, denn doch unheimliche Gefühle erregen. Er gab dem Pferde die Sporen, um ſchneller vorbeizukommen, da — plötzlich — fing es oben zu raſcheln an, rollte holter polter die ſteile Böſchung herab und fiel mitten in die Straße. Das erſchreckte Pferd machte einen Seitenſprung, trat über den Rand des ſchmalen Saumweges hinaus und ſtürzte mit ſeinem Reiter in den zur Seite hinlaufenden Abgrund. Der den Pfleger begleitende Diener ſah mit Entſetzen ſeinen Herrn in der gräulichen Tiefe verſchwinden, ohne ihm helfen zu können. Er that, was in dieſer Lage das Beſte war, und ſprengte mit verhängtem Zügel dem nicht mehr fernen Schloſſe zu, um dort Lärmen zu machen. Die Schreckensbotſchaft brachte das ganze Haus auf die Beine. Bei der verhängnißvollen Stelle angekommen, kletterten einige mit Fackeln den Felshang hinab, um den Verunglückten aufzuſuchen, während die andern oben bei den Pferden blieben. Von dieſen gerieth einem etwas Kugelichtes unter den Fuß; man leuchtete herzu, — es war ein — Todtenſchädel.

Die Unterſuchung, welche ſpäter angeſtellt wurde, ergab, daß Wölfe, die ſich dazumal, nach den furchtbaren Verwüſtungen des ſpaniſchen Erbfolgekrieges, rudelweiſe im Waldgebirge aufhielten, unter den Gräbern des Hochgerichtes gewühlt hatten. War es aber bloßer Zufall, welcher jenen Schädel gerade in dem Augenblicke den Hügel herabkollern machte, als der Mörder Nani's unten vorüberritt? — Gottes Wege ſind wunderbar.

Den Pfleger fand man mit zerſchmetterten Gliedern, beſinnungslos, im Grunde der Schlucht. Man brachte ihn mit Mühe den Berg herauf und in's Schloß. Da lag er die ganze Nacht in einem Zuſtande, der

halb Leben, halb Tod ſchien. Des Morgens um neun Uhr — zu derſelben Stunde, in welcher Nani's ſchuldloſes Haupt gefallen war — ſchlug er mit einem Male die Augen auf, richtete ſich im Bette empor und ſtammelte mit dem Ausdrucke höchſter Angſt: „Bringt mir die Akten — in Sachen Anna Oſterkorn — ich habe mich vor einem ſtrengen Richter zu verantworten — ſchon ruft mich ſein Bote — ich komme — Gnade — Gnade!“

Es waren ſeine letzten Worte. Nachdem er ſie geſprochen, ſank er in die Kiſſen zurück und war eine Leiche.

538.

D' Weiz'.

Oberpf. von J. A. Panzkofer.

'S is g'weian an oita Pflega
A bittabölſa Mou,
Dea hout die Bauan g'ſchunden,
Un eh vial Jargs thou.

Hout Leut' und Kuarfüarſt b'ſchiſſen,
Su vial a nou hout kunt;
Doh endla kreigt da Tuifel,
Dayou an reten Wind.

Dea pfeitn af da Nodel,
Bis gweian übag'nou,
Und wei ſei Stündel kemma,
Dou g'langt a g'woltla zou.

Un in an Souck do trougt an
Am Schwiarzlber geih fuat,
Da Mou, dea thout dawacha
Zum Glück am reten Uat.

Jeiſes, Moarie und Joſef!
In ſeina Angſt a ſchreit,
Dou hout en g'ſchleu da Tuifel
In Weiha z' gneigaſt keit.

Mou ſida duaten weizen
Als oarme Seil da Mou,
Un Jelda thout ſi ſcheuzen,
Dea z'naacht's voubei geiht drou.

Doh dea'n wullt dalöiſen
Dea meüt a Pflega ſey,
Dun Banangout und Kuarfüarſt
Als wei an Engel rei.

539.

Der Pflug im Wappen von Straubing.

Lexikon von Baiern III., 483. J. N. Schuegraf in Verh. des hiſt. Ver. f. O. u. N. VIII., 93.

Die Stadt Straubing führt ſeit uralten Zeiten einen Pflug im Wappen. Darüber geht die Volksſage. Früher ſtrömte die Donau ſo nahe an Straubing vorüber, daß ſie die Stadt durch Unterwühlung der Häuſer und Mauern mit dem Untergang bedrohte. Da ward ihr mit einem großen Pfluge ein neues Bett gegraben und alſo der gewaltige Strom abgelenkt. Zum Andenken kam der Pflug in's Wappen. Die Geſchichtsforſcher wollen aber die Sache beſſer wiſſen.

540.

Maria von der Neſſel.

Gumppenberg's Marian. Atlas, teutſch von Wartenberg III., 139 u. IV., 165. Zimmermann geiſtl. Kal. IV., 40.

In der Karmelitenkirche zu Straubing befindet ſich ein Gnadenbild der ſchmerzhaften Muttergottes, von deſſen Herkommen Folgendes erzählt wird.

Anno 1442 als am Feſttage des heiligen Marcus iſt von der Kleriſei und Bürgerſchaft aus der Reichsſtadt Heilbronn zu der nahe gelegenen alten Pfarrkirche gen Pöcking hinaus die gewöhnliche Prozeſſion gehalten worden. Nicht weit vorm Stadtthor in einer Feldmauer am Wege ſtund ein geſchnitztes Bild der ſchmerzhaften Muttergottes, welches von Neſſeln ſtark überwachſen und darum von Niemanden in Acht genommen war. Als nun die Kleriſei ſammt der Bruderſchaft bei dieſem Bild vorüber kam, war kein einziger Menſch daſelbſt anzutreffen. Da aber die Prozeſſion wiederum in Ordnung nach Haus ging, wurde man viel Volk in der Ferne gewahr, welches dann die Bürgerſchaft in Furcht ſetzte, weil man glaubte, es müſſe die Stadt von einem Feinde überfallen worden ſein. Schickten alſo dahin, um zu ſehen, was dieſer unverhoffte Zufall bedeute; alſo vernehmen ſie, daß dieſes Volk, mehr als 500 Menſchen an der Zahl, von wunderbarer Andacht getrieben, ohne eines von dem

andern etwas zu wiſſen, aus den umliegenden Dörfern mit Geſchenken und Opfer bei dem marianiſchen Bild zuſammen kommen ſei; worauf beſagtes Bild zuerſt in die Karmelitenkirche zu Heilbronn, ſpäter aber, im Jahre 1661, auf Befehl des Karmelitenprovinzials in die Stadt Straubing in Bayern überſetzet worden.

541.

Agnes Bernauer.

Von Adalbert Müller. — Nach Geſchichte und Sage. Lipowsky Agnes Bernauer. — Dramen von Törring, Böttger, Hebbel.

1.

„Ach Albrecht! rührt dich nicht mein Schmerz?
Muß ich vergebens flehen?
Mir iſt ſo weh, mir iſt ſo bang,
Mich däucht, als hört ich Grabgeſang;
Soll ich dich wiederſehen?“

„Mit Gott! ich kehre heim, bevor
Der Nord den Wald entblättert:
Geliebte Agnes weine nicht!
Mich rufen Ehr' und Ritterpflicht,
Leb wohl! das Heerhorn ſchmettert.“

Und als der theure Gatte ſchied,
Wer malt da ihren Jammer?
Zu Straubing *) ſaß ſie im Gemach,
Wie manches O! wie manches Ach!
Vernahm die ſtille Kammer.

Dem Lüftchen klaget ſie ihr Leid,
Das ſanft durch's Fenſter eilet:
„O Lüftchen! fleug am Donauſtrand
Hinauf mir in das ferne Land,
Wo jetzt der Gatte weilet.

*) Albrecht hatte ſie Anfangs im Schloſſe zu Vohburg untergebracht; nach dem Turniere von Regensburg führte er ſie in die herzogliche Hofburg von Straubing und gab ihr Hofſtaat gleich einer Fürſtin.

Im Abenddunkel ſchwebe fort
Und bring' ihm meine Küſſe,
Umflatt're ihn bei ſtiller Nacht,
Wenn er im Zelte einſam wacht,
Wie leichte Geiſtergrüße."

Wohl liebte nie ein Weib ſo treu,
Wohl nie ein Mann ſo bieder;
Wie Agnes ihren Albrecht liebt,
Wie Albrecht ſeine Agnes liebt,
So liebt kein Paar ſich wieder.

Doch Albrecht war des Herzogs Sohn,
Sie eine Bürgerdirne,
Bald wurde, ach! ihr Liebesbund
Dem ſtrengen, ſtolzen Vater kund,
Grimm runzelt er die Stirne.

Zu München ſaß der alte Ernſt
Auf goldburchwebtem Throne,
Um ihn im reichgeſchmückten Saal,
Den Sternen gleich an Glanz und Zahl,
Die Großen ſeiner Krone.

„Ihr Stände dieſes Reichs!" begann
Der greiſe Fürſt zu ſprechen:
„Ihr ſehet uns gebeugt von Gram,
Erſchüttert iſt der Eiche Stamm
Und wankt und droht zu brechen.

Wo weilet Albrecht, unſer Sohn,
Der Ritter ſonder Tadel,
Der ſiegreich ſtets das Banner trug
Und zweimal Ziska's Krieger ſchlug,
Der Stolz von Bayerns Adel?

O! ſuch' ihn keiner in der Schlacht
Und nicht beim Waffenſpiele.
Ein Bürgerweib hat ihn umſtrickt
Und ſchlau des Helden Herz berückt,
Gefeſſelt iſt ſein Wille.

Ha! ſchmählich ſchläft der Leu und trägt
Die fluchenswerthen Bande;
Man ſagt — kalt ſchaudert's durch die Haut —
Die Dirne ſei ihm angetraut,
Dem Erben unſerer Lande.

Wir han getreulich, edle Herrn!
Jetzt unſer Leid entdecket:
Berathet, wie von Wittelsbach
Zu heben der Entehrung Schmach,
Die ſeinen Schild befleckt."

Er ſchwieg und Murmeln rings herum,
Wie Meereswogen wallen,
Doch ſchnell regt lauter ſich das Wort:
Verbannung hier und Kerker dort
Durchtönt's die ſtolzen Hallen.

Alsbald beſchwichtigt das Getos
Der Kanzler mit dem Stabe,
Voll ernſter Würde tritt er vor,
Im Saale lauſchet jedes Ohr,
Und ſtill iſt's wie im Grabe.

„Man nennt mich," ſprach er, „Albrechts Feind,
Drum ſollt' ich lieber ſchweigen:
Doch nein! es gilt ja Bayerns Heil,
Eh will ich unter's Henkerbeil
Den grauen Schedel neigen.

Verbannung? Kerker? — Kennt ihr wohl
Den Wahnſinn erſter Liebe?
Wo ſtemmt ſich ihm ein Riegel vor?
Wo ſind die Feſſeln, wo das Thor,
Die nicht ſein Arm zerhiebe?

Ha! bergt ſie hundert Meilen tief
In des Gebirges Schlünden;
Er ſchwimmt um ſie durch Fluß und See,
Er klettert auf des Firners Höh'
Er ſucht und wird ſie finden!

Werft eine Welt ihm in den Weg,
Die nie ein Menſch erſtiegen,
So lang' er Staub nur iſt, wie wir;
Nur jene Welt trennt ihn von ihr,
Nur dann muß er erliegen.

Ihr täuſcht euch, Herzog! ſo ihr wähnt,
Als ob der Löwe ſchliefe,
Laut brüllend iſt er auferwacht,
Zu Wohburg ſammelt Heeresmacht
Der Erbprinz, — hier die Briefe!

Wohl fürchtet er, daß euer Zorn
Den ſchönen Treubund ſtöre,
So ſtellet er ſich drohend hin
Vor ſeine Vaterkönigin
Mit blank gezückter Wehre.

Drum wollt ihr nicht, daß Bürgerkrieg
Das Vaterland verderbe,
So fall' als Opfer ſie dem Staat,
Dies, gnädiger Herzog! iſt mein Rath:
Die Buhlerin — ſie ſterbe.

Und iſt ſie todt, dann gute Nacht!
Erſt Schmerz, dann Schmach und Reue,
So raſend, mein ich, iſt er nicht,
Daß er für eine Leiche ficht,
Gen Vaterland und Treue."

Er ſprach's — beifällig nickt der Fürſt,
Das Blutwerk muß gelingen,
Ein Bote eilt bei Sternenlicht
Nach Straubingen, an's Fraißgericht
Den Haftbefehl zu bringen.

2.

Und grimmiger ſchon pfiff der Wind
Hin durch die Stoppelfelder,
Die Wieſen ſtanden nackt und kahl,
Der Blätter Grün war welk und fahl,
Und Nebel ſpie'n die Wälder.

Auch Agnes, trüber Ahnung voll,
Mocht nirgends ruh'n und weilen,
Sie floh vor Angſt durch Saal und Gang,
Und ihres Jammers Wehlaut drang
Bis durch der Winde Heulen:

„Mein Albrecht! ſchon entlaubt der Nord
Den Baum mit rauhem Wehen;
Muß ich erliegen wilder Pein,
Und hier verlaſſen und allein
Vor Herzeleid vergehen?“

Es war am Sankt Germanustag,
Da ſchwärzte ſich der Himmel;
Ein Wetter zog den Strom heran,
Mit Blitz und Donnerſturm begann
Das gräuliche Getümmel.

Des Schloſſes Sparrwerk krachte dumpf,
Die hohen Fenſter klirrten,
Die Fähnlein jammerten im Chor,
Manch Nebelbild rang ſich empor,
Und blaue Flämmchen irrten.

Und ſieh! drei Raben rauſchten hoch
Am Thurm mit ſchwarzen Schwingen,
Sie krächzten traurig durch die Nacht:
„Vernehmt den Gruß der dunklen Nacht,
Von der wir Kunde bringen.“

„Wohl glücklich, die aus Aug und Mund
Der Liebe Honig ſaugen,
Doch in des Stromes tiefem Grund
Erkaltet auch der wärmſte Mund,
Verliſcht der Strahl der Augen.“

„Ein weißes Täubchen ſaß im Korn,
Es ward des Habichts Beute!
Ein Lämmchen weidete im Gras,
Das würgte ſich der Wolf zum Fraß:
Wer deuten kann, der deute.“

Die ſchwarzen Warner logen nicht,
Als ſie das Liedlein ſangen;
In ſelber Stunde noch erbrach
Der Scherge Agnes Schlafgemach,
Und nahm ſie ſtracks gefangen.

Er feſſelte der Fürſtin Hand
Mit ſchwerer Eiſenkette
Und zerrte ſie bei Nacht und Graus
Trepp auf, Trepp ab, Gang ein, Gang aus;
Naht keiner, der ſie rette?

In düſtrer Halle wartete
Des Lamms die Schlächterrotte:
Zwölf Richter ſaßen Mann an Mann,
Der Vizedom war obenan,
Mit ihm des Kanzlers Bote.

Sie ſprachen dies und ſprachen das,
Und ziſchelten im Stillen,
Den Richtern raunten ſie in's Ohr:
„Beſinnt euch Rathsmann, ſeid kein Thor,
Sprecht nach des Herzogs Willen.“

Da knarrt die Thür und Agnes naht
Im Glanze ihrer Schöne,
Den Engeln beſſ'rer Welten gleich,
Und manches Eiſenherz wird weich,
Manch' Aug' weint eine Thräne.

Doch raſch begann der Vizedom
Sein Opfer zu verhören;
Er frug wohl her und frug wohl hin,
Und ſuchte ihrer Rede Sinn
Argliſtig zu verkehren.

Zwei Männer zeugten mit dem Eid:
„Wir haben ſie belauſchet,
Wie ſie ein Tränklein ſeltner Kraft,
Gekocht aus gift'ger Kräuter Saft,
Das Kopf und Herz berauſchet.“

Ein Waidmann ſchwor: „In Wohburg ſtrich
Ich in den Burggehegen,
Und hörte ſie bei finſt'rer Nacht
Am Kreuzweg mit des Teufels Macht
Geheime Zwieſprach pflegen."

„Gott!" jammerte, „Gott!" ſchrie ſie auf:
„Sie haben falſch geſchworen,"
Da ſchnob der Vizedom ergrimmt:
„Hinweg mit ihr! Ihr Richter ſtimmt;
Die Stunden geh'n verloren."

Flugs iſt ein Urtel abgefaßt:
„Agnes Bernauer, maſſen
Sie arger Schwarzkunſt überführt
So müſſe ſie, wie ſich's gebührt,
Durch Henkershand erblaſſen."

„Man ſtürze von der Brücke Rand
Sie in die Donauwogen,
Und Morgens mit dem Frühgeläut
Vom Petersthurm, bis ſelbe Zeit
Sey dieſer Spruch vollzogen."

3.

Auf's Lotterbettlein hingeſtreckt,
Umſchwirrt von holden Träumen,
Schlief Albrecht; ſtille war's umher,
Kein Wort, kein Schwertklang regte mehr
Sich in des Lagers Räumen.

Treuliebchens freundlich koſend Bild
Erſchien, den Schlaf zu ſüßen:
Ihn däucht's, er läg' in Agnes Arm,
An ihren Lippen weich und warm
Berauſch' er ſich mit Küſſen.

Wie träumt er ſelig ſich, da kommt's
Scharf durch die Nacht geritten,
Vor'm Zelte hemmt's des Roſſes Trab,
Ein Reitersmann ſpringt klirrend ab
Und naht mit raſchen Schritten:

„Wach' auf, mein Herr, wach auf, mein Fürſt
Laß ſtrack's dein Horn erklingen;
Umgürte dich mit Schild und Schwert
Und borge deinem beſten Pferd
Des Sturmes flücht'ge Schwingen."

„Um Agnes willen ſpute Dich
Sie morden ſie noch heute:
Zu München brach man ihr den Stab,
Zu Straubing graben ſie ihr Grab,
Wach auf, mein Fürſt und ſtreite!"

Wie Wetterſchläge donnerte
Die Poſt in Albrechts Ohren,
Wild ſchnaubte er den Knappen an:
„Wer hat ihr Leides angethan,
Die ich zum Weib erkoren?"

„Mich ſendet der von Seibolsdorf,
Herr, leſet dieſe Zeilen!"
Es ſpricht's und reicht ein Schreiben dar:
„Noch iſt zu wenden die Gefahr,
Doch braucht es baß zu eilen."

Beim Lampenſchein durchlief der Prinz
Den Brief des edlen Recken,
Sein Antlitz glühte roth vor Zorn,
Bald ſchmetterte das Silberhorn,
Als wollt' es Todte wecken.

Und links und rechts, und rechts und links
Die Fähnlein ſich erheben,
Viel blanke Ritter ſprengen an,
„Fort!" ruft der Herzog, „drauf und dran!
Es gilt um Agnes Leben."

Halloh! wohl über Berg und Thal
Flog's mit verhängten Zügeln,
So fährt der Blitz durch's Wolkengrau,
Kaum rüttelte den Morgenthau
Der Hufſchlag von den Hügeln.

Und eben glomm der erſte Strahl
Auf Straubings höchſten Zinnen,
Da ſprengte Albrechts eil'ger Troß
Durch's Thor und ſuchte nach dem Schloß
Die Pfade zu gewinnen.

Was woget auf und ab das Volk,
Was ſtürmt es durch die Gaſſen?
Ein heiſeres Gebrüll ertönt,
Wie der gehetzte Eber ſtöhnt,
Wenn ihn die Doggen faſſen.

Und lauter wird des Aufruhrs Wuth
Und dichter das Gedränge,
Der Schwarm kommt tobend angerannt,
Bald iſt der theure Fürſt erkannt,
„Zu ſpät!" ruft's aus der Menge.

„Zu ſpät! die Unthat iſt geſcheh'n,
Was half uns Dräun und Bitten,
Er mordet ſchnell der Vizedom,
Sein Scherge warf ſie in den Strom,
Schon hat ſie ausgelitten.

Ach! ringend in des Henkers Arm
Rief ſie des Gatten Namen:
„Hilf Albrecht! Albrecht! rette mich!"
Umſonſt, bald ſtürzte brauſend ſich
Ob ihr die Fluth zuſammen.

„Schaut hin, dort naht der Leichenzug!"
Und durch des Thores Bogen
Kam's langſam mit Geläut und Sang
Und ſchritt den breiten Markt entlang,
Und ſchwarze Fähnlein flogen.

Zum Münſter wallt der Trauerzug
Und Orgeltöne klagen,
Die Schaar der Prieſter ſingt dazu:
„Herr gib ihr deines Himmels Ruh',
Laß ew'ges Licht ihr tagen."

Drauf ſetzten ſie die Bahre hin
Und düſtre Fackeln ſcheinen,
Fürſt Albrecht wanket an den Sarg,
Der ſeines Lebens Kleinod barg,
Und alle Augen weinen.

Nur er hat keine Thräne, ſtumm
Erliegt er ſeinem Harme,
Dicht an der Leiche ſtürzt er hin
Und klammert um die Dulderin
Verzweiflungsvoll die Arme.

Viel Stunden bleibt er regungslos,
Das Herz droht ihm zu brechen,
Doch als die Abenddämmerung graut,
Da fährt er auf, da ruft er laut:
„Dein Tod, ich werd' ihn rächen!“

„Ha Schwert! was flimmerſt du ſo hell?
Iſt's von den Leichenkerzen?
Wohl deut' ich deines Strahles Glut:
Dich lüſtet's traun! nach Schurkenblut:
Pulſt's auch in deutſchen Herzen?“

Weh' dir! dienſtfert'ger Vizedom,
Schmiegſame, gift'ge Natter!
Weh' euch, die ihr im Henkerrath,
Geſponnen dieſe Gräuelthat!
Weh' dir! hartherz'ger Vater!

Ich ſchwör's!“ — Sieh da im Augenblick
Goß von der Kuppel Höhen
Ein klarer Lichtſtrom ſich herab,
Und rings um der Entſeelten Grab
Begann ein mildes Wehen.

Mit wunderſüßen Tönen klang's,
Wie in der Engel Liede,
Herüber vom Altar und Chor
Rief's deutlich in der Lauſcher Ohr:
„Nicht Blut, mein Albrecht! — Friede!“

Und Harfenton und Himmelsglanz
Verhallten und zerrannen;
Als er geſehen und gehört,
Zerbrach der Fürſt das Racheſchwert
Und ſchied verſöhnt von dannen.

Doch Jahre lang ging er herum,
Als wär' er krank und müde,
Der Freunde Troſtwort hört er kaum,
Und oftmals ſang er wie im Traum:
„Nicht Blut, mein Albrecht! — Friede!"

542.

Lied von der ſchönen Bernauerin.

J. G. Büſching wöchentl. Nachrichten III., 409. Dazu Ergänzung von Nagel in Teutoburg II., 144 und Eos 1825, Nr. 117.

Es reiten drei Ritter zu München hinaus,
Sie reiten wohl vor der Bernauerin ihr Haus:
Bernauerin biſt du drinnen,
ja drinnen?

Biſt du darinnen, ſo tritt du heraus,
Der Herzog iſt draußen vor ihrem Haus
Mit allem ſeinem Hofgeſinde,
ja Geſinde.

Sobald die Bernauerin die Stimme vernahm,
Ein ſchneeweißes Hemd zog ſie gar bald an,
Wohl vor den Herzog zu treten,
ja treten.

Sobald die Bernauerin vor's Thor naus kam,
Drei Herren gleich die Bernauerin vernahm:
Bernauerin was willſt du machen,
ja machen?

Ei willſt du laſſen den Herzog entweg'n,
Oder willſt du laſſen dein jung friſches Leb'n
Ertrinken im Donauwaſſer,
ja Waſſer?

Und als ich will laſſen mein'n Herzog entweg'n,
So will ich laſſen mein jung friſches Leb'n
Ertrinken im Donauwaſſer,
ja Waſſer.

Der Herzog iſt mein,
Und ich bin ſein;
Sind wir gar treu verſprochen,
ja verſprochen.

Bernauerin auf dem Waſſer ſchwamm,
Maria Mutter Gottes hat ſie gerufet an,
Sollt' ihr aus dieſer Noth helfen,
ja helfen.

Hilf mir Maria aus dem Waſſer heraus,
Mein Herzog läßt dir bauen ein neu's Gotteshaus,
Von Marmelſtein ein'n Altar,
ja Altar!

Sobald ſie dieſes hat geſprochen aus,
Maria Mutter Gottes hat geholfen aus
Und von dem Tod ſie errettet,
ja errettet.

Sobald die Bernauerin auf die Brucken kam,
Ein Henkersknecht zur Bernauerin kam:
Bernauerin was willſt machen,
ja machen?

Ei willſt du werden ein Henkersweib,
Oder willſt du laſſen dein'n jung ſtolzen Leib
Ertrinken im Donauwaſſer,
ja Waſſer.

Es ſtund kaum an den dritten Tag,
Dem Herzog kam eine traurige Klag:
Bernauerin iſt ertrunken,
ja ertrunken.

Auf rufet mir alle Fiſcher daher,
Sie ſollen fiſchen bis in das rothe Meer,
Daß ſie mein feines Lieb ſuchen,
ja ſuchen.

Es kommen gleich alle Fiſcher daher,
Sie haben geſiſcht bis in das rothe Meer,
Bernauerin haben ſie gefunden,
ja gefunden.

Sie legen's dem Herzog wohl auf die Schooß,
Der Herzog wohl viel tauſend Thränen vergoß,
Er thät gar herzlich weinen,
ja weinen.

So rufet mir her fünftauſend Mann,
Einen neuen Krieg will ich nun fangen an
Mit meinem Herrn Vatern eben,
ja eben.

Und wär mein Herr Vater mir nicht ſo lieb,
So ließ ich ihn aufhenken als wie einen Dieb,
Wär aber mir eine große Schande,
ja Schande.

Es ſtund kaum an den dritten Tag,
Dem Herzog kam eine traurige Klag,
Sein Herr Vater iſt geſtorben,
ja geſtorben.

Die mir helfen meinen Herrn Vater begrab'n,
Rothe Manteln müſſen ſie hab'n,
Roth müſſen ſie ſich tragen,
ja tragen.

Und die mir helfen mein fein's Lieb begrab'n,
Schwarze Manteln müſſen ſie hab'n,
Und ſchwarz müſſen ſie ſich tragen,
ja tragen.

So wollen wir ſtiften eine ewige Meß,
Daß man der Bernauerin nicht vergeß,
Man wolle für ſie beten,
ja beten.

543.

An Agnes Bernauerin.

Von König Ludwig I. von Bayern.

Ein holdes Veilchen blühteſt du verborgen
In kindlicher Zurückgezogenheit,
An deines Lebens harmlos ſtillem Morgen,
Bewußtlos deiner Liebenswürdigkeit.

Da fiel verſengend hin, auf dich gerichtet,
Der Fürſtenliebe unheilvolle Gluth,
Dein kurzes Leben wurde ſchnell zernichtet,
Doch deine Liebe endet nicht die Fluth.

Und in des Himmels ew'gem ſel'gen Frieden
Iſt längſt dein Albrecht froh zu dir geſellt,
Dort wirſt du nimmermehr von ihm geſchieden,
Der Liebe Glück iſt nicht für dieſe Welt.

Der Wonnen höchſte hatteſt du empfunden,
Doch wie du kaum erreicht die Seligkeit,
So war ſie dir ſogleich auch ſchon verſchwunden,
Sie lebt nicht in dem Raum, noch in der Zeit.

Was vom Geſchick beſtimmt, getrennt zu bleiben,
Beglückend wird's hienieden nie vereint,
In das Verderben immer muß es treiben,
Wenn's gleich im Augenblick beſel'gend ſcheint.

Jahrhunderte hat ſchon die Zeit verſchlungen,
So wie die Fluth, in der dein Leben ſchwand,
Dein Name doch hat ſich ihr hehr entſchwungen,
Mit Rührung wird derſelbe noch genannt.

544.

Am Grabe der Agnes Bernauer.

Von Eduard v. Schenk.

Jüngſt kniet ich in der ſühnenden Kapelle
Am Grab' der ſchönen Agnes, der Bernauer,
Die einſt in Albrechts Liebe Glück und Trauer
Und ihren Tod fand in der Donau Welle.

Da hört ich plötzlich, nah der heil'gen Stelle
Orgel und Glocken hallen längs der Mauer,
Den Strom aufrauſchen, als ob Reueſchauer
Um Agnes Mord hoch ſeine Wogen ſchwelle.

Die Glocken ſchienen dumpf darob zu klagen,
Daß ſie ihr einſt die unheilvolle Stunde
Der Hochzeit und des Todes angeſchlagen.

Die Orgel nur ſchien freudig zu ertönen,
Daß Gott die Arme rief zu höherm Bunde,
Statt Herzogs- ſie mit Engelsſchmuck zu krönen.

545.

Soſſau.

Nach Halwax navigatio Mariana und Saller defens. hist. Soesau in Denkwürdigk. aus Bayern, Sulzb. Kal. 1849 S. 82. Gumppenbergs Marian. Atlas IV., 326. Ad. Müller obere Donau, S. 86. Schultes Donaufahrten I., 315. Rohrmayer Geſch. v. Soſſau, Straubing 1843.

Eine halbe Stunde oſtwärts von Straubing, in Mitte lieblicher Wieſen, liegt die berühmte Wallfahrtskirche Soſſau, nach der Meinung alter Chroniken von dem römiſchen Landpfleger des Donaugebietes Soſſius genannt. Die Legende erzählt: Es kam in grauer Vorzeit der heilige Lucius Cyrenäus, ein Jünger des Apoſtels Paulus, in dieſe Gegenden. Dieſer vermochte einen vornehmen Römer, Namens Acilius Glabrio zu Antenring, anderthalb Stunden von Straubing, eine Kirche zu Ehren der Muttergottes zu bauen. Es wurde aber in ſpäteren Zeiten ſelbige Gegend der Aufenthalt gottloſer Räuber, welche die frommen Pilgrime anfielen

und beraubten, so daß selbst das Gotteshaus unser Lieben Frau nicht von dem Blute Ermordeter rein blieb. Da wurde durch göttliche Fügung die Kirche sammt dem darin befindlichen Marienbilde von Engeln in die Lüfte gehoben und in die offene freie Flur von Alburg versetzt, wo einem Platze mitten in den Feldern der Name „Frauenfleck" geblieben ist. Weil es aber geschah, daß auch diese Station nicht genug Sicherheit gewährte, so trugen die Engel das Kirchlein noch einmal zuerst auf einen Platz bei Straubing, welcher noch das „Frauen=Brunnl" heißt, von da weiter in der Luft nach Kagers, woselbst sie auf der sogenannten Schiffsbraite Rast gehalten, endlich auf die liebliche Wiese von Soffau, allwo die Kirche noch heutiges Tags ohne Fundament auf bloßem Grunde ruht.

546.

Die feurigen Männer.

Mündlich.

Zwischen Thalmassing und Dinzling ist eine Mühle, die heißt man die Teufelsmühle und weiter hinein in der Waldgegend heißt man's in der Hölle. Da sind in frühern Zeiten oft feurige Männer gesehen worden, welche vor den durch den Wald Fahrenden oder Gehenden hergingen und den Weg erhellten, so daß sie glücklich hindurch fanden. Einmal fuhr ein Bäuerlein von Dinzling, das nach St. Emmeram in Regensburg gehörte, in aller Morgenfrühe mit einem Fuder Holz durch den Wald und warf mit seiner Fuhre, da es sehr dunkel war, um. „Wenn nur der feurige Mann da wär'," sprach er etwas schalkhaft so vor sich hin, „daß ich mein Holz wieder aufladen könnte." Plötzlich fuhr's wie ein zuckender Blitz daher, und das hellste Licht schien um den Wagen und um die Rosse. So konnte er wieder aufladen und weiter fahren, indem die Bahn vor ihm, wie von Tageshelle, umleuchtet war. Als er das Ende des Waldes erreicht, murmelte er vor sich hin: „Gottlob, daß ich jetzt so leicht da herausgefunden habe" — und plötzlich verschwand das Licht und der feurige Mann ließ sich von diesem Tage an nicht mehr sehen.

547.

Der Fluchacker bei Dinzling.

Mündlich.

Es war in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als die Mäuse in vielen Gegenden Niederbayerns so überhand nahmen, daß sie eine wahre Plage für Land und Leute wurden. Da ritt ein Bauer von Dinzling auf seinem Braunen hinaus, um die Verwüstung zu schauen, welche die schädlichen Thiere angerichtet hätten. Von der herrlichen Wintersaat war auch nicht ein grünes Hälmlein mehr zu sehen. Da fing der Bauer, indeß er seine Aecker umritt, dergestalt an zu fluchen, daß es wahrhaft gotteslästerlich war und es die Nachbarn mit Schrecken vernahmen. Am Abende kam das Pferd, von Schweiß triefend, allein nach Hause zurück, zitternd am ganzen Leibe. Die Bauern sagten, der Schwarze habe den Lästerer geholt und nannten denselben Acker von jenem Tage den Fluchacker.

548.

Zu unserer Frauen von Ast.

Zimmermann geistl. Kal. V., 287.

Ein Stündlein von Waldmünchen liegt das Dörflein Ast mit dem Gotteshause zu unserer lieben Frau von Ast, woselbst ein uraltes Gnadenbild noch heutiges Tages zahlreiche Wallfahrer versammelt. Der Ursprung dieser Wallfahrt hat sich also begeben.

Es soll vor vierthalb hundert Jahren eine Gräfin von Schnirtzenberg (Andere wollen von Fürstenberg) aus Böhmen in die Pfalz gereist sein. Unterwegs, weil die Hitze groß war, wurden die vor den Wagen gespannten Rosse von Fliegen und Bremsen im großen Walde, welcher sich dazumal bis nach Neunburg erstrecket, also stark geplagt und gestochen, daß sie nicht mehr zu halten waren, sondern dergestalt scheu geworden, daß man besorgen müssen, es werde Alles zu Trümmern gehen. In solch äußerster Gefahr hat die Gräfin Gott und seine werthe Mutter um Hülf angerufen und gelobt, wann diese Gefahr ohne Schaden ablaufen werde, wolle sie der Muttergottes zu Ehren eine Kapelle bauen lassen. Alsobald

ſind dann die Pferde ſammt dem Wagen auf einem Bühel, darauf jetzo die Kirche erbaut iſt, ſtehen geblieben, ohne daß Jemanden Schaden widerfahren, worauf die Gräfin ſich aus dem Wagen begeben, auf ihre Knie niedergefallen und Gott für ſolche Gnade gedanket, auch an dem Ort, wo die Pferde ſtehen geblieben, ſogleich die Anſtalten zum Baue machen laſſen. Als man aber beim Fällen der Bäume begriffen war, iſt unvermuthet ein Muttergottesbild auf dem Aſt eines Baumes gefunden worden; dieſes hat man nach der Hand in das neuerbaute Gotteshaus überſetzt, auch der Kirche den Namen Aſt gegeben.

549.

Die Wallfahrtskirche zum Stock bei Walderbach.

Zimmermann Kal. V., 333. Schuegraf in: Das Königreich Bayern ꝛc. München 1846. II., 439.

Eine lüderliche Dirne ſcheute ſich nicht, bei einer in der Kloſterkirche zu Walderbach ſtattfindenden Kommunion Antheil zu nehmen in der Abſicht, die heilige Hoſtie zu zauberiſchen Werken zu mißbrauchen. Kaum hatte ſie die Hoſtie auf der Zunge, ſo löste ſie dieſelbe geſchwind und unvermerkt vermittelſt eines Tüchelchens davon ab, und wickelte ſie ein. Im Nachhauſegehen wollte ſie denn nochmal um die Hoſtie umſehen; aber ſieh! als ſie das Heiligthum aus dem Tüchelchen hervorſuchte, erblickte ſie an demſelben einen Blutstropfen, und war von Stund an nicht mehr im Stande, das auf einem Baumſtocke ausgebreitete Tüchelchen von dannen zu heben, — ſo ſchwer dünkte es ihr zu ſein. Da nun vollends die heilige Hoſtie von ſelbſt ſich erhob, und in der Luft mit himmliſchem Glanze ſchwebte, lief ſie vor Furcht und Angſt davon. Unweit des Stockes weidete eine Heerde Schaafe und Schweine, die von dem Wunder bezaubert herbeieilten, den Baumſtock umringten und in ſtummer Andacht vertieft zu ſein ſchienen. Als der Hirt darnach näher kam und ſelbſt den ungewöhnlichen Glanz erblickte, eilte er zum Kloſter, und zeigte das Wunder dort an, und ſogleich begleitete der Abt *) das heilige Altarsſakrament in einer feierlichen Prozeſſion in die Kirche.

*) Abt Heinrich II. um 1300.

Als man aber des anderen Tages nach ihm ſah, war es verſchwunden und man fand es wieder auf dem alten Stocke. Dieß veranlaßte den Abt, auf der Stelle darüber eine Kapelle zu bauen, und die heilige Hoſtie zum ewigen Andenken in dem Tabernakel aufzubewahren. Bald aber ward das Wunder ruchbar, und fromme Wallfahrer eilten herbei von allen Gauen, und die Kapelle zum Stock ward bald eine ſchöne Kirche, welche erſt in neueſter Zeit, 1803/4, nach Aufhebung des Kloſters verkauft und in eine Scheune verwandelt wurde. Noch ſieht man an dem Plafond die im Jahre 1300 vorgefallene Geſchichte mit der heiligen Hoſtie und das Weib in Geſtalt einer Hexe abgebildet.

550.

Die Bräuer in Stockenfels.

Mündlich.

Bei dem Dorfe Fiſchbach im bayeriſchen Landgerichte Rittenau am Regen erheben ſich mächtig die Burgruinen der Veſte Stockenfels in die Wolken. So einſam und verlaſſen die zerfallenen Trümmer in das Thal herniederſchauen, ſo geht es doch in der Tiefe des Gemäuers ſehr lebhaft zu. Da ſind in einem verſchütteten tiefen, tiefen Brunnen die abgeſchiedenen waſſerfreundlichen Bräuer der Nachbarſchaft, beſonders Regensburgs hinverwieſen; ſie müſſen einander vom tiefſten Grund bis an den Rand des Brunnens Waſſer bieten, das der zu oberſt ſtehende dann wieder hinabſchüttet. Erſt dann wird einer erlöst, wenn er ſo viel Waſſer gereicht hat, als er über das Maß Malz und Hopfen mit Waſſer getauft hat. In neuerer Zeit ſoll es aber bald an Raum für die Bewohner fehlen.

551.

Die Geiſter auf Stockenfels.

Mündlich.

Gar Vieles wiſſen die Leute der Umgegend von dem Treiben der Geiſter auf Stockenfels zu erzählen. Manche haben ihre Neugierde mit

großem Schrecken gebüßt, wenn ſie ſich Nachts in das Gemäuer der verrufenen Veſte gewagt hatten. Einmal verirrte ſich ein Bauer tief in der Nacht in die Ruinen und gerieth in einen großen Saal. Da ſah er eine Anzahl von Herren in bunten Gewändern um eine Tafel ſitzen. Ein goldener Becher, welcher von Feuer roth glühte, kreiſte unter ihnen. Dabei verkürzten ſie ſich die Zeit mit Spielen und warfen Münzen auf den Tiſch, welche wie Flämmchen hin- und herfuhren. Andere wollen ſie mit Kegelſcheiben beſchäftigt geſehen haben, wobei denn die geworfenen Kugeln feurige Bahnen hinter ſich zogen, weil die Kugeln ſelber glühend waren. Und ſo wird noch Manches von den ſchwarzen Rittern erzählt, welche auf der Burg ihren Aufenthalt haben.

552.

Der Zauberweiher zu Brückelsdorf.

Müller bei Fr. Panzer S. 126.

Einſt ließen die Fiſcher den Zauberweiher zu Brückelsdorf ab, um die Fiſche herauszuholen; da kam ein fremdes Weib mit gelben Wangen und rothen Augen, trat ohne Gruß in den Schlamm und nahm den größten Fiſch heraus. Der Fiſcher rief zornig: „Laß du Her meine Fiſche, und hole dir vom Teufel aus der Höll, wenn du deren nöthig haſt!“ Bei dieſer Rede ſchwoll das Weib durch Zorn wie eine Kröte, und ſprach im Hinweggehen, mit ihren rothen Augen nach dem Fiſcher ſchielend: das iſt euer letzter Fang, von nun an gehört der Weiher mein, keinen Fiſch ſollt ihr je wieder herausnehmen. Seitdem ruht der Fluch auf dem Zauberweiher; denn man ſieht wohl Fiſche ſchwimmen, wie aber das Waſſer zum Fiſchen abgelaſſen wird, iſt's auf dem Grund ganz leer.

553.

Die Kirche in Pielenhofen.

Die vor. Schrift S. 116.

Als dem heiligen Bernardus das Geld für Vollendung des Kirchenbaues in Pielenhofen ausging, fuhr er mit zwei Schimmeln nach dem

Schatzberg bei Penk an der Naab, um den Schatz von Schatzfels zu holen. Zwar ſpie der Teufel, welcher auf dem Schatzfels ſaß, Feuer und Flammen auf ihn herab, allein der Heilige ließ ſich dadurch nicht abhalten. Als er aber mit ſeinen zwei Schimmeln und dem Schatz in der Kutſche fortfahren wollte, riß der Teufel eine Felge mit beiden Speigen aus dem Rad. Das half ihm aber nichts, denn Bernardus ſprach heilige Worte, und flocht den Böſen in das gebrochene Rad, der nun aushalten mußte bis Pielenhofen.

Die Begebenheit iſt noch heutiges Tags auf der Wand in der Kirche zu Pielenhofen gemalt zu ſehen.

554.

Sankt Mang zu Stadt am Hof.

Wening Top. Bav. IV., 112.

Dieſes Kloſter führt den Namen St. Mang, weil, wie die gemeine Sag geht, um das Jahr 1134 der heilige Beichtiger und Abt Magnus in Geſtalt eines ehrwürdigen alten Mannes und der heilige Erzengel Michael in Geſtalt eines ſchönen Jünglings zu Regensburg am Geſtad der Donau erſchienen und von dem Schiffmann, welcher die Ankommenden überzuführen pflegte, nach Stadt am Hof geführet zu werden begehrt. Obwohl hierauf der Schiffmann ihnen dieſes ihr Begehren anfänglich abſchlug, ſeine Mattigkeit und die bereits anbrechende Nacht vorſchützend, ſo hat er ſie doch endlich, da ſie ihm eröffnet, wer ſie wären, mit geziemender Ehrerbietung in ſein Schiff genommen und übergeſetzt; darnach ihm beide Heilige befohlen, daß er ſich zu einem nahgeſeſſenen Mann Namens Berchtoldus verfügen und in ihrem Namen für ſeinen Schifflohn ein Maſtſchwein ſammt einem Metzen Korn abfordern ſolle, welches Alles Berchtoldus nicht allein alſobald abfolgen, ſondern auch an ſeinem eigenen Wohnplatz zu Ehren des heiligen Magni eine ſchöne Kapelle erbauen laſſen.

555.

Sagenhaftes Alter von Regensburg.

Rohner Ratisbona novantiqua p. 5. C. T. Gemeiner's Reichsstadt Regensburgs Chronik S. 6. Chr. G. Gumpelzhaimer Regensburgs Geschichte, Sagen und Merkwürdigkeiten I., 12.

Nach uralten Volkssagen ist Regensburg schon zu des Altvaters Isaaks Zeiten ein Wohnsitz alter deutscher Könige gewesen. Auch behaupteten die Juden, welche im Jahr 1519 aus Regensburg vertrieben worden, daß ein Theil ihrer Nation, nachdem sie in die syrische Gefangenschaft gerathen, in die hiesigen Gegenden und namentlich nach Regensburg, welches dazumal Germansheim geheißen haben solle, geführt worden wäre und sich allbort niedergelassen hätte. Deßgleichen behaupteten die Juden zu Regensburg schon im Jahre 1277 vor Kaiser Friedrich zu Linz in ihrer Verantwortung wider die Regensburger, sie hätten in selbiger Stadt auf die 1800 Jahr lang ihre Wohnung gehabt. Nach einer anderen Sage sollen die Juden von Jerusalem zur Zeit der Kreuzigung Christi ein Sendschreiben an die Juden nach Regensburg gesendet und selbe aufgefordert haben, sich zu freuen, daß sie Jesum getödtet hätten, und den ganzen Verlauf beschrieben haben.

556.

Wie der hl. Emmeram einen Greis von der Sünde führte.

Nach Aribo: Rudhart im Archiv f. G. u. A. v. Oberfr. II., 103.

Ein frommer und kluger Mann wurde auf seiner Reise zum Grabe des heiligen Emmeram im Wald von Langwald von Räubern gefangen, außer Landes geführt und an das Volk der Franken verkauft. Einer von diesen, der ihn erkauft hatte, verkaufte ihn wieder an Jemanden in den nördlichen Theilen des Volkes der Thüringer, der an der Gränze des Volks der Parathanen wohnte, die Gott nicht kennen. Seinem Herrn diente der Greis treu und eifrig. Er war ein Zimmermann und Mühlarzt und erwarb sich durch seine Geschicklichkeit die Gunst seines Herrn. So wirkte er drei Jahre lang nach Kräften. Da fügte sich's, daß einer

seiner Mitknechte starb, der eine junge, schöne und kinderlose Wittwe hinterließ. Nun befahl der Herr dem Greise, die Wittwe zu ehelichen. Dieser weigerte sich aus dem Grunde, weil er zu Hause schon eine Frau habe, und bei deren Lebzeiten keine andere ehelichen dürfe. Deßhalb eröffnete ihm sein Herr mit listigen und strengen Worten: „Wirst du sie nicht zum Weibe nehmen, so soll mir Gott dies und jenes zufügen, wenn ich dich nicht dem Volk der Sachsen ausliefere, welches noch so sehr dem Götzendienste ergeben ist.“ Der Herr gedachte ihn durch diese Heirath noch mehr zu fesseln, und der allenfallsigen Flucht des so brauchbaren Knechtes vorzubeugen. So stritten sie täglich mit einander, und der Greis begriff wohl, daß er seines Herrn Macht und Befehl nicht verachten dürfe, weil man ihn sonst als Gefangenen an die Heiden abgeliefert haben würde, deren Leben er, wie er aus der Nachbarschaft wußte, wie den Tod fürchtete. Er willigte also nothgedrungen in die vom Herrn gewünschte Heirath. In der Hochzeitnacht, als sich das Weib unwillig über seine Ermahnungen von ihm abgewendet und eingeschlummert war, bat der Greis Gott um Hülfe. Im Schlafe erschien ihm St. Emmeram, und befahl ihm, wie er gelobt, zu St. Emmeram's Kirche sich zu begeben. „Wie werde ich,“ antwortete er, „ohne Nahrungsmittel so viele unbekannte Länder durchwandern?“ — „Steh auf,“ sagte der Heilige, „zögere nicht, sondern nimm im obern Zimmer ein Brod, es wird bis zur Vollendung der Reise genügen.“ — Der Greis that, wie ihm befohlen, und ging mit seinem Gewande angethan und mit seiner Art von dannen. Seine Schritte lenkte er auf die Wüste eilig zu, ohne Unterlaß Gott bittend um eine glückliche Reise durch die Verdienste des seligen Märtyrers. Fünfzehn Tage lang führte ihn Gott wohlbehalten und sicher, und gesättigt und gestärkt durch das eine Brod dergestalt, daß er um die dritte Stunde jenes fünfzehnten Tages auf dem Berge oberhalb der Weinpflanzung stand, die bekanntlich zwischen der Donau und dem Regen gelegen ist.

557.

Irmenſul am Peters-Thore zu Regensburg.

Von J. A. Pangkofer nach einem alten M. S.

Vorm Thore zu Sankt Peter
Auf dreigeſtuftem Stuhl
Ragt eine Bilderſäule,
War eine Irmenſul.

Wie die geſtürzt in Sachſen
Der Kaiſerheld Karol,
Die unſer hat er wandelt
Zu chriſtlichem Symbol.

Und wie ſich das begeben
's iſt tauſend Jahre her
Gar ſeltſamlich verkündet
Horcht, eine graue Mähr.

Geheim anbeten Heiden
Im nahen Eichenhain,
Von Irmenſul getragen,
Ein Bild aus ſchwarzem Stein.

Bei Tag war ſtets verſchwunden
Das Bild durch Zaubermacht
Drum pflogen ſie des Dienſtes
Auch nur um Mitternacht.

Der Kaiſer kam und hörte
Davon mit frommem Zorn,
Und Untergang den Götzen
Hat alſobald geſchwor'n.

Vergebens doch zwei Nächte
Er ſtürmt den Erkla-Wald,
Der Sturm am Höllenzauber,
Am tödtlichen abprallt.

Neunzehntel ſeiner Kämpen
Am Morgen lagen todt,
So daß er zählt am dritten
Nur Zehn im Morgenroth.

Doch einem Held wie Karol
Gar nie der Muth entweicht,
Drum aus mit ſeinen Zehen
Zum drittenmal er zeucht.

Das war ein wüthend Stürmen,
Und überall umſunſt,
Schon alle Zehne liegen
Im Blut durch Götzenkunſt.

Vertrauend da der Kaiſer
That kühn und mächtig ſchrei'n:
„Herr Gott, verlaß Dich ſelbſt nicht,"
Und warf ſich in den Hain.

Nun praſſelte in Flammen
Der ganze Wald empor,
Das Bildniß ſtürzte nieder,
Das unbeſiegt ehvor.

Die Heiden, feſtgebannet
Das Feuer hat verzehrt,
Das wunderſam dem Kaiſer
Kein Härelein verzehrt.

Er Heil'genbilder ſchlagen
Ließ aus der Irmenſul,
Das Grab ward der Gefallnen
Der neuen Säule Pfuhl.

Und bei der Säule immer
Man Chriſtum pred'gen ließ,
Darob die Irmenſule
Seit Pred'gerſäule hieß.

558.

Die Mähr vom Portal zu Sankt Jakob.

Von d. vor., nach derſ. Quelle.

Das Kloſter zu Sankt Jakob
Iſt ein uralter Bau,
Doch dran wie alt die Pforte
Gar Niemand wußt' genau.

Ein Sagenbuch urälteſt
Von einer Mähre raunt,
Die gleich nach Römertagen
Verblüffet ward beſtaunt.

Aus Wälſchland nach Regina
Siedelt ein Meißler um,
Getaufet, doch zwieſpaltig
Ob Heid- und Chriſtenthum.

Und der ein Werk, ein ſteinern,
Vom Geiſt gequält begann,
Der Zwieſpalt ſeiner Seele
Sich ſpiegelte daran.

Sich zwei Geſellen meld'ten
Bei ihm zu gleicher Zeit,
Der Eine kam von Oſten
Aus Norden kam der Zweit'.

Der Eine, blond und lieblich,
War im Gewerk ein Talk,
Der Ander' ſchwarz und düſter
Gewandt, doch ſehr ein Schalk.

Und lang mit ihrem Meiſter
Des Steinwerks pflegen ſie,
Das, wie wir's da beſtaunen
Gar ſonderbar gedieh.

Aus Heiligen und Fratzen,
Aus Menſch- und Thiergeſtalt
Ein ſeltſamlich Gemiſche
Uebt's neckende Gewalt.

Der Blonde ſchuf am Tage
In Einfalt manig Bild,
Dieweil in den Tafernen
Der Schwarze zechte wild.

Mittnächtlich kam der Schwarze
Erbosten Eifers voll,
Und meißelte dazwiſchen
Grimaſſen grell und toll.

Und ſtets ſich mühte wieder
Der Meiſter lobeſam,
Daß zwiſchen Höll und Himmel
In's Werke Eintracht kam.

So ging es manche Jahre
Bis ward in blut'ger Nacht
Das Römervolk der Veſte
Verjagt und umgebracht.

Während des Völkerkampfes
Ein Zwetter ſich begab,
Auch in des Steinmetz Hütte,
Die ward des Meiſters Grab.

Die Lehrling ſtritten wüthig,
Zerſtörend ihr Gewerk,
Was, ſcheltend abzuwehren,
Nicht reicht des Meiſters Stärk.

Sie ſchleudern nach den Köpfen
Werkſtücke als Geſchoß,
Dem Meiſter, der dazwiſchen,
Wird Steinigung zum Loos.

Die Hütt' mit Brand verlodernd
Einſtürzt, ein Kohlenhauf,
Ein Lehrling fährt zur Tiefe,
Ein Lehrling himmelauf.

Sechshundert Jahre rollen
Grau'nhaft die Zeitenbahn,
Da kommt vom Land der Scoten
Ein Mönch, heißt Marian.

Für ſich und ſeine Flüchtling,
Er baut ein Klöſterlein,
Grundgrabend, ſiehe, findet
Bildtrümmer aus Geſtein.

Als weiſer Mann begreift er,
Durch einen Traum belehrt,
Erfreut der reichen Bilder
Symboliſch tiefen Werth.

Baumeiſterlich er ſtellet
Die Säul'n und Bögen auf,
Verwendet d'rein die Bilder
Als Stützen und als Knauf.

Die Pfort' in das Gemäuer
Mit reicher Gliederung
Eintieft er, überwölbet
Von vieler Bogen Schwung.

Links d'ran und rechts dreigadig
Die Flügel breitet er,
Tiefſt unten drin einfeldert
Die Fratzen voll Gezerr.

Der Einfalt Bilderſpiele
Er ſäulenreihig fügt
In's mittlere Geſtöcke,
Und d'rob die Bogen wiegt.

Das Werk des Meißelmeiſters
Als ſeiner Schöpfung Kern,
Läßt prangen er zu oberſt,
Die Zwölfe mit dem Herrn.

So ſtellt die Bilderfügung
Dazu des Meiſters Ruhm,
Ob Welt und Höllen ſtreiten
Im Sieg das Chriſtenthum.

Des Meißlers Geiſt gebannet
Iſt an ſein Werk geweſt,
Durch ſeines Werks Verſtändniß
Der Meiſter ward erlöſt.

559.

Gründung des Schottenkloſters zu Regensburg.

Nach Aventin, Adlzreiter u. A. Gemeiner's Regensb. Chronik I., 176. Gumpelzhaimer I., 228. Ried hiſt. Nachr. von dem 1552 demolirten Schottenkloſter Weih St. Peter zu Regensburg, 1813.

Aus Schottland kam ein heiliger Mann, genannt Marianus, mit ſechs Gefährten nach Regensburg. Dort fand er im Frauenſtifte Niedermünſter gaſtliche Aufnahme und beſorgte dafür Abſchriften der heiligen Bücher. Bald ward der gelehrte und fromme Fremdling überall beliebt. Das erregte den Neid ſeines Gefährten Murcherad. Deſſentwegen beſchloß Marian, Regensburg zu verlaſſen und nach Rom zu pilgern. Da träumte ihm zuvor, er ſolle den Pilgerſtab ergreifen, aber dort bleiben, wo ihn unter Wegs der erſte Strahl der Sonne beſcheinen würde. Alſo zog

Marian früh Morgens mit zweien ſeiner Genoſſen von dannen. Der Weg führte ſie bei der Kapelle in Wihen oder Weih St. Peter vorüber. Sie gingen hinein, Gott um Segen zur Reiſe zu bitten. Während ſie noch andächtig beteten, fiel ein freundlicher Lichtblick der Sonne durch's Fenſter. Entzückt ruft Marian: „Dies iſt der Ort, hier will ich leben und ſterben!“ Das erfuhr die Aebtiſſin von Obermünſter, wohin die Kapelle gehörte und erklärte ſich bereit, dem frommen Marian die Kirche unter Vorbehalt des Grundeigenthums abzutreten. Ein reicher Bürger, Bezelin, half durch reiche Beiſteuer zum Bau des Kloſters, in welches Marian mit ſeinen Genoſſen einzog, im Jahre des Herrn 1075.

560.

Wie Brzetislaus Juditha aus Regensburg entführt.

Pfeffinger Vitriar. illustr. I., 501. Gemeiner's Regensb. Chronik I., 154. Cruſius Schwäb. Chronik I., 427. C. v. Falkenſtein Kaiſerſagen ꝛc. S. 120.

Zu Regensburg lebte eine überaus ſchöne Nonne, Judith geheißen. Sie war die jüngſte Tochter eines Grafen vom Rheine, genannt Otto der Weiſe. Brzetislaus, Herzog zu Böhmen, vernahm die Kunde von der hohen Schönheit der Nonne. Eine ungeſtüme Luſt, ſich von der Wahrheit derſelben zu überzeugen, ward in ihm rege. Still rüſtete er daher eine Zahl Gewappneter, ließ ſeinem Vater, Herzog Ulrich, hinterbringen, daß er zur Uebung ritterlicher Tugenden ſich an den kaiſerlichen Hof begebe, und zog raſch gen Regensburg hinaus. Als der Herzog zum Kloſter gelangte, umſtellte er es mit ſeinen Getreuen, und wie der Gottesdienſt anhub, drang er in daſſelbe ein. Seinem Späherauge entging die Grafentochter nicht, bald erblickte er ſie, welche dem männlich wohlgeſtalteten Jüngling einen vollen Blick ihrer Schönheit gewährte; und von Liebe hingeriſſen, ergriff er die Nonne, eilte mit ihr aus der Kapelle, hob ſie auf ſein muthiges Roß und entfloh.

Die Kloſterdiener aber waren ihm nachgeeilt und hatten eine mächtige Kette vor das Thor geſpannt, zu verhindern die Flucht des Nonnenräubers. Da riß Brzetislaus ſein Schwert heraus, ſpaltete die Eiſenkette in der Mitte von einander, indeß ſein Gefolge tapfer ſich durch die andringenden Kloſterknechte ſchlug und ihm nachfolgte. Mit der Entführten glücklich

in Böhmen angelangt, meldete der Herzog seinem Vater das Abenteuer, und wie gnadenvoll ihn Gott beschirmt und erhalten habe, und erhielt die schöne Judith zur Gemahlin. Graf Otto beklagte sich heftig beim Kaiser über die gewaltthätige Handlung des Brzetislaus. Kaiser Konrad begnadigte zwar den jungen Herzog, befahl ihm jedoch, Böhmen zu verlassen, und sich mit seiner Gemahlin nach Mähren zu begeben, welches Land Herzog Ulrich seinem Sohne schenkte. Dies geschah anno 1026. Die gespaltene Kette ist lange Zeit im Kloster zu Regensburg aufbewahrt, und als ein Wunderwerk betrachtet worden. Nach ihrem Tode wurde die Herzogin Judith in einer Kirche zu Prag beigesetzt.

561.

Lies Herrel.

Onsorg Chron. Bav. ap. Oefele I., 367.

Um Jakobi des Jahres 1371 erschien zu Regensburg ein Geist, welcher nicht gesehen, aber deutlich gehört werden konnte. Als er unter andern von wegen der Pest, welche damals regierte, befragt worden, sagte er Nichts als diese Worte: Was fraget ihr, da Gott selbst seiner Mutter nicht alle Geheimnisse offenbaren wollte. Darauf wurde er von jenen, welche vertrauter mit ihm waren (qui ei familiares fuerunt), noch einmal befragt, und antwortete: Ho! seht ihr nicht die Eitelkeit und Habsucht dieser Welt, die Gott nicht ungestraft lassen will. Er sagte den Ausgang des Streites der bayerischen Herzoge mit Karl wegen Brandenburg, sowie viele andere Dinge voraus. Einmal goß er ungesehen die Milch aus einem Gefäße in Gegenwart vieler Leute. Jemanden, der gesagt hatte: man müsse keine Furcht vor ihm haben und dem Teufel keinen Glauben schenken, schlug er so heftig auf die Nase, daß reichliches Blut ausströmte. Er wollte nicht anders als Lies Herrel genannt sein. Einmal sagte ein frommer Priester zu ihm: Lies Herrel, gib mir deine Hand! worauf jener: ich will nicht. Als der Priester weiter fragte: warum willst du denn nicht? antwortete der Geist: es würde dir so erschrecklich sein, daß du es nicht aushalten könntest. Ein mit ihm sehr vertrautes Mägdlein fragte: warum er vor andern gerade in ihr Haus gekommen wäre? Jener gab zur Antwort: Ich that es deinetwillen, denn

wäre ich nicht gekommen und hätte dich gewarnt, so hätte dich ein Gewisser (den er mit Namen nannte) verführt, und du hättest das Kind nach der Geburt getödtet, woraus großes Uebel für dich entstanden wäre. Als er befragt wurde, ob er ein Engel oder ein Teufel sei, war die Antwort: keines von beiden, sondern der Bote eines Engels.

562.

Die dicke Agnes.

Erz. von Adalb. Müller (Braun u. Schneiders Hauschronik I., 9.).

Als man zählte nach des Herrn Geburt fünfzehnhundert Jahre und noch zehn darüber, lebte in der alten und weltberühmten Freistadt Regensburg die Tochter eines Blechschmiedes, welche man insgemein das „Liebfrauenbildlein" benamste, sintemal sie über die Massen schön war von Antlitz und Gestalt. In der Taufe hatte man ihr den Namen Klara beigelegt, und als sie herangewachsen, pflog sie der Gottesfurcht und Ehrbarkeit, wie es einer feinen Jungfrau ziemt.

An einem Sonntage, als sie aus der Frühmesse heimkehrte, begab es sich, daß ihr ein stattlicher Junker in den Weg kam; der war in Sammt und kostbares Rauhwerk gekleidet und trug auf der Brust eine schwere goldene Kette und auf dem Haupte ein Barettlein mit wehendem Federschmucke. Und wie er des holdseligen Mägdleins ansichtig wurde, blieb er stehen und schaute ihr fast betroffen längs der Straße nach, bis sie um die Ecke ging.

Folgenden Montags war Klärchen nach ihrer Gewohnheit zu St. Kassian in der Messe, und wie sie aus der Kirche trat, stand der Junker da und nickte ihr einen Gruß zu. Und am Erchtage grüßte er wieder und schob ihr unversehens ein Brieflein in die Hand. Darüber erröthete die Jungfrau hoch und meinte eine glühende Kohle zwischen den Fingern zu halten. Doch wollte sie das Brieflein nicht fallen lassen, um des Geredes der Leute willen. Sie verbarg es daher sorglich im Busentuche, mit dem Vorhaben, es daheim dem Feuer zuzutragen. Und wenn sie also gethan hätte, wäre ihr großes Leid erspart gewesen. Im Kämmerlein aber wurde sie andern Sinnes; denn es gefiel ihr das zierlich gefaltete Pergament, absonderlich das goldgestickte Band, mit welchem es umwickelt war. Und

indem sie sann und das Brieflein hinum und herum drehte, ließ sich plötzlich ein Stimmchen vernehmen, wie das Zirpen einer Grille, und sprach: „Nun thörichte Dirne, was zögerst du lange? Frisch d'ran! Die todten Buchstaben beißen nicht." Wer aber so redete, das war ein winziges, kaum zollhohes Weiblein, welches in einer Ecke der Kemenat kauerte. Die Jungfrau entsetzte sich anfangs ob des Spukes; weil aber die Kleine sonder Arg schien und gar freundlich that, so ließ sie sich bereden und griff nach der Schere. Und in dem Augenblicke, da das Band losging, wuchs das Weiblein um eines Fingers Länge in die Höhe.

Am Mittwoche ging Klärchen nicht in die Messe, sondern riegelte sich in ihrer Kammer ein, als wäre sie unwohl. Mittlerweile aber suchte sie den Brief wieder vor und vernahm, wie der Junker von heftiger Liebe gegen sie entbrannt sei und nimmermehr von ihr lassen könne und um sie dienen wolle als ein ehrbarer, redlicher Freier. Solches stand mit gar schmucken Worten im Briefe geschrieben. Und während sie noch las, erschien das Weiblein abermals und rief: „Horch auf, mein Töchterchen! hörst du nicht Sporenklang auf der Gasse?" Und Klärchen eilte an's Fenster und sah den Junker einhergehen. Der gewahrte sie, wie sie hinter dem Vorhange lauschte; denn die verliebten Fante haben Falkenaugen. Und er grüßte herauf, und sie grüßte hinunter. Das Weiblein aber kicherte in's Fäustchen und wurde unter dem Lachen einen Werkschuh hoch, da es eben nur fingerlang gewesen.

Donnerstag, während des Essens, zankte der Blechschmied mit seiner Tochter und sagte: „Du träumst bei lichtem Tage und wirfst mehr Salz in die Suppe, als meinem Gaumen lieb ist und die Katze stiehlt vor deinen Augen das Fleisch aus dem Topfe." Gegen Abend, im Zwielichte, kam das Weiblein wieder und trug ein Kästchen von Ebenholz unter dem Arme und sprach: „Nimm hin! es ist eine Gedenkgabe von deinem Freier." Klärchen aber trat zurück und entgegnete: „Hebe dich von dannen, Versucherin! Eine tugendsame Jungfrau soll nicht Geschenke nehmen." Da zog das Weiblein murrend ab; an der Thüre indeß wendete es sich nochmal und sagte: „Geschenkt ist wohlfeiler als gekauft! Besinne dich wohl und sieh, was du verschmähst." Mit diesen Worten öffnete es das Kästchen und, o Herrlichkeit! innen lag ein prachtvolles Halsgeschmeide, von eitel Gold und reich mit Perlen und Edelgestein besetzt. Das flimmerte und funkelte Klärchen gar verführerisch in die Augen, und sie nahm das Kästchen und trat vor den Spiegel und gefiel sich überaus in dem

gleißenden Putze. Das Weiblein klopfte dazu in die Hände und rief: „Jetzt magst du die Naſe ſo hoch tragen, wie des Hausgrafen Monika.“

Am Freitage war der Handel ſo weit gediehen, daß der Junker im Finſtern über die Gartenmauer ſtieg und zu Klärchen in die Laube kam. Das Weiblein war heute ſchon eine Elle hoch. Der Junker koſte gar traulich mit der Blechſchmiedstochter und ſagte ihr noch viel ſchönere Dinge, als er im Briefe geſchrieben. Inzwiſchen hielt das Weiblein Wache am Eingange der Laube — und ſiehe da! bei jedem Liebesworte und bei jedem Händedrucke wuchs es um einen Zoll in die Höhe und einen Zoll in die Dicke.

Und als Sonnabends das Paar aus der Laube trat, ſtand ein übermenſchlich großes Weibsbild da, vierſchrötig wie ein Lanzknecht und an Umfang einer Biertonne gleich. Klärchen verhoffte und ſchrie: „Was ſchaffeſt du hier, du Ungeſtalt?“ Die Rieſin aber ſchlug eine helle Lache auf und entgegnete: „Wie, mein Töchterchen, kennſt du deine alte Freundin nicht mehr? Ich bin die dicke Agnes, und du haſt mich wohl gehalten und ernährt, daß ich, vorerſt ein winziger Däumling, alſo hochgewachſen und feiſt geworden bin.“

Es iſt aber zu wiſſen, daß die dicke Agnes ein hölliſches Geſpenſt war, welches um ſelbe Zeit in der Stadt ſein Unweſen trieb. Das machte ſich an die Leute, anfänglich in Geſtalt eines daumenlangen Weibleins, und verlockte ſie vom rechten Wege durch jene Redensarten und Gemeinplätze, womit das Laſter ſein Thun zu beſchönigen pflegt. Und wo es nicht kräftig abgewieſen wurde durch Gebet und frommen Sinn, da blieb es hangen, gleich einem Vampyr, und ſaugte ſich voll und gedieh und wuchs heran zum ungeſchlachten Monſtrum.

Klärchen, das arme Klärchen — nachdem der vornehme Junker eine Zeit lang ſeine Kurzweil mit ihr vollbracht, verließ er ſie, unbeirrt von ihren Vorwürfen und Thränen, und ehelichte die Tochter eines reichen Geſchlechtes. Aehnlich erging es andern Jungfrauen, die mit der Agnes ſich eingelaſſen und manche von ihnen fielen ſo tief, daß man nach der Hand ihre Namen im Regiſter des Reichstagsprofoſen verzeichnet fand, welchem bekannter Maſſen die Obhut über die fahrenden Dirnen anvertraut war. Was das Mannsvolk belangt, ſo nahm das Geſpenſt ſein Abſehen insbeſonders auf die Ladenburſche und ſonſt junge Leute, die ungezähltes Geld in dem Bereiche ihrer Finger hatten. Denen blies es ein: Ein paar Pfennige ſchaden deinem Herrn nicht — er ſpürt's nicht.

Ein Hellerchen iſt noch lang kein Thälerchen!“ oder: „Ein dummes Roß, das am Barn ſteht und nicht frißt!“ — und wie die Sprüchlein alle lauten, womit angehende Gauner und Diebe ihr Gewiſſen zum Schweigen zu bringen ſuchen. Und etliche von dieſen bethörten Geſellen huben an mit einem Griffe in den Ladentiſch und endeten als Straßenräuber.

Solch einreißendes Verderbniß machte dem wohlweiſen Rathe großes Bedenken und man dachte alles Ernſtes darauf, wie man des Spukes Meiſter werde. Mit leiblichen Waffen aber konnte man ihm nichts anhaben, und ſo ging man denn die ehrwürdigen Väter Minoriten um Beihülfe an. Dieſe bannten, der Sage nach, das Geſpenſt nicht ohne Mühe, in den tiefen Keller eines verödeten Hauſes an der Bäckenſpreng, wo man es noch lange Jahre nachher in der Zeit zwiſchen Gebetläuten und Hahnenſchrei wimmern und ächzen hörte zum Schrecken aller Vorübergehenden.

563.

Der Teufel als fahrende Hexe.

Nach der Elsberger'ſchen Chronik.

Auf dem Reichstage, ſo 1606 zu Regensburg gehalten ward, ſoll ſich nachfolgender erſchrecklicher Caſus begeben haben. In der Wallerſtraße bei Herrn Georg Freißlich, Vormundamts-Aſſeſſor, wohnte der Kanzler des Bambergiſchen Abgeſandten. Derſelbe ſah eines Abends zum Fenſter hinaus und gewahrte zwei fahrende Jungfrauen von ungemeiner Schönheit, die in der Gaſſe auf- und abwandelten. Alsbald ließ er ſie durch ſeinen Diener zu ſich invitiren, haben auch nit lange Widerrede gethan und ſind gekommen. Nachdem er eine Zeit lang ſeine Kurzweil mit ihnen gehabt, offenbarte ſich die Eine plötzlich als der Teufel ſelber und ſetzte mit gräulicher Erſcheinung den Kanzler dergeſtalt in Furcht, daß er ſich, um ſeinen Kragen zu ſalviren, mit Leib und Seele verſchrieben. Ward ſpäter zu Bamberg in die Herrn-Inquiſition mit hineingezogen, wo er dann auf der Tortur bekannt, daß zwei Burger von Regensburg, nämlich ſein Hauswirth Herr Freißlich und Hans Lehner, Münzmeiſter, um den Fall gewußt und auch ſchon mit ſolchen Dingen umgegangen, wie ſie ihn dann, als er einmal mit ihnen zur Donau ſpazieren ging, im Namen des Teufels getauft und alſo in die hölliſche Bruderſchaft aufge-

nommen hätten. Der Biſchof von Bamberg ſchrieb dieſer zwei Burger wegen gen Regensburg und notifizirte einem ehrbaren Rathe die Sache. Waren aber beede ſchon todt und begraben, und hat man gegen ihre Leichname nichts vorgenommen. Doch iſt dieſes denkwürdig und gleichſam eine Anzeige der Strafe Gottes geweſen, daß alle beede vor ihrem Ende am Leibe den kalten Brand erlitten und ihnen von den Wundärzten etliche Glieder abgenommen werden mußten. Raſelius ſchreibet, er habe ſolches mit eigenen Augen geſehen.

564.

Urſprung der St. Salvatorkirche bei Donauſtauf.

Wening Top. Bav. IV., 124.

Zu Zeiten, als Pfalzgraf Ruprecht der Junge, Herzog Stephan mit ſeinem Sohn Ludwig, Herzog Hans mit ſeinem Sohn Herzog Ernſt, und Herzog Albrecht zu Straßburg, die Stadt Regensburg und Stadt am Hof nach Kaiſer Karls Tod belagerten, haben ſie ſich im Herbſtmonat vor Stauff gelegt, das Schloß, Markt und die Kirchen eingenommen. Wein und Reben mußten herhalten, jener wurde abgeſchnitten, dieſe ausgeriſſen und in's Lager gebracht; darbei hat ſich eines Offiziers, Namens Georg Oberhauſer, Diener Andreas ſammt andern zweien Geſellen unterfangen, in dem unterhalb des Marktes liegenden St. Martini Gotteshaus zu Sulzbach einzubrechen, und daſelbſt aus dem Sakramenthäuſel einige heilige Hoſtien, ſo in einem ſammeten Beutel gelegen, zu entwenden, welche ſie hernach unter einem Stein auf demjenigen Berg, allwo jetzt das Gotteshaus St. Salvators gebauet und der Stein in die Mitte deſſelbigen verſetzt worden, vergraben, den Beutel haben ſie einer Judenmagd im Lager für ſieben Regensburger Pfenning verkauft. Solche gottloſe That aber hat Gott bald mit verdienter Straf gerochen, maſſen der Rädlführer einen wütenden Tod genommen, der andere ward von ſeinem Gaul bei der Tränk im Waſſer erſchlagen, der dritte von einem ſeiner Kameraden erſtochen. Dieſe Geſchicht dann, wie auch viele empfangenen Wolthaten haben Anlaß gegeben, ſolchen Ort mit einem Kirchenbau zu beehren, wiewol von denen heiligen Hoſtien keine mehr vorhanden iſt.

565.

Hunnenschlacht bei Alkofen.

J. R. Schuegraf (Verh. des hist. Ver. f. O. u. R. 1846. Bd. X., S. 242.)

An die Ueberreste einer alten Römerschanze knüpfen sich Volkssagen von einer hierum (vermuthlich zwischen den Hunnen und Bojoariern 910) vorgefallenen mörderischen Schlacht. Der Feldherr der einen Partei habe sich verlobt, im Falle des Sieges eine Kirche zu bauen, und die dermalige Kirche des heiligen Nikolaus in Alkofen soll wirklich damals in Folge dieses Gelübdes erbaut worden sein.

566.

Prüfenings Ursprung.

Ludewig script. Bamb. I., 423. Oefele I., 360; II, 502. Ertl relatt. II., 27. u. A. Hund metrop. III., 124. Schuegraf Umgebung Regensburg I., 5 u. v. A.

Eine Stunde westlich von Regensburg am Ufer der Donau liegt Prüfening, dessen Ursprung die Chronik also vermeldet.

Es war im Jahre 1107, als zu Regensburg von Kaiser Heinrich V. berufen ein großer Reichstag gehalten wurde. Es fanden sich aber die Stände des Reiches in so großer Anzahl ein, daß am Ende in der Stadt selbst kein Unterkommen mehr war. So mußte sich auch der heilige Bischof Otto von Bamberg, der Pommern Apostel, bequemen, mit seinen Leuten außerhalb der Stadt ein Nachtlager aufzusuchen. Bald war dieses gefunden auf einer anmuthigen Flur, welche zur villa Prukeninga gehörte. Man lagerte sich unter schattigen Bäumen und pflegte, müde von der Reise, des erquickenden Schlummers. Da träumte dem Bischof Otto, wie einst dem Patriarchen Jakob, als sähe er die heiligen Engelein auf einer Leiter vom Himmel zu ihm herniedersteigen, und mit ihm anmuthige Gespräche führen. Auch vernahm sein Ohr eine Musik von Glockentönen, wie wenn an Festtagen das Geläute vom hohen Dome erschallt. Als der Heilige erwachte, gelobte er Gott einen Altar zu Ehren des heiligen Ritters Georg zu erbauen, nahm ein Oelfläschchen herfür und goß es als

Zeichen der Weihe über den Ort aus. Zu dem Altar wurde nach etlichen Jahren auch ein Kloſter gefügt, in welchem Ordensbrüder des heiligen Benedikt leben ſollten.

567.

Maria Ort.

J. Sydrl (Verhandl. des hiſtor. Ver. für Niederb. II., 30.). Gumppenbergs Marian. Atlas teutſch IV., 168. Unterhaltungsblatt (Münchner) 1851, Nr. 44.

Als Leo IV., Kaiſer im Morgenland, die Verehrung der Heiligenbilder verbot, auch dieſelben auf jede Weiſe zerſtören ließ, da ward unter andern auf ſeinen Befehl ein ſchönes Bildniß unſer lieben Frauen zu Konſtantinopel in's Waſſer geworfen. Daſſelbige Bild gelangte auf einem Wachholderſtrauche von Konſtantinopel die Donau aufwärts bis zur Mündung der Nab. Wie nun die Bewohner der Gegend ſolches Wunder geſehen, beſchloßen ſie, dem Bilde zu Ehren ein Kirchlein jenſeits der Nab bei ihrem Dorfe zu bauen; allein wunderbarer Weiſe wurde zur Nachtszeit Mauer und Balkenwerk über die Nab dahin getragen, wo heutzutage die Kirche ſteht, und ſo der Wille Gottes den frommen Bauleuten kund gethan.

Die Sage findet ſich auf Fresko- und Oelgemälden in der Kirche Maria Ort dargeſtellt. Eine neben dem Thurme der Kirche in einem ſteinernen Keſſel befindliche Wachholderſtaude dient ihr als Wahrzeichen zu mehrer Beglaubigung.

568.

Das erſt Kloſter in Bayrn und ganzem Teutſchland.

Aventin. orig. Ratisp. ap. Oefele II., 571.

Als man zalt nach Chriſti Geburt 575 Jar ſtiftet Herzog Taſſel das erſt Cloſter oberalb Regensburg drey Meil an der Thonaw, alda auch vor Zeiten ain groſſe Römiſche Reichſtatt geweſen iſt mit Namen Artobriga, haiſt noch auf dem Artzberg, man ſicht noch ain Thail der Mauren

und die Gräben, ist bis an die Altmül, und gar hinab gen Kelham gangen. Ein Wildschwein solt im da ein Sun erschlagen haben. Es war damals in Bayrn S. Columban mit seinen Jüngern, wolt den Haunen und Winden den Glauben geprediget haben, der ist der erst Munch in unsern Landen.

569.

Zwerge oder Wichtlein in der Umgegend von Kelheim.

Mündlich.

Vieles wissen die Umwohner von Kelheim im Altmühlthale und an den Ufern der Donau von den Zwergen oder Wichtlein zu erzählen, welche den Menschen als wahrhaft gute Geister in allen Handthierungen gerne hilfreich und nützlich werden. So hat es schon mancher Knecht erfahren, der Abends müde von dem halb bestellten Acker nach Hause fuhr, daß er des Morgens das frische Feld gepflügt und wohlbestellt fand, weil die Wichtlein des Nachts mit Eggen, Pflügen und Säen für ihn gearbeitet hatten. Und so haben sie sich oft mit dem Mähen der Wiesen den Dank der Landleute verdient. Denn wenn die Mäher sich Abends zur Ruhe begaben, haben die Wichtlein frischweg ihre Sensen zur Hand genommen und am Morgen lag zur Freude der Schnitter das Heu auf den Wiesen. Gar gerne haben die Zwerglein auch in den Häusern die Geschäfte der Hausfrauen und Mägde übernommen. Ist einmal die Magd mit dem Aufräumen und Scheuern nicht fertig geworden, oder war das Abspülen der Geschirre vergessen, oder die Wäsche nicht ganz zum Aufhängen gekommen, gleich haben sich die Wichtelmännlein Abends eingefunden, und die Nacht mit Spülen und Schwenken, Wischen und Waschen, Fegen und Scheuern bis zum anbrechenden Morgen gar emsiglich zugebracht, also daß man Rahmen und Schränke wohlgereinigt und Schüsseln und Teller spiegelblank angetroffen. — Die Wichtlein müssen eine Freude daran haben, den Menschen etwas Gutes und Liebes zu erweisen. So wollen Landleute oftmals unter Bäumen im Felde gedeckte Tischlein mit Braten, Wein und Fischen angetroffen haben. Andere sind mit alten (römischen) Goldmünzen von ihnen beschenkt davongegangen. Besonders haben sie sich den Schiffern hold und freundlich erwiesen. Einmal hat

ein Schiffer in der Gegend von Weltenburg „Hol über“ rufen hören. Als er hinübergefahren, iſt Ein Zwerg in den Kahn geſtiegen; und doch ſind am jenſeitigen Ufer viele hundert ausgeſtiegen und hat ein Jeder ſein richtiges Fährgeld bezahlt. —

570.

Verſchwundenes Schloß der Zwerge.

Mündlich.

Mitten in einer ſtürmiſchen und ſchauervollen Nacht zog ein Wanderer des Weges. Der ſpähte lange vergebens nach einem wirthlichen Obdache um. Auf einmal erblickte er ein ſtattliches Schloß auf der Höhe eines Felſens. Als er nun darauf zueilte, ſah er eine große Schaar luſtiger Zwerge, die ſich die Zeit mit lärmendem Kegelſpiel verkürzten. Da fallen plötzlich Feuerfunken auf das Schloß und Alles iſt im Augenblicke vor den Blicken des Wanderers verſchwunden. Nun ziehen die Leute heutigen Tags noch am Palmſonntage hinaus in den Wald und ſuchen emſig nach der Stelle, wo das Schloß der Zwerge geſtanden haben ſoll, denn wer das Schloß findet, der findet auch den großen Schatz der Zwerge, welcher dortſelbſt begraben liegt.

571.

Sage vom Schulerloch bei Schellmerk.

Mündlich.

Von dem Schulerloch geht noch jetzt die Sage, daß es vor Zeiten der Aufenthalt eines böſen Geiſtes geweſen ſei. Dieſer ſoll einmal zwei unſchuldige Kinder, welche aus der Schule nach Hauſe gingen, in ſeine Mörderhöhle gelockt haben, von wo ſie dann nimmermehr an's Tageslicht gekommen.

572.

Kirchweihe zu Bruckdorf.

Adlzreiter P. I., l. 17., p. 430. Hochwart catal. episc. Ratisp. l. II., c. 18. Oefele script. I., 552. Rader. Bav. S. I., 119. Kaindl Geſch. von Prüfening (ſ. Verhandl. des hiſt. Ver. f. Niederb. II., 9.)

Als die Grafen von Schwarzburg das Gotteshaus zu Bruckdorf vollendet hatten, da begab es ſich von ungefähr, daß der Papſt Leo IX. die Reiſe von Ungarn nach Nürnberg machte. Kniefällig baten die Grafen den heiligen Vater, ihrer neuen Kirche die Weihe zu ertheilen. Allein der Papſt trug Bedenken, den Abweg von ſeinem Reiſeziele zu machen, jedoch wollte er die Bittenden nicht leer ausgehen laſſen. Alſo ritt er einen Hügel hinan, von wo man das Kirchlein ſehen konnte und ſegnete es aus der Ferne mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes. Solche Kirchweihe wollte den Rittern von Schwarzburg nicht ganz gerecht und kräftig bedünken. Das bemerkte der heilige Vater und ſprach: „Gehet hin und überzeuget euch, ob die Spuren der heiligen Weihe auf den Wänden getroffen werden; wo nicht, ſo werd' ich euch zu Willen ſein." Und ſiehe da, wie er geſagt, ſo fanden ſie alſo, daß die Engel des Papſtes Stelle vertreten zu haben ſchienen.

Der Ruf von dieſem Wunder verbreitete ſich bald und zog Schaaren andächtiger Pilger herbei. In der Baſilika Sankt Petri zu Rom ſoll unter andern Päpſten auch Leo IX. abgemalt und zu ſeinem Wahrzeichen das Bruckdorfiſche Kirchlein neben ihm dargeſtellt ſein.

573.

Der Nachtwächter von Sulzbürg.

Mündlich.

Hier war vor Zeiten ein Klöſterlein der Kapuziner mit einer Kapelle. Als einſt ein Abt des Kloſters zu Heilsbronn, dem unter andern auch die Viſitation des Frauenkloſters zu Seligenporten oblag, auf einer ſolchen Reiſe ſich in den damals ſehr dichten Wäldern dieſer Gegend bei finſterer Nacht verirrt hatte, rettete ihn aus Angſt und Nöthen der volltönige Stundenruf des Sulzbürger Nachtwächters. Glücklich gelangte dadurch

der gute Abt an den erſehnten Ort, und in ſeiner frommen, dankbaren Seele reifte alſobald der hochherzige Entſchluß, das Andenken an jene Rettung aus Nacht und Grauen durch eine wohlthätige Stiftung zu verewigen. Sie beſtand darin, daß das genannte Kloſter Heilsbronn die Obliegenheit auf ſich nehmen mußte, dem jeweiligen Thor- und Nachtwächter in Sulzbürg alljährlich zwei paar Filzſchuhe und vier Metzen Erbſen zu liefern.

574.

Das Buebenrecht in Berngau.

J. N. v. Löwenthal Geſch. des Schultheiſenamtes und der Stadt Neumarkt S. 41.

Als einer hier einſt in einen Waſſer faſt ertrunckhen were, wann ihn nicht ein Nachbar mit einem Miſtgreil herausgezogen; der aber beklagt darnach den andern, er hett ihme mit dem Greil ein Aug verderbt durch das Herausziehen, da wuſten die Vrtheiler daß nicht, was ſie vor ein Vrtheil ſprechen ſolten, ſpricht einer aus der Vrtheiler umſtehenden Söhnen, man ſoll ihm wieder in das Waſſer fallen laſſen, werde ihm der andere im Herausziehen mit dem Greil wieder ins Aug greiffen, ſoll ers ihm büſſen, wo nicht ſo habe der Kläger nichts zu klagen; drauf iſt der Kläger von der Klag abgeſtanden. Hierauf hat der Pfalzgraf dieß Recht alſo befreiet, daß auch die Bueben alda neben den Alten etliche Ding zu verthätigen haben, das wird alſo das Bueben-Recht genandt.

575.

Die Wallfahrtskirche bei Freiſtadt.

Zimmermanns geiſtl. Kal. V., 161.

In der Nähe von Freiſtadt war um das Jahr 1644 eine ziemlich unfruchtbare Haide, auf welcher die Knaben das Vieh zu weiden pflegten. Einmal bauten ſie in kindlicher Einfalt und Frömmigkeit ein ſchlechtes Kirchlein aus Lehm und Erde, eben an der Stelle, wo die heutige Wallfahrtskirche ſteht. Dieſes kindiſche Gebäu verzierten ſie auch mit einem

kleinen Muttergottesbildlein; als aber das Bauwerk zusammenfiel, führten sie ein stärkeres von Stein auf, stellten voriges Bildlein hinein, setzten auch ein Thürmlein mit einem Glöcklein darauf und vor die Thüre ein Opferstöcklein, in welchem bald zu großer Verwunderung Geld gefunden wurde. Acht Jahre lang stund dieses Kindergebäu, als es auf Befehl geistlicher und weltlicher Obrigkeit abgerissen wurde. Weil aber die Inwohner von Freistadt darüber nachdenklich wurden, hat Herr Friederich Kreichwich, Drahtzieher und Burgermeister daselbst, ein ganz neu Kapellein aufbauen, auch nachmals vergrößern lassen. Endlich haben auf Antrieb der Frau Gräfin von Tilly 1681 etliche Väter Franziskaner neben dem Kirchlein Wohnung genommen. An dem Tag, da diese einzogen, begab sich folgende Wunderthat. Als nämlich der Guardian, P. Zacharias Ginthner, Vormittags um zehn Uhr an eben dem Ort, wo neben der jetzigen Kapelle ein Lindenbaum gestanden, in Gegenwart vielen Volks predigte und Maria, die Mutter des Herrn, einem Meerstern verglich, ist ohneracht der sehr hellen Sonnenstrahlen von allen Gegenwärtigen ein schöner Stern am Himmel gesehen worden, so lange, bis gemeldte Predigt vollendet war, Ursach dessen auf dem Dach der jetzigen Kapelle zum ewigen Denkzeichen auf jeden der vier Nebenthürmlein ein metallener Stern gesetzet worden, wie noch heutiges Tages zu sehen.

576.

Der Thorschmid von Neumarkt.

Von B. Strauch.

Was blitzen die Bajonette von der weißen Mauer so hell,
Was knattern die Rottenfeuer vom Deininger Berge so grell,
Was blasen die Tirailleure vom Weichselsteine herein,
Was zieht sich am Waldessaume hervor in langen Reih'n?

Das sind die Musketiere der kaiserlichen Armee,
Die Weißröck' leuchten vom Walde wie aus dunklen Wolken der Schnee! —
Was rasseln in Neumarkts Straßen die Geschütze mit tobender Wucht,
Was drängt sich zum unteren Thore hinaus in wilder Flucht? —

Was heulen im Sturme die Glocken, was ſchlagen die Trommeln Allarm? —
Fort zieht mit ſeinen Colonnen Jourdan im langen Schwarm;
Erzherzog Karl der Tapfre, drängt eiligen Schrittes herbei, —
Ha freut euch Bürger Neumarkts, er macht von den Franken euch frei! —

Doch Eiſenſtangen und Balken verrammen das obere Thor,
Vorm Rathhaus ſteht todesmuthig noch Jourdans Schützenkorps,
Sie decken den Rückzug des Heeres, bereit zum feurigen Gruß
Wenn durch die zertrümmerten Pforten hereindrängt der feindliche Fuß.

Jetzt pochen mit mächtigen Schlägen des Kaiſers Sappeure an's Thor, —
Da ſchreitet mit ſeinen Geſellen der wackere Thorſchmied hervor;
Sie ſchlagen mit kräftigen Hämmern die eiſernen Banden entzwei,
Rings pfeifet um ihre Köpfe der Chaſſeure tödtendes Blei.

Sie ſchlagen mit Kolben und Aexten und nervigten Fäuſten darein, —
„Laßt pfeifen Geſellen die Kugeln und ſollten des Todes wir ſein!“ —
Schweißtriefend hämmert der Meiſter mit rieſigen Armen drauf los, —
Da ächzen die Stangen und Angeln, es öffnen ſich Riegel und Schloß.

Im haſtigen Zuge nun ſtürmen des Kaiſers Soldaten zur Stadt,
Es jubeln die Bürger und rennen, was Mund und Beine nur hat;
Die fränkiſchen Leichtfüß' ſie machen ſich eiligen Schritts auf die Flucht,
Nachdrängen des Erzherzogs Schaaren dem Feinde mit drückender Wucht.

Sie jagen die luſtgen Franzoſen vor ſich über Kopf und Hals,
Rein iſt in wenigen Tagen gefeget die obere Pfalz!
Doch wer war der wackere Thorſchmied, ihn preiſe jegliche Zung',
Sein denke die ſpäteſte Nachwelt! — Er hieß Veit Joſeph Jung.

577.

Die Wallfahrt zu Trautmannshofen.

Sulzbacher Kal. f. kath. Chriſten 1852, S. 95.

Die Wallfahrt zu Trautmannshofen in der Oberpfalz iſt uralt, ſcheint aber erſt im fünfzehnten Jahrhundert durch folgenden Anlaß größere Theilnahme gefunden zu haben. In dieſem Jahrhundert kamen in damaligen Kriegszeiten einige Huſſiten in das Kirchlein zu Trautmannshofen,

erblickten das hölzerne Bildniß der heiligen Jungfrau Maria, erzürnten sich und stießen wider sie die gräulichsten Lästerungen aus, rissen das Bild vom Altare, eilten damit einem Scheiterhaufen zu und warfen es mit Wuth in das Feuer. Allein, Wunder! das nämliche Bild stellte sich alsogleich ohne alle Verletzung wieder auf den Altar und zeigte das liebliche Angesicht, um diese verruchten Sünder zur Buße zu ermuntern. Allein die gottlosen Bilderstürmer, über dieses Wunder noch heftiger ergrimmt, griffen das zweite Mal nach dem Bilde und warfen es wiederholt in die Flammen. Aber auch das andere Mal erschien das Bild der heiligen Jungfrau auf dem nämlichen Altare, ohne vom Feuer verletzt worden zu sein. Ebenso fruchtlos blieb ein erneuter dritter Versuch, das Bild durch Feuer zu vernichten; auch das dritte Mal sah man es unversehrt auf dem nämlichen Altare stehen, worauf die boshaften Hussiten ermüdet und gedemüthigt von ihrem frevelhaften Unternehmen abließen.

578.

Kastels Ursprung.

Kasteler Reimchronik. J. Brunner das Merkwürdigste von Kastel. S. 7, woselbst die Scribenten S. 9 Anm. 7.

Um das Jahr 907 nach Christi Geburt kam ein gewisser Herzog Ernest, der früher dem deutschen Reiche wichtige Dienste geleistet hatte, von einer verheerenden Ueberschwemmung aus Seeland, genannt Meotide, vertrieben, an den Hof Kaiser Otto's II., der auch genannt ist der Rothe. Diesem klagte Ernest seine Noth, und wie er durch diese schreckliche Wasserfluth mit den Seinigen höchst unglücklich geworden. Der Kaiser, eingedenk der Verdienste, welche sich Ernestus vormals um das Reich erworben, wies dem Verunglückten einen großen Strich des Nordwaldes an. Ernest sammelte nun den Ueberrest seiner Leute aus Seeland, und machte den ihm von des Kaisers Großmuth überlassenen Strich Landes im Nordwalde urbar. Anfangs erbaute der Herzog auf einem Berge, an dessen Fuße das Dorf Brunn liegt, bei Lauterhofen eine Burg. Eines Tages ritt er dem Wilde nach und erblickte im Thale am Flüßchen Lauter,

einen Berg. Sogleich dachte er Brunn zu verlaſſen und auf dieſem Berge für ſich und ſeine Kinder eine Burg nebſt einer Kapelle zu Ehren der Apoſtel zu bauen. So geſchah es. Der Berg ward Kaſtelberg geheißen.

579.

Die Glocke zu Kaſtel.

Von Eduard v. Schenk. — Vgl. Eos 1825 Nr. 189, S. 766. Denkwürdigkeiten aus der Oberpfalz 1843 S. 27.

Nach blut'ger Kaiſerſchlacht verhalltem Toben,
Nach Friedrichs Fall vom Thron zum Kerkerthurme,
Hat Ludwig hier auf hohem Erkerthurme
Als Siegesdenkmal mich emporgehoben.

Ich klang, um Gott für dieſen Sieg zu loben,
Zum erſtenmal; doch Nachts, bewegt vom Sturme,
Gedacht ich Friedrichs, ſeufzend ob dem Wurme
Des Grams, der im Verließ ſein Herz umwoben.

Bald aber mußt' ich trauernd ganz verſtummen,
Als Ludwig ward umblitzt vom Kirchenbanne
Und für ihn mehr kein Glöcklein durfte ſummen.

Dann erſt, als Beide waren hingeſchieden,
Erwacht' ich, läutete dem großen Manne
Und ſeinem großen Gegner ew'gen Frieden.

580.

Das Kaſtler Recht.

J. Brunner das Merkwürdigſte von Kaſtl. Sulzbach 1830, S. 27 u. 49.

Im Jahre 1323 am 8. Januar feierte der Kaiſer Ludwig der Bayer, umgeben von vielen ſeiner Getreuen, darunter ſein Feldhauptmann Schweppermann, in der Kirche zu Kaſtl ein Dankfeſt wegen des am 28. September 1322 bei Mühldorf erfochtenen Sieges über Friedrich den

Schönen. An demſelben Tage erhob er den Ort Kaſtl zu einem Markt. Am erſten Markte des Jahres, am Montage nach dem Berchten- oder Oberſten-Tage, d. i. heilig Dreikönigstage wurde bis zum Jahre 1808 ſeit Jahrhunderten das ſogenannte Ehehaft- oder Kaſtler-Recht, wobei alle Unterthanen des Stiftes bei Strafe erſcheinen mußten, gehalten. Bei dieſer Ceremonie wurden die Streitigkeiten und Angelegenheiten der Kloſterleute unter ſich und mit den Behörden geſchlichtet, die Obrigkeiten gewählt u. dergl. Die ganze Verhandlung endete mit Schmauß und Luſtbarkeit. — Ludwig der Bayer ſchläft ſeit Jahrhunderten in der Frauenkirche zu München, die Gebeine der Chorherren und Maltheſerritter von Kaſtl ſind unter dem Kirchenſtrich daſelbſt vermodert, aber die Erinnerung an die alte Zeit iſt noch lebendig unter dem Volke, und der Markt nach dem Oberſtentage heißt noch heute das Kaſtler Recht.

581.

Die Teufelskanzel bei Illſchwang.

Mündlich.

Vor alten Zeiten kam ein heiliger Mann nach Illſchwang und predigte den Heiden die Lehre vom Kreuze. Es war etwas Wunderbares in ſeinem Weſen und die Gewalt ſeiner Rede verwandelte die Herzen derer, die ihn hörten, alſo daß die Zahl der Bekenner Chriſti von Tag zu Tag zunahm.

Dieſes ſah der Teufel mit großem Verdruße und er bedachte, wie er das gute Werk wieder zerſtören ſollte. Alſo ſchlug er auf einem Felſen im Walde ſeine Kanzel auf und predigte zur Nachtszeit dem herbeiſtrömenden Volke. Er hatte mehr Zuhörer als der heilige Mann, denn er ermahnte die Leute, fleißig zu eſſen und zu trinken, zu hetzen und zu raufen, und allen Wollüſten des Fleiſches den Lauf zu laſſen.

Bald läſterten des Teufels Zuhörer über den heiligen Mann, der bei Tage das Wort Gottes verkündigte, und beſchloſſen, ihn des Nachts in ſeiner Hütte zu erwürgen. Als ſie aber dorthin kamen, fanden ſie ihn nicht, denn er war hinausgegangen in den Wald, um zu beten.

Frühmorgens, da er heimkehrte, ſtanden Heiden vor ſeiner Hütte. Da trat er mitten unter ſie, hielt ihnen ihre böſen Gedanken und Mord-

gelüſte vor und ermahnte ſie, ſich taufen zu laſſen und ſich zu bekehren, ſonſt würden ſie eines ſchrecklichen Todes ſterben.

Da ſtürzten die Heiden dem Gottesmanne zu Füßen, bekannten ihre Schuld und empfingen die Taufe. Darnach wurde eine chriſtliche Kirche zu Illſchwang erbaut gegenüber der „Teufelskanzel.“ Die ſteht noch heutiges Tages thurmhoch im Walde.

582.

Der Klapperer.

Von B. Strauch. — Oberpfälzer Sage.

Es ſaßen im Dorfe beim Pfänderſpiel
Die Knechte, die Mägde zum Rocken,
Sie ſchwatzten und lärmten und ſchäckerten viel,
Noch Mädchen noch Jung kam ins Stocken.
„Was ſoll“ — rief einer — „was ſoll dies Pfand
Das ich jetzt berge in meiner Hand?“

Da hub eine ſtämmige Dirne an:
„Da draußen im Beinhaus am Thurme
Da ſtehet grinſend ein knöcherner Mann,
Es klappern die Beinlein beim Sturme,
Wem das Pfand in deiner Hand mag ſein,
Der bringe den grinſenden Klapp'rer herein.“

Wohl manche Wange ward leichenbleich
Ob dieſem verwegnen Verlangen; —
„Das Pfand iſt dein eigen, nun löſ' es ſogleich,“
Rief der Sprecher, — und Schrecken und Bangen
Durchrieſelte alle, und ſchweigend ſchritt
Zur Thüre die Dirne mit ernſtem Tritt.

Der Scherz war entfloh'n aus dem lockeren Kreis,
Kaum gelang es die Angſt zu verſtecken.
„Ach es iſt nur Schwank, nur kindiſche Weiſ',
Sie denket wohl nur uns zu ſchrecken?“
Da tritt ſie herein und keuchet und ſchwitzt,
Auf dem Rücken der knöcherne Mann ihr ſitzt.

„Ich habe die Löſung des Pfandes vollbracht,“
So ſpricht ſie, „nach euren Geboten,
Wer Muth hat bring in der ſchwarzen Nacht
Zurück den klappernden Todten!
Ihn zu holen war mir das Ziel geſtellt,
Zur Heimfahrt werde ein anderer beſtellt.“

Und bittend und flehend gehn alle ſie an:
O ſchaffe zurück die Gebeine! —
„Wohlan denn,“ rief ſie, „ſo ſei es gethan,
Doch beding ich mir vorher dies Eine:
Ihr reichet als eures Muthes Pfand
Ein jedes dem dürren Geſellen die Hand.“

Und ſchaudernd folgte das loſe Geſind,
Es umfaſſet jeder die Bratze.
„He Mütterlein hinter dem Ofen geſchwind!
Gebt doch auch eine Patſchhand dem Schatze!“
So rufen die einen; und grau und gebeugt
Hervor vom Ofen ein Weiblein keucht.

Sie ſchaut ihm ins hohle Angeſicht:
„O daß ich das Mägdlein geboren!
Ich kenne dich wohl, erbärmlicher Wicht,
Du haſt es mir abgeſchworen!
Nun muß dich mir bringen dein eigen Kind,
Daß dein falſches Herz Verzeihung find't!“

So ſei's denn! da haſt du die welke Hand, —
„Verzeihe der Oben uns allen.“
Sie ſprachs und im Nu in ein Häuflein Sand
War das morſche Gerippe zerfallen.
Und das Mütterlein legte ſich nieder zur Ruh
Und ſchloß auf ewig die Augen zu.

583.

Sulzbachs Urſprung.

Wiltmaiſter kurpf. Chronik von Amberg S. 3. Leinberger die Beherrſcher der Stadt Sulzbach S. 11. Gack Geſch. des Herz. Sulzb. S. 24.

Gebhard Graf zu Kaſtel ritt eines Morgens in den benachbarten Forſt auf die Eberjagd. Da traf er ein gewaltiges Thier mit ſeinem Pfeile; das Wild aber eilte verwundet durch den Wald davon. Gebhard verfolgte lange die Spur deſſelben, bis er ſich ſelbſt verirrte und mitten im finſtern Walde allein fand. Auch befiel ihn brennender Durſt, ſo daß er vor Mattigkeit ſeiner Glieder nicht fürbaß konnte. Da hörte er auf einmal das Rauſchen eines Waſſers: es war eine Quelle, dort lag das verfolgte Wild todt in der Lache, wo es ſeine Wunden gewaſchen. Der Graf trank in vollen Zügen neues Leben aus dem erquickenden Born und gründete nachmals in dankbarer Geſinnung Sulzbach an derſelbigen Stelle.

584.

Der Glockenbrunnen bei Kronſtetten.

Mündlich von K. Ettinger. — Panzer S. 127.

Als die Huſſiten Bayern und die Oberpfalz heimſuchten, raubte eine Rotte derſelben die Thurmglocke von Pittersberg, um ſie nach Böhmen zu ſchleppen. Da ſoll ſich der Weg, auf welchem die Räuber dahinzogen, in Sumpf verwandelt haben, alſo daß Mann und Roß in den Boden zu ſinken begannen. Todesſchrecken befiel die Räuber, augenblicklich warfen ſie die Glocke von ſich, welche tief in den Boden verſank. Noch liegt ſie dort in tiefem Grunde und ward zu einem Brunnen, welcher den Namen Glockenbrunnen führt bis auf dieſen Tag. Wenn man Steine hineinwirft, ſo ſchallt es herauf wie Glockenton.

585.

Das Wolfsbacher Geigerlein.

Erz. v. Schubert.

Es ging einmal ein Geigersmann von einer Kirchweih nach Hause, auf welcher er den Leuten bis tief in die Nacht aufgegeigt hatte. Das Männlein ging ohnehin nicht gern auf dem geraden Weg und kam daher auch in dem dicken Forste, durch den es mußte, bald so weit zur Seite ab, daß es am Ende in eine Grube fiel, welche der Jäger zum Wolfsfange gegraben hatte. Der Schreck war schon groß genug für den Geiger, da er so ohne weiteres von der Erde hinunter in die Tiefe fuhr, wurde aber noch größer, da er unten auf etwas Lebendiges auffiel, was wild aufsprang, und da er merkte, daß es ein Wolf sei, der ihn mit glühenden Augen ansah. Der Mann hatte nichts in der Hand, als seine Geige und in der Angst fängt er an, vor dem geöffneten Wolfsrachen, alle seine Stücklein aufzugeigen, die ihm aber diesmal selber gar nicht lustig vorkamen. Dem Wolf mußte jedoch diese Musik ganz besonders schön und rührend vorkommen, denn das dumme Vieh fing an überlaut zu heulen, was wohl, wie bei unsern musikalischen Hunden, wenn sie Sang und Klang hören, gesungen heißen sollte. Die andern Wölfe draußen im Walde, da sie ihren Kameraden in der Grube so singen hörten, stimmten auch mit ein, und ihr Geheul kam manchmal so nahe, daß das Geigerlein, an welchem kaum ein einziger Wolf satt geworden wäre, geschweige zwei, jeden Augenblick fürchten mußte, es käme noch ein anderer, auch wohl noch ein dritter und vierter Gast zu seinem bischen Fleisch in die Grube herein. Unser Kapellmeister in der Wüste guckte indeß einmal über's andermal in die Höhe, ob's nicht Tag werden wollte, denn das Geigen war ihm sein Lebtag nicht so lang geworden und so ganz sauer und niederträchtig vorgekommen, als da vor dem Wolfe und er hätte lieber Holz dafür hacken wollen zwanzig Jahre lang, alle Wochentage. Ehe aber der Morgen kam, waren schon zwei Saiten an seiner Geige gerissen und da es Tag wurde, riß die dritte, und der Geiger spielte nun blos noch auf der vierten und letzten und wäre die auch noch gerissen, so hätte ihm der Wolf, der durch das viele Heulen die ganze Nacht hindurch nur noch hungriger war, keine Zeit mehr gelassen zum Wiederaufziehen, sondern hätte ihn dabei aufgefressen. Da kam zum Glück der

alte Jobſt, der Jäger, der den Wolf ſchon von weitem ſingen, den Geiger aber in der Nähe geigen hörte. Dieſer zog den Kapellmeiſter gerade noch zur rechten Zeit aus dem Rachen des hungrigen Wolfes heraus und erlegte dann dieſen. Der Kapellmeiſter ging aber ganz ſtill ſeines Weges und nahm ſich vor, künftig lieber am Tage und auf geradem Wege nach Hauſe zu gehen. Das Geigen im Wirthshaus war ihm auch ſo ganz entleidet, daß er zu ſeinen Kameraden ſagte, er wolle ſich lieber mit der Nähnadel — denn er war ein Schneider — ſein tägliches Brod ergeigen, und wenn er einmal ein's auf Saiten aufſpielen wollte, ſo thäte er's lieber in der Kirche, als im Wirthshaus, denn von dort ſei ein geraderer und ſicherer Weg nach Hauſe, ſei auch nicht ſo weit dahin, als vom Wirthshaus.

586.

Die graſende Magd zu Haſelbach.

F. Müller bei Fr. Panzer S. 128.

Spät Abends vor dem Feſttage der heiligen Jungfrau, bei Mondſchein, graste die Mühlmagd am grünen Bühl, und arbeitete auch während das Ave Maria geläutet wurde; ja ſtatt zu beten, fluchte und rief ſie: „Heul nur zu! mich kümmert es wenig, denn du Maria haſt nie Futter gebraucht, wie eine Grasmagd.“ Es nahte ein Geiſterzug dem Bühl, deſſen Gebet zu den Ohren der Dirne drang, aber ſelbſt jetzt noch trieb ſie ihren Spott. Da trat ein kleines Männchen aus dem Zug und rief zur frevelnden Dirne empor: weil dein Herz hart wie Stein iſt, ſo ſollſt du auch zu Stein werden. Noch ſieht man die knieende, graſende Magd in Stein verwandelt.

587.

Das Zigeunergrab im Walde zu Raabeck.

Von Franz Müller.

Unter dunkeln Waldesbäumen
Wird es reg' um Mitternacht;
Feuer praſſelt, Keſſel ſchäumen,
Und ein fremdes Völklein wacht.

Braune Dirnen, all' Geſchwiſter,
Schauen in des Keſſels Schwall,
Und bereiten ernſt und düſter
Fleiſchesklöß' zum frühen Mahl.

Braune Buben, ſieben Brüder,
Meſſen ſeitwärts mit dem Stab',
Schaufeln an und ſchaufeln nieder
Und die Grube wird zum Grab. —

Und an einer Hagenbuche
Schläft das Haupt der ganzen Schaar,
Zeito, der auf langem Suge
Nun geſehn ſchon hundert Jahr.

Plötzlich ſich die Augen reibend
Schilt er an die Töchter hin:
„Schaut ihr nur ſo zeitvertreibend
Müßig in das Kohlenglüh'n!"

Und die böſen Töchter hauchen
In die Gluten friſche Luft,
Und die ſchlimmen Söhne tauchen
Tiefer ſich in Grab und Gruft.

Und es wird des Vaters Labe
Klöß' und Fleiſch bald gut und gar,
Und aus fert'gem tiefem Grabe
Steigt hervor der Söhne Schaar.

Und es tafelt rings im Kreiſe
Mit dem Vater Sohn an Sohn,
Und ſie ſprechen all' dem Greiſe
Freundlich zu mit ſüßem Ton:

„Iß doch, Vater, iß doch Klöße!
Sind ja reichlich, ſattſam hier,
Schreckt dich etwa ihre Größe,
Sieh, ich theil' und brock' ſie dir!"

Und er holt die beſten Stücke
Aus der Schüſſel rein und blank
Und wirft freudig frohe Blicke
Rings umher zum ſchönen Dank.

„Gebt mir öfter ſolche Biſſen!"
Spricht er liebend dann zur Schaar,
„Werd' ich's öfter ſo genießen,
Leb' ich nochmal hundert Jahr."

Söhn' und Töchter aber heben
Jetzt ſich zürnend von dem Mahl:
„Vater! willſt du ewig leben,
Ewig uns zur Plag und Qual?" —

Und ſie führen ihn zum Grabe
Seitwärts hinter'm Felsgeſtein,
Treiben ihn mit Stock und Stabe
Herzlos in die Gruft hinein.

„Gib dich, Alter," rufen Alle,
„Gib dich, Vater, ruhig drein,
Haſt geſättigt dich am Mahle,
Wirſt im Grab nicht hungrig ſein!"

Und mit Sand und Eiſenſteinen
Decken ſie ihn lachend zu,
Und verlaſſen von den Seinen
Schläft er dort die ew'ge Ruh!

Eine ruthenreiche Birke
Wuchs dann über'm ſtillen Ort,
Und nah'n Kinder dem Bezirke,
Rauſchen wild die Zweige dort.

588.

Das Wappen von Schwandorf.

Mündlich.

Das Schwandorfer Stadtwappen hat im obern ſchwarzen Felde eines horizontal getheilten Schildes einen halben goldnen, gekrönten Löwen, im untern Felde aber ſind die bayeriſchen Rauten, in deren Mitte ein ſchwarzer Stiefel mit Umſchlag ſich befindet. Dieſer ſoll zum Andenken in's Wappen gekommen ſein, weil dem Pfalzgrafen Friedrich von Neuburg, als er einſt badenden Mädchen nachging, ein Stiefel im Moraſte ſtecken blieb.

589.

Das Wappengeſchenk.

Von Franz Müller. — Schwandorfer Sage.

Am Bergesabhang hingebaut
Ein Städtchen ſich im Fluſſe ſchaut,
Gar traulich, lieb und fein;
Und wie's der Wand'rer gaſtlich ſieht,
Durch ſeine Straßen freudig zieht,
Denk' ich auch gerne ſein.

Einmal ein Sproß aus Fürſtenſtamm
Zum trauten ſtillen Städtchen kam
Im lieben warmen Mai;
Und ſtieg hinauf die Bergeshöh'n,
Des Thales Reiz ſich zu beſeh'n,
So weit das Auge frei.

Und wonnig ſchweift ſein Blick dahin;
Der Blumen Schmelz, das Wieſengrün
Erfreu'n des Fürſten Herz:
Da ſteigen an das Naabgeſtad
Drei holde Dirnen aus dem Bad
Mit lautem, frohem Scherz.

Und ihm, der ſchönen Mädchen gut,
Wallt raſcher gleich das junge Blut,
Er eilt zum Fluſſe her;
Allein der ſchwere Stiefel ließ
Ihn alſobald ans Sand und Kies
Nicht vor-, nicht rückwärts mehr.

Tief ſteckt er da im loſen Grund',
Bis endlich doch zur guten Stund'
Ein Bürger helfend naht;
Und er, der immer gut und mild,
Schenkt freundlich als ein Wappenſchild
Den Stiefel jener Stadt.

Friſch prangt im blauen Rautenfeld',
Seit jener Zeit noch wohl beſtellt
Am Thor der Stiefel dort;
Und habt ihr jemals ihn geſeh'n
So kennt ihr auch, euch's zu geſteh'n,
Des Sängers Vaterort.

590.

Das segnende Christkind vom Kreuzberge bei Schwandorf.

Von einem Ungenannten. Der schnelle Abzug der Franzosen nach der Niederlage bei Deining (1796) veranlaßte die Sage. Denkwürdigkeiten aus Bayern, Sulzb. Kal. 1844.

Durch's weite Lager flammt und brennt
Rings Feuer in der Nacht;
Geschäftig ist jed' Regiment,
Denn Morgen geht's zur Schlacht.

Und roth im rothen Widerschein
Schaut in des Lagers Näh'
Zum Lager eine Kirch' herein
Von stiller Bergeshöh',

Marien ist die Kirch' geweiht
Seit lieber langer Zeit,
Und glaubensvoll sucht da im Leid'
Sich Trost die Christenheit.

Denn wundervoll und hülfereich
Wohnt Gottesmutter da,
Und ist mit Tröstung alsogleich
Stets frommen Menschen nah'.

Zum nahen lichten Kirchlein schau'n
Jetzt auch die Krieger hin,
Und wunderbares Gottvertrau'n
Erwärmt den kalten Sinn.

Behend sieht man vor Einem Zelt
Ein Korps auf seinen Knie'n,
Und Mann an Mann schaut frommbeseelt
Zum heil'gen Berge hin.

„Du Schutz der Frommen," rufen sie, —
„Wir kennen Deine Macht!
Beschirm' uns gnädig morgen früh
In dem Gewühl der Schlacht!"

Und sieh! in hellem Schimmer naht
Maria sich dem Schwarm;
Schwebt licht herab den Bergespfad
Das Christkind in dem Arm'!

Und's Kindlein streckt die kleine Hand
Hold lächelnd über's Feld
Und segnet still das traute Land
Und jedes Kriegerzelt.

Und Morgens schlagen sie die Schlacht
Mit reger rascher Wehr,
Und all des Feindes Stolz und Macht
Ist Abends nimmermehr.

591.

Die Hammerknechte zu Fronberg.

F. Müller bei Fr. Panzer S. 128.

Bei Fronberg in Felsenhölen hauste ein schrecklicher Drache, welcher Menschen verschlang, und der Schrecken der ganzen Gegend war. Zwar versuchten viele Ritter ihn zu bekämpfen, aber das Unthier verschlang sie

alle. Da faßten die Hammerknechte von Fronberg den Muth, das Ungeheuer zu erlegen; ſie machten eiſerne Stangen glühend, zogen damit vor die Höle des Drachen, und ſtießen ihm die glühenden Eiſen in die Kehle.

592.

Der Schloßgeiſt zu Fronberg.

Mündlich.

Ein Herr von Fronberg lag auf dem Sterbebette. Unter den Thränen ſeiner umſtehenden Kinder verſchied er. Als nun einige Zeit verſtrichen war, erhob ſich der todt Geglaubte plötzlich auf ſeinem Lager und erinnerte ſeine Söhne nochmals an treue Erfüllung des Verſprechens, von zwölf zu zwölf Wochen nach ſeinem Tode Meſſen für ihn abhalten zu laſſen. Das iſt nun wohl etliche hundert Jahre her und manchmal mag die Erfüllung des Verſprechens ſeit jener Zeit eine Störung erlitten haben. Dann läßt ſich der Freiherr zu Nachts im Schloſſe hören, mit unheimlichem Poltern über Stiegen und Gänge. Und dies dauert ſo lange, bis die Glocke zur Meſſe läutet.

593.

Das Hufeiſen zu Aaabburg.

Von K. Ettinger. Nach mündlicher Mitth.

Der Sonntag ſtrahlt ſo licht und rein,
Der Meiſter hält noch Morgenruh',
Da ſprengt zum Thor ein Reiter ein
Und klirrend auf die Schmiede zu.

„Heraus," ſo ruft der ſchwarze Mann,
„Mit Zang und Hammer hurtig her!
Heraus! ich muß heut' Eiſen han,
Nicht vorwärts kann der Rappe mehr."

Und Meiſter Thormann kommt herfür:
„Was giebt's ſo eilig denn da drauß',
S' iſt Sonntag heute bei uns hier,
Ruht ihr denn nicht vom Ritte aus?"

„Ei Sonntag hin und Sonntag her,
Ich und mein Rößlein ſchaun nicht um,
Wir traben fort die Kreuz und Quer
Und halten nichts auf Chriſtenthum.

Drum macht in Teufels Namen gleich
Dem Rößlein frisch und fest die Schuh',
Doch sprechet mir, ich rath' es euch,
Kein frommes Christenwort dazu!

Ihr scheint ein Meister fromm und gut,
Drum nehmt euch vor dem Roß in Acht,
Denn Keiner, der sonst Gutes thut,
Hat bei dem Rappen Glück gemacht."

Da wird dem guten Meister schwül,
Er geht und sacht die Esse an,
Und hämmert rasch und hämmert viel,
Hätt' gern vom Leibe Roß und Mann.

Und hurtig geht's ihm von der Hand,
Drei Eisen schlägt er auf im Nu,
Das Rößlein steht wie angebannt,
Verwundert schaut der Ritter zu.

Drei Eisen schlägt er auf im Nu,
Nun fehlt das vierte Eisen mehr,
Der Meister denkt und spricht dazu:
„In Gottes Nam' das letzte her!"

Und wüthend wirft der Rappe aus,
Der Meister stürzt, das Eisen flog,
Und höher als des Meisters Haus
Flog's durch die Lüfte sausend hoch

Zum Thurme, der genüber stand,
Gleich wie ein Pfeil vom Bogen hin,
Und wie ein Keil fest in der Wand,
So haftet's in der Mauer drin.

Noch schaut es bis zu dieser Frist
Dort von dem Thurme manches Jahr,
Und wer nicht guten Sinnes ist,
Der nimmt es wohl mit Grausen wahr.

594.

Das Hahnenkreuz bei Pfreimt.

Mündlich.

Naabburg und Pfreimt waren von Alters her treu und freundnachbarlich gesinnt. Nur einmal geriethen die beiden Städtlein in Zwistigkeit und konnte die Sache nicht mehr friedlich beigelegt werden. Also wurden Lanzen und Schilde aus den Wehrkammern geholt und die Schwerter geschliffen. Da begab es sich nun, als die Fehde erhoben war, daß die Wache der Pfreimter des Nachts eingeschlafen war. Es waren aber in ebenderselben Nacht die Naabburger ausgerückt, ihre Nachbarn im Schlafe zu überrumpeln. Schon standen sie in der Nähe von Pfreimt und hätten sicherlich das von schlafenden Wächtern behütete Städtlein mit leichter Mühe erobert, wenn nicht zu gutem Glück ein Hahn gekräht und durch sein Geschrei die Wache auf dem Vorposten aufgeweckt hätte. Nun wurden die Pfreimter noch rechtzeitig gewarnt und die heranrückenden Naabburger von ihren tapferen Nachbarn mannlich heimgeschickt. Die Mann-

ſchaft aber auf dem Poſten, welche dem glücklichen Rufe des Hahnen ihre und ihrer Mitbürger Rettung zu danken hatte, ließ zur Erinnerung ein Kreuz und auf demſelben den Hahn aufrichten, wie noch heutiges Tages zu ſehen iſt.

595.

Schloß Krausnitz im Thale.

Von Eduard v. Schenk.

Still geht die Pfreimt dort unten in den Thalen,
Als wollte ſie noch Friedrichs Klagen lauſchen;
Die Tannen, deren dunkle Wipfel rauſchen,
Erzählen noch von ſeines Kerkers Qualen.

Ihr Thürme, leuchtend in des Abends Strahlen,
Die ihr ihn ſaht, nach kurzen Glücks Berauſchen,
Den Purpur mit der Kette hier vertauſchen,
Ihr ſcheint mit der Erinn'rung noch zu prahlen!

Da ſitz' ich nun auf euren öden Mauern,
Die er benetzt mit Thränen; ſeiner Schöne
Und Schmach und Treu' denk ich mit tiefem Trauern,

Und weih' ihm ſtill im Nachhall ſeiner Schmerzen,
Nach fünf Jahrhunderten des Mitleids Töne. —
Kronen gewinnt das Glück, das Unglück Herzen.

596.

Der unheimliche Gaſt.

Von Daniel Leßmann. — Bayr. Chronik eines Ungen. in Freybergs Samml. hiſtor. Schriften u. Urk. I., 101. Ertl relatt. cur. Bav. p. 171. Denkwürdigkeiten aus der Oberpfalz S. 66.

Durch's ſchmale Fenſter zitternd floß
Des Mondes bleicher Schein;
Die Wächter ſaßen ſtumm am Thor
Und nickten ſchlummernd ein.

Und ſchlummernd um die Feſte ſchwieg
Das nachtbedeckte Thal,
Und ſchlummernd lag das müde Wild
Im dunklen Eichenſaal.

Der einſam aber hoch im Schloß
Am Fenſtergitter ſtand,
Dem deckt kein Aug' die Nacht hindurch
Des Schlummers ſanfte Hand.

Der arme Herzog Friedrich war's,
Den man den Schönen hieß,
Den Jahre ſchon der Bayerfürſt
Auf Trausnitz ſchmachten ließ.

Am Fenſter ſtand der traur'ge Fürſt
Und blickte ſtumm hinab,
Und rang die Hände bang verzagt,
Als blickt er in ſein Grab.

Kein Fähnlein weht aus Oeſtreich her,
Kein Freundeshelm zu ſchau'n,
Und rings ſo weit das Auge trägt,
Des ſtolzen Siegers Gau'n.

Da öffnet ſich des Kerkers Thür,
Als wär' kein Riegel d'ran,
Und zum erſchrocknen Fürſten tritt
Ein freundlich ſanfter Mann.

„Komm, Friedrich, komm, und laß den Gram!
Der Freiheit Stunde klingt,
Komm, Friedrich, komm und folg' getroſt,
Wohin der Freund dich bringt!"

Doch Friedrich wird des Worts nicht froh,
Und ihn beſchleicht ein Grau'n;
Nicht hoffend kann er, muthbeſeelt
In's Aug' dem Retter ſchau'n.

Wie drangſt du, Mann, ſo wunderſam,
So ſtark durch Thor und Wehr?
Wen ſchickt der Himmel gnadenvoll
Dem armen Friedrich her?" —

„Der Himmel, Friedrich, ſchickt mich nicht,
Drum laßt das Fragen ſein;
Doch grüßen läßt dich Leopold,
Und ängſtlich harrt er dein.“

„Nach Freiheit lechzt mein armes Herz,
Wie nach des Lebens Licht;
Doch biſt du nicht des Himmels Bot',
Der Hölle folg' ich nicht!“

Da ſchwand's und zog mit Sturmgetös
Hinweg in eil'gem Lauf;
Das Schloßthor klang, die Brücke ſcholl,
Die Wächter ſchraken auf.

597.

Herkommen der Leuchtenberg.

J. B. Brenner die Landgrafen von Leuchtenberg S. 6 u. 7.

Es geht eine uralte Sage von Vater auf Sohn bei den Bewohnern der Gegend, daß Leuchtenberg von den Heiden erbaut worden ſei. Das ſollen auch die in Felſen gehauenen Kochkeſſel anzeigen und ein Gemälde in einem alten Gemach, wo eine Jungfrau auf einem Igel ſitzt mit der Unterſchrift: „Das macht mein Fürwitz, daß ich auf dem Igel ſitz.“

So berichtet uralte Volksſage weiter, daß Fahrenberg, Frauenberg und Leuchtenberg von einer entführten Kaiſerstochter den Urſprung haben, und davon auch die Pfalzgrafen bei Rhein abſtammen.

598.

Die Frauengeſtalt auf dem Igel zu Leuchtenberg.

Mündlich

In dem Schloſſe der Leuchtenberg wird ein ſonderbares Steinbild gezeigt, welches eine Jungfrau darſtellt auf einem ſtachlichten Igel ſitzend. Ueber den Urſprung und die Bedeutung des Bildes geht eine Sage unter

dem Volke. Es wohnte einmal auf Leuchtenberg ein ſtrenger Herr, der hatte ein ſchönes, aber bis zum Uebermaße fürwitziges Weib. Ihre Untugend hatte dem Ritter ſchon argen Verdruß bereitet, Worte und Strafen waren erfolglos geblieben. Eines Tages ſchwur ihr der harte Mann den Tod, falls ſie ſich wieder auf frevelhaftem Fürwitz ertappen laſſe. Um ſie nun auf die Probe zu ſtellen, verkleidete er ſich als Bote und brachte ein Brieflein in's Schloß mit der Weiſung, das Schreiben dürfe nur von dem Grafen, nimmermehr von der Gräfin geöffnet werden; für jenen enthalte es ein freundliches Wörtlein, für dieſe keinen Gewinn. Solches Wort fuhr wie ein Blitz in die Seele der Gräfin und ſteigerte ihre Neugierde noch durch die peinlichſte Eiferſucht. Raſch öffnete ſie in Gegenwart des Boten Siegel und Brief, im ſelben Augenblicke aber ſtand der Bote entlarvt vor ihr, ihr ſtrenger Herr und Gemahl, der nun ſeines Grimmes und Hohnes keine Grenzen kannte. Seines Schwures eingedenk verurtheilte er die Arme zur Strafe des Igelſitzes und ließ auch nach ihrem Ende das warnende Steinbild verfertigen mit der Unterſchrift: „Das macht mein Fürwitz, daß ich auf dem Igel ſitz.“

599.

Urſprung der Leuchtenberg.

MS. des C. Bruschius, mitgeth. v. Heilmayr.

Welchs ſey der wahrhafftig urſprung,
Der war anfang vnd auffnemung
Deß loblichen Hauſes Leuchtenberg —
Davon, alls der alten Herberg
Seines alten ſtamens, noch heut pey tag
Den namen hatt, vnd zu han vermag.
Der frumb vnd loblich Fürſt vnd Herr,
Der zu Pfreymbt wont vnd vmbherfert,
Zu herſchen vnd zu gebietten hatt
Wol an der Nab, vnd lüg mit ſtatt,
So Jemandt ſolchs zu wiſſen begert
Der ſoll Es hir werden gewertt.
Zur Zeyt, do Khayſer Oth regiert,
Der Erſt diß namens wolgezirt,
Mit hoher tugentt vnd verſtandt —
Daher Er ward der groß genandt,
Ein gewaltiger Fürſt Im Sachſen Landt
Am Elbſtrom vnd am Mehresſtrandt.
Do war In Beham ein Herzog,
Denn ſye nicht König waren noch,
Derſelb Herzog ward noch kein Criſt,
Sechs hundert Jhar es etzunt Iſt,
Do ſie Erlöſt vom Haydenthumb,
Sein komen zu den Criſtenthumb
Durch Adelbrecht den Biſchoff frum,
Der willig ſye hat aufgenum.
Der ſelb Herzog In Behmerland
Ein tochter hatt Im Wittibſtand,

Die ſelbig hielt ſich nicht allein
Derham frumb, zuchtig, vnd rhein,
Sunder ſye dienet gott mit Vleis,
Mitt achtbarkhaitt vnd ſteten preis;
War derhalben nicht nur von gſtallt
Des leibs, als wers von gott gemalt,
Sundern der Innerlichen gſtalt
Vil mehr begabt vnd manigfalt
Mit Ehrn vnd tugenden geziert,
Die meniglich an Ihr ſpürt.
Solch tugent hatt auch gott begnadt,
Das ſie die Erſt Im Beham hatt
Der Criſten glauben genumen an,
Dem warn gott ſolchs zu Ehrn gethan;
Hatt derhalben ganz williglich
In Criſto laßen tauffen ſich,
Hatt auch aller abgotterey
Vnd Götzenwerk abgeſagett frey,
Dem Einigen vnd Ewigen gott
Gedient, wie er beuolchen hatt.
Da ſolchs Ihr Vatter hatt Gemerkt,
Im Zoren was er feſt geſterkt,
Wider ſein tochter grimmigklich,
Drumb das ſie Gott begeben ſich
Von Ihres Vatters religion
Zur Criſten lehr vnd bekenntnis ſchon,
Zu Der Er gar kain Luſt noch Hett;
Solchs In dermas bewegen thett,
Das er ſie auch von land verjagt,
Verfolgett vnd zum Höchſten plagt.
Die Heldinn traut dem lieben gott,
Dem ſie allein klagt Ihr nott,
Zog ins Elend willig vnd bhendt,
Dho ſie weder Weg noch ſtege khendt,
Woll in den vngeheuren waldt,
Darin manch Wield thier vngeſtalt
Vnd noch khein menſch khein Wonung hatt.
Da ward kein Dorff, markt, kain ſtatt
All ir Hoffnung vnd Zuverſicht
Hatt ſy In Ihren gott gericht,
Dem ſie ſich nun Ergeben Hatt
Ihme zu dienen frue vnd ſpatt.
Chriſtus der Herr erhört Ihr pitt,
Wie allzeyt iſt ſein brauch vnd ſytt
Die Jenigen nicht zu uerlan,
Die zu ihm all Ihr Hoffnung han.
Ehr ſahe ſie gnediglichen an,
Erweckt alsbald auch einen man,
Ein loblichen ſtreitparn Herrn,
Der wonet da von dann nicht fern;
Ritt vleyßig vnd vhaſt alle tag
Hin vnd wider dem Wiltprett nach;
Derſelb gleichwol zu dieſer friſt
Auch noch nicht geweſen ein Criſt;
Doch ſeines thuns ein Edelman
Gar tugentreich vnd lobeſan.
Vnd dho Er eben dießen tag
Ritt auch ongfer dem Wiltprett nach
Fand Ehr ein Wild nicht Vngeheuer
Das Freulein ſchön, der Ehren theur',
Das tugentreiche Freulin ſchon
Das war ſeines Jagens theuer lohn;
Die Kniett dort in Ihrer nott,
Klagt dieſelb Ihrem lieben gott,
Beweint Ihre Jamer vnd Elendt,
Des wolt ſye gott Erbarm bhend;
Vnd dho Er ſach die ſchön gſtalt,
So wol gezirt ßo manigfalt
Vnd hert das bitterlich geſchrey,
Vnd wie ſye ſich Klaget dapey,
Erbarmt es ihm gar hertziglich,
Begundt ſich auch begiriglich
Zu ir zu nahen, ſprach ſie an;
Begerett von dem Freulin ſchan
Khuntſchafft mitt Ihr in Ehren zu han,
Vnd da ſye ſolchs nicht würd' than,
Würd vnd ſollt es ſie gewislich reuen;
Dagegen wolt er, mit allen treuen
Ir als ein treuer man fürſtan,
Sye für ein Ehegemachel Han.
Das werte Freulin tugentreich,
Antwortt mit ſolchen worten gleich:
Das du begerſt, du Edler Herr,
Von dem ſey alles Vnglück fer,
Will ich gar nicht verſagen dier;
Doch zuvor ßo du auch wilt mir
Verſagen nicht ein Einig bitt,
Die dich, wils Gott ſoll reuen nit.

Ich bin Ein Hertzogin Hochgeborn
Vnd nun ein Criſtin Neugeborn;
Ich bin getaufft durch Jeſum Chriſt,
Der vnnſer gott vnd Heyland iſt,
Den Bildern dien Ich nimmer mer,
Den götzen thu ich gar kein Ehr,
Den wahrhafftigen Ewigen gott
Anruff Ich in all meiner nott;
Vnd diß allein die Urſach iſt,
Wie du wol in erfarung biſt,
Das Ich von meinen Vatter pin
Vertagt ins Elend hin vnd hin;
So du nun auch wilt Neugeborn
Vnd nicht ſein Ewiglich verlorn,
Wilt auch bekennen dießen gott,
Der helffen kann auß aller nott,
Den Ewigen Herrn aller Ding,
Der alles ſchuff vnd alles anfieng,
Der dreifach iſt in der perſon,
Ainig am Weſen lobeſon,
Gott Vatter, der die ganze wellt
Erſchaffen hatt vnd noch Erhelt;
Gott Vatters eingebornen San,
Der für vns hatt ein opfer than,
Für vns das gantz geſetz erfült
Seins Himliſchen Vatters Zoren gſtilt;
Gott Heyligen geiſt deſelben gleich,
Den tröſter werd, an gaben reich,
Den Ich pitt, das er vns Regier
Vnd vnſer ſach mitt gnaden füer;
So du wilt (ſag ich) dieſen gott
Auch anbeten vnd ehren an ſpat,
So ſolſtu ſein mein khunigreich,
Mein freud vnd wun deſſelben gleich;
Vnd wil ich ſein durchs leben mein
Dir trewe Fraw, vnd Freundin dein.
Alspald ſie ſolchs Erbarlich hett
Mitt mundt vnd Hertzen aufgeredt
Sprach Jr widerumb der Edelman
Gar freundlich zu vnd gelobt Jr an,
Er wolt ſie für ſein Liebſte han,
In treuwe ſie nimmehr verlan;
Gar bald lies er ſich tauffen auch
Nach aller rechten Criſten prauch;
Den ewigen gott ruffet er an
Er wolt Im treulich Beyſtal than.
Ein berg war in dem wilden wald,
Auff den ſie bayde giengen bald
Vnd batten da den lieben gott
Er wolt in helffen in aller nott.
Ein neu Hauß Er aufrichten thett,
Vnd weyl Jn gott da gnedig hett
Erleucht mit ſeiner milden gnad
Nent er den ort, die ganze ſtadt,
Den Leuchtenberg, von dieſer that,
Wie es noch ſolchen namen hat.
Bald nam er auff Haußgeſindt,
Zeugt mit dem Freulin ſchene Kindt,
Die wurden weyt vnd preit bekandt
Vnd Erſtlich Herrn deß Lands genandt,
Biß ſie an Land vnd Leuten gemert
Von Keyſern vnd Khönig verehrtt
Drumb das ſye Jnen offt gedientt
Vnd alzeyt waren wol verdient.
Sein entlich mehr Erhaben worn,
Landtgraffen genandt vnd Hochgeborn,
Deß Remiſchen reichs gelider feſt
Die offt beim Vatterlandt das beſt
Im Schimpff vnd ernſt haben gethan,
Wie man Jn ſchrifften Erfaren kan,
Davon ich auch mer ſchreiben wil
Ein andermal Jetz ſey mein zill
Diß iſt deß loblichen Haus anfang
Gott bhalts pey Ehrn vnd werden lang.

600.

Leuchtenbergs Name.

Mündlich.

Das Städtlein Pfreimt in der Oberpfalz iſt vor Alters durch Heinrich den Vogler gegen die Einfälle der nachbarlichen Wenden, Slaven und Ungern wohl befeſtigt worden. Ebenderſelbige deutſche König ergab ſich zu Zeiten in dieſer Gegend dem Waidvergnügen. So ſoll er eines Tages mit ſeinem Töchterlein Jutta in den Wald geritten ſein, Hirſche zu jagen. Da verfolgte die Prinzeſſin ein flüchtiges Reh auf pfeilſchnellem Roſſe. Plötzlich war das Wild aus ihren Augen verſchwunden, ſie ſelbſt aber mitten im tiefen Wald allein, weit entfernt von dem Vater und ſeinen Leuten. Sobald man die Königstochter vermißte, ſtreiften Jäger und Ritter nach allen Richtungen mit lautem Rufen durch den Wald, aber vergebens: keine Spur der verlornen konnte aufgefunden werden. Betrübten Herzens zog Heinrich von dannen, Tage vergingen und Jahre: von dem verirrten Kinde wollte nichts verlauten. Wieder einmal durchſtrich der König eines Tages den bekannten Forſt. Unermüdlich zog er über Berg und Thal, durch Schluchten und Klüfte, oftmals mit lautem Rufe nach ſeinem Kinde die Stille des Waldes unterbrechend. Schon brach der Abend heran und noch immer ſchweifte der unglückliche Vater im dunkelnden Waldrevier. Da leuchtete ihm plötzlich ein freundlicher Strahl aus dem Fenſter einer benachbarten Burg entgegen. Heinrich näherte ſich raſch dem Schloſſe und begehrte Einlaß. Welche Ueberraſchung ſollte ihm werden: auf der Burg wohnte ſein verlornes Töchterlein, ſeit Jahren an Ritter Gebhard verheirathet. Zum Andenken an ſolch theuren Fund hat der König die Burg, von welcher ein Licht ihm Heil zuwinkte, Leuchtenberg genannt.

601.

Der kalte Baum.

Von Ed. v. Schenk. — Der Baum ſteht auf einer Anhöhe zwiſchen Wernberg und Waidhaus.

Schloß Leuchtenberg genüber
Da ſteht ein alter Baum
Auf einem hohen Berge,
Der heißt der kalte Baum.

Ich ging am Baum vorüber,
Ein Hirt im Schatten ſaß,
Indeß die Heerde ſuchte
Nach ſpärlich dürrem Gras,

Die Sonne glüht im Scheitel,
Die Luft war ſtill und klar,
Doch weht es in den Zweigen
Und in des Hirten Haar.

Und als ich in den Schatten
Des alten Baumes trat,
Da packt's mich kalt und ſchaurig,
Wie wenn der Winter naht.

Es rauſcht in ſeinen Aeſten
Wie rauher Nordwinds Sturm,
Und unter ihm war's froſtig
Dumpf, wie im Kerkerthurm.

Es heulet durch die Blätter
Wie wilder Wahnſinnslaut,
Und unten ſcheint die Erde
Von Thränen feucht bethaut.

„Warum" — frug ich den Hirten, —
„Tobt hier des Sturmes Wuth,
Da rings auf Wald und Hügeln
Die tiefſte Stille ruht?" —

„Seht Ihr das Schloß, das drüben
Auf ſteilem Felſen hangt?
Jetzt ſteh'n nur öde Trümmer,
Wo Leben einſt geprangt.

Es haben dort die Grafen
Von Leuchtenberg gehauſt,
Von dort aus oft wie Adler
Die Gauen rings durchſauſt.

Und eines Grafen Tochter
Liebt' einen Edelknecht,
Der Liebe folgte Sünde,
Die Sünde ward gerächt.

Der Vater riß den Knappen
Aus ſüßem Liebestraum,
Ließ tödten ihn, begraben
Hier unter dieſem Baum.

Der Vater warf die Tochter
In jenen finſtern Thurm
Allein mit ihrem Jammer,
Bei kalter Nacht und Sturm.

Und als der nächſte Morgen
Roth angebrochen kaum,
Schwang ſie ſich auf zum Fenſter
Und ſah nach dieſem Baum,

Und rief: Verflucht auf ewig
Sei, Baum, dein Blätterdach,
Weil unter dir mein Vater
Den Liebſten mir erſtach;

Wenn all' die andern Bäume
In Sonnenwärme ruhn,
Kalt ſollſt du ewig bleiben,
Wie mein Geliebter nun!

In dir ſoll immer ſchauern
Das Grauen einer Gruft,
Kalt ſollſt du ewig bleiben,
Wie meines Kerkers Luft!

In dir ſoll's immer ſauſen
So ſtürmiſch, wie mein Schmerz,
Kalt ſollſt du ewig bleiben,
Wie meines Vaters Herz!

So fluchte dieſem Baume
Das Fräulein Tag für Tag,
Bis endlich ſie des Kerkers,
Des Herzens Qual erlag.

Und ſeitdem weht's hier froſtig,
Wenn heiß das ganze Land,
Und wird der Baum für immer
Der kalte Baum genannt." —

Als nun der Hirt geendet,
Rauſcht's auf mit neuem Sturm,
Ich aber blickt hinüber
Zum Leuchtenberger Thurm.

Mir war's, als ſäh' am Fenſter
Das Fräulein ich noch ſteh'n,
Als hört' ich ihre Flüche,
Als ſäh' ich ſie vergeh'n.

Schnell trat ich weg vom Baume
In warmen Sonnenſtrahl,
Und ſtieg, das Herz entlaſtet,
Hinab in's ſtille Thal.

602.

Des Teufels Butterfaß.

Von Adelmar Lindner. — Unweit Floß ſieht man in ſchauerlicher Waldgegend ein ſteinernes Gebilde gleich einem Butterfaſſe nebſt Schüſſel, worauf eine Ruhre Butter liegt. Bayr. Volksblatt, Regensburg 1850. Nr. 168.

Auf Tannenwipfeln ödes Schweigen
Die Waſſer rauſchen am Felsgeſtein;
Der Rabe krächzt auf düſtern Zweigen,
Die Wolken hüllen den Mondenſchein.

Da huſcht aus dem Dickicht ein Männlein hervor,
Mit Augen wie Blitz in der Nacht:
„Was ich der Finſterniß Göttern ſchwor,
Werd' jetzo im Dunkel vollbracht."

Er ſchüttet Milch in's Gefäß hinein;
„Iſt ſie zu Butter geronnen,
Und wollen die Götter mir günſtig ſein,
Dann hab ich das Spiel gewonnen."

Das Männlein ging ſo luſtig an's Ziel
Und miſchte die giftigen Sachen;
Der gräulichſten Flüche ertönen viel
Mit teufliſch höhniſchem Lachen.

Als auf der Schüſſel die Butter lag,
Da grinſte der Satan dazu:
„Daran der Prieſter ſich freuen mag
Und finden im Grabe die Ruh.“

Laut ſchrie der Heide in widrigem Ton,
Die Schluchten es widerhallen:
„Dem Gotte der Chriſten ſei Fluch und Hohn
Und ſeinen Dienern allen.“

Da ſtrahlt der Erlöſung Zeichen
Durchs nächtliche Dunkel ſo hehr;
„Die Feinde des Kreuzes entweichen,
Die Götter hören dich nimmermehr.“

Es zucken der Blitze Gluthen
Die Donner rollen darein, —
Er ſtürzt in die ſchäumenden Fluthen,
Sein Werk iſt verwandelt zu Stein.

Noch heute rauſchen die Waſſer
Am moſigen Felſen hinab,
Erzählen vom Prieſterhaſſer
Und ſeinem Wogengrab.

603.

Der Hirtenknabe bei Sankt Quirin.

Von A. Lindner. — Sankt Quirin, Wallfahrtskirche, unweit Neuſtadt an der Waldnaab.

Es ſteht auf grüner Bergeshalde
Ein Kirchlein, Sankt Quirin genannt,
Beſchattet rings vom Fichtenwalde,
Dem gläub'gen Volke wohl bekannt.

Hier weidete um Abenddämmern
Ein Knab' mit innig frommem Sinn,
Erflehend ſich bei ſeinen Lämmern
Des Himmels Gnade zum Gewinn.

In ſtiller Andacht hingeſunken
Der Heerd' nicht denkend auf der Flur,
Voll Dankesgluth und liebetrunken,
Weiht er ſich ſeinem Gotte nur.

Da öffnet ſich des Himmels Pforte
Und Engelſchaaren, glanzumſäumt,
Verſammeln ſich am heil'gen Orte,
Dem Knaben iſt, als ob er träumt.

Bald tönt es laut wie Glockenklänge
Und feierlich wie Orgelton;
Inmitten ſchallen Lobgeſänge
Zum Glorienlicht auf Wolkenthron.

Zur Kirche ſchien die Flur gekehret,
Dem Knaben ward ſo wunderbar,
Gott will, daß man ihn hier verehret,
Dieß ſtand vor ſeinem Geiſte klar.

Nach Jahren glüht die Morgenſonne,
Die Glocke ruft im hellen Klang
Das gläub'ge Volk ſtrömt freud'ger Wonne,
Zum Tempel hin in ſüßem Drang.

„Herr! laß mich Deinen Weg bereiten,"
So fleht der Prieſter am Altar,
„Muß eine andere Heerde weiden;" —
Ob's nicht der Hirtenknabe war?

604.

Parksteins Name.

Mündlich.

Der Name dieſes Marktes ſoll vor Alters Porkſtein (porcus, Schwein) geweſen ſein; daher auch ein Schwein demſelben als Wappen gegeben. Das Bergſchloß ſoll zu Anfang des eilften Jahrhunderts von einem Sproſſen des Grafen von Caſtell und Sulzbach erbauet und deßhalb Porkſtein genannt worden ſein, weil der Erbauer ein wildes Schwein auf einem Steine mit ſeinem Geſchoße erlegte.

605.

Der Ritter von Falkenberg.

Von A. Lindner. — Zwiſchen Falkenberg und dem Schloſſe Neuhaus erblickt man Felſentrümmer in der Waldnaab.

„Ich bin der Graf von Falkenberg,
Reit' in das Land hinein,
Wo ich ein' ſchöne Maid erblick',
Darf ſie nicht ſpröde ſein."

Dort an der Mühle kühlem Grund
Im grünen Naabgefild
Ein lieblich Mägdlein Linnen bleicht
Mit Augen wundermild.

Sein Roß lenkt von dem Wege ab
Zur Wieſe Kuno hin,
„Iſt's nicht der Herr von Falkenberg?
Er führt nicht Gut's im Sinn."

Die Maid entflieht, ein flüchtig Reh,
Bis an des Ufers Rand;
Entehrung dort und hier der Tod, —
Doch raſch ſie ſich ermannt.

Und mit dem Ruf: „Daß Gott genad!“
Stürzt sie die Fluth hinein;
Nicht wie der Mensch erbarmungslos
Wird ihr die Welle sein.

Doch Kuno folgt am Fuß ihr nach,
Erreicht ist fast das Ziel:
„Du süße Maid entkommst mir nicht,“ —
Doch plötzlich ist es still.

Verwundert blickt die Jungfrau um
Sieht nirgends eine Spur
Von Ritter und von Knappen nichts,
Als rohe Felsen nur.

Wenn zum Gebet die Glocke ruft,
Da wimmert's im Gestein;
Der Wandrer lauscht dem Klageton,
Es soll der Ritter sein.

606.

Marienbild zu Tirschenreuth.

J. C. Brenner Gesch. des Klosters und Stiftes Waldsassen. S. 212 ff.

Zu Tirschenreuth lebte ein lediger Schuhmacher, Johann Zottenmeyer mit Namen. Der wurde im Jahre 1632 sammt Mutter, Bruder und Schwester von einem bösartigen Fieber befallen. Da hatte derselbe bei sich im Hause ein Bildlein der Muttergottes gehabt und zu ihr seine Zuflucht genommen, worauf er bald mit Mutter und Schwester wieder gesund geworden. Voll Dankes hing er das Bild an eine Linde bei einem Brunnen außerhalb der Stadt auf dem Wege nach Waldsassen. Nun geschah es, daß im Jahre 1714 ein Brillenmacher, Namens Johann Georg Sondinger von Dornstein bei Rötz, diesen Weg zur Herbstzeit machte, nach Leipzig zu reisen. Weil aber damals in der Oberpfalz eine Seuche herrschte, so wurde der Brillenmacher an der sächsischen Grenze angehalten und nach Eger zurückgeschafft. Daselbst brauchte er das Bad und wurde krank. Seine Krankheit nahm zu, die Arzneien halfen nichts. Nicht mehr im Stande, die Kosten zu bestreiten, entschloß er sich, wieder nach Hause zu gehen. Er kam bis nach Waldsassen, wo er so schwach wurde, daß er dableiben und sich niederlegen mußte. Ein Fuhrmann von Waldsassen fuhr gerade nach Tirschenreuth, und so fuhr er denn mit diesem, wurde aber so krank, daß er glaubte, sterben zu müssen. So gelangte er, von brennendem Durste gequält, bis in die Nähe von Tirschenreuth, zu dem Brunnen bei der Linde. Er ließ sich vom Wagen heben, setzte sich zu dem Brunnen hin, trank und sah das an der Linde aufgehängte Marienbild. Da empfand er große Freude und lebendiges

Vertrauen und trank, mit dem Herzen zur Mutter des Herrn gewendet, in kräftigen Zügen von dem lebendigen Waſſer. Und ſiehe! er fühlte ſich wunderſam geſtärkt, verweilte die Nacht in Tirſchenreuth, und ſetzte des andern Tages geſund und froh ſeine Reiſe nach Schönſicht fort. Dort gab er der Wirthin einen Siebzehner mit dem Bedeuten, daß damit das Bildniß der Muttergottes bei Tirſchenreuth ein Dächlein erhalte, um gegen die Witterung geſchützt zu ſein. Dieſem Ereigniſſe folgte die Kunde von andern geſchehenen Heilungen. Weit und breit kamen Pilger mit frommen Spenden herbei. Nun wurde das Bild von dem Lindenbaum hinweg in die nahe Johanniskapelle im Freithof außer der Stadt verſetzt. Als der Zulauf des Volkes ſich mehrte, ſo daß die Johanniskapelle die Menge nicht faſſen konnte, kam das Bild in die Pfarrkirche, wo eine eigene Kapelle dafür erbaut worden war, am 30. November 1721.

607.

Waldſaſſens Urſprung.

Otto chron. Waldsass. ap. Oefele I., 54. Brusch chron. mon. Germ. p. 242. Ein Gedicht, mitgeth. v. Schmeller im Verh. d. hiſt. V. v. O. u. R. X., 76. J. Seudtner Bavaria II. Cos I., 157. Bat. Mag. I., 330. Zimmermann Churb. geiſtl. Kal. V., 292. Brenner Geſch. Waldſaſſens S. 4 ff.

Es war einmal ein junger Rittersmann aus Weſtphalen, Gerwich von Wolmundſtein, der kam auf ſeinen Zügen nach Bohburg und verweilte dort im Schloſſe des Markgrafen Theobald. Dieſer fand nun ein großes Wohlgefallen an den Tugenden des Jünglings, alſo daß er mit ihm Freundſchaft ſchloß und gemeinſchaftlich auf die Turniere zog, um ſich in der Kunſt des Waffenſpiels zu zeigen. Nun geſchah es von ungefähr, daß Gerwich bei einem Lanzenſtechen ſeinen Freund alſo ſehr verwundete, daß man des Markgrafen Leben für verloren gab. Dieſer Vorfall machte dem jungen Ritter ſolchen Kummer, daß er ſich entſchloß, die Welt zu verlaſſen und in ein Kloſter zu ziehen. Er ſoll anfänglich zu Sigiburg am Rhein lange Zeit als Mönch gelebt, endlich mit mehreren Brüdern ſich an einen einſamen Ort zwiſchen Eger und Waldſaſſen, genannt Kelergrün, begeben haben. Eines Tages, als er gerade beſchäftigt war, Bäume fällen zu laſſen, um Bethütten im Walde aufzurichten, ſprengte ein Ritter mit zorniger Miene des Weges daher und ſtellte ihn

zur Rede, wer ihm gestattet habe, allhier im Walde so frei mit den Bäumen zu schalten? Da schaute Gerwich den Zürnenden an, er wußte nicht, wie ihm geschah, denn sein Freund Theobald stand vor ihm. Der Markgraf hatte von Eger aus, wo er sich zu Zeiten aufhielt, eine Jagd unternommen. Wie staunte er nun, in dem Mönche seinen verlornen Freund Gerwich wiederzufinden. Beide überließen sich der Freude des Wiedersehens und Theobald schenkte Gerwich so viel Wald zur Erbauung eines Klosters, als er an einem Tage zu umreiten vermochte. Darauf wählten die Mönche das Ufer der nahen fischreichen Wondra zur Gründung des Klosters.

608.

Kirchweihe zu Waldsassen.

Die vor. Schriften.

Wunderbar lautet Geschichte und Sage von der Weihe des Gotteshauses zu Waldsassen.

Als die Mönche mit Wigand und Gerwich wie gewöhnlich in der Nacht zum Gebet aufstanden, umgab sie vom Himmel herab eine röthliche Helle, in welcher sie eine große Prozession von Priestern sahen; hinter den Priestern einen mit oberhirtlichem Ornate angethan, und dieser weihte den Altar der Kirche, wobei ihm die übrigen dienten. Wigand, der sich aus Furcht vor dieser Erscheinung in das Geheck der Brombeerstauden verborgen hatte, ward nun von den Einweihenden mit überaus sanfter Stimme herbeigerufen und folgender Weise angeredet: Fürchte dich nicht! Ich bin der Evangelist Johannes, gesendet vom Herrn, diesen Ort mir und seiner jungfräulichen Mutter einzuweihen. Der Dienst Gottes daselbst wird so lang nicht aufhören, als er Gott wohlgefällig ist, aber Vieles müssen die Knechte Gottes leiden, daß sie geprüft durch Leiden eingehen in die Herrlichkeit. Also sprach er, und verschwand mit seiner Begleitung in die Lüfte. Und es erschien eine ungeheure Menge Wölfe, die ihre Zähne gegen den Himmel fletschten und fürchterlich heulten; dann verschwanden die scheußlichen Gestalten, welche die künftigen Widersacher des

Kloſters andeuten mochten. Schnell verbreitete ſich der Ruf von dieſer wundervollen Erſcheinung, welche noch heute in der Kirche Waldſaſſens auf einem Gemälde zu ſehen iſt.

609.

Der Herrgottſtein bei Selb.

Von Philipp Zapf.

Es zog der liebe Gott einmal
In menſchlicher Geſtalt
Auf manchen Berg, durch manches Thal
In unſ'rem Fichtelwald;
Und als er müde ward gar ſehr,
Da ſchaute er wohl ringsumher,
Wohin ſein Haupt zu legen.

Auf ſein allmächtig Werde ſtand
Ein Fels vor'm Auge ſein,
Der lud, bequem an Sitz und Wand,
Zu ſüßer Ruhe ein:
Da ſetzte ſich der liebe Gott,
Vergaß die Müdigkeit, die Noth,
Aus Luſt an ſeinen Werken.

Es ragt von grünem Wald bekränzt
Manch rieſenhaft Geſtein!
Der Quell, in dem der Himmel glänzt,
Perlt durch das Moos ſo rein!
Da hat er ſo bei ſich gedacht:
Sieh', gut iſt Alles, was gemacht!
Und zog erquickt dann weiter.

Noch heute ſteht am Weg der Stein,
Ein ſeltſames Gebild,
Es kehrt der müde Wandrer ein
Zur Ruhe ſüß und mild:
Er betet in dem Stuhl des Herrn
Sein heilig Vaterunſer gern,
Und zieht geſtärkt dann weiter.

610.

Das ſteinern Kreuz bei Selb.

Von Philipp Zapf.

In dem nächtlich finſtern Walde ſteht ein einſam ſteinern Mal
Kaiſerliche liegen dort und Schweden ſammt dem General.

Stille iſt es hier am Tage, nur im Wind die Fichte ächzt,
Nur der Hirſch ſtreift durch die Büſche, und der ſcheue Rabe krächzt.

Aber Nachts flieht Hirſch und Rabe angſtvoll oft den finſtern Wald,
Wenn da tobt ein wilder Lärm und ſchauerlich die Trommel ſchallt!

Denn die tapfern Schweden ſteigen aus dem kühlen Grab hervor,
Mit den Schwertern, mit den Büchſen, und die Fahne fliegt empor.

Und die Kaiſerlichen eilen ſchrecklich auf zum wilden Kampf,
Krieger ſtürzen, Pferde ſchnauben, Schwerter klirren durch den Dampf!

Sieh', da ſinkt der General, der tapf're, von dem hohen Roß!
Rache ſchnauben alle Schweden, Feinde jubeln dem Geſchoß!

Doch, wie eitle Nebelbilder, ſcheucht ſie all' die Morgenluft,
Wieder wird es einſam ſtill, die Helden ſinken in die Gruft.

Wie unheimlich wird dem Wandrer bei dem wildumkränzten Mal,
Wo die Schweden nimmer ruh'n, zu rächen ihren General!

611.

Der alte Weidenbaum bei Münchberg.

Von Ludwig Zapf.

Grau ragt die alte Weide — es iſt ein einz'ger Baum,
Und doch, wer ſie beſchauet, der will es glauben kaum.

Zwei hohle Stämme heben ſich altersmüd empor,
Noch ſchallt aus ihren Zweigen der luſt'gen Vögel Chor.

Der eine hat gen Norden das kahle Haupt geneigt,
Der andre, nicht viel weiter, gebeugt nach Süden zeigt.

Lockt auch noch grüne Blätter der junge Lenz heraus,
Dürr ſchaut durchs friſche Leben des Alters Noth und Graus.

Und trügt uns nicht die Sage, und war's ein einz'ger Baum —
Wer trieb ihn auseinander, wer ſchuf den Zwiſchenraum

Nicht durfte es verſuchen des Menſchen ſchwache Hand,
Es thats ein Keil vom Himmel, durch Gottes Macht geſandt,

Es ſchied vor langen Jahren den Baum ein Wetterſtreich,
Vom Haupte bis zur Wurzel war er zerſpällt zugleich.

Die beiden Hälften ſanken, getrennt auf immerdar,
Doch hielten ſie im Wanken die Wurzeln wunderbar.

Und ſieh' — von neuem lebten und ſtrebten ſie empor,
Zwei Brüder nun geworden, die eins noch kurz zuvor!

Die argen Wunden heilten, die ſchlug der Feuerſtrahl
Doch heut, als tiefe Furchen, erkennt man noch das Mal.

Noch grünen ihre Häupter, noch leben beide fort,
Wenn auch ſchon halb verwittert, wenn auch ſchon halb verdorrt.

Grau ragt die alte Weide — es iſt ein einz'ger Baum,
Und doch, wer ſie beſchauet, der will es glauben kaum.

612.

Wie eine Geis einen Wolf fing.

Mündlich.

Vor alten Tagen war die Bamberger Straße auf dem Fichtelgebirg von einem langen, langen Wald umgeben. Wo jetzt das Dörfchen Kaltenhauſen ſteht, war damals nur ein Wirthshaus und daneben ſtand eine Kapelle, damit man mitten auf dem langen Wege Leib und Seele ſtärken konnte. Kam nun einmal ein Metzger mit einer Geis daher, und da er nicht Luſt hatte zu beten, ſondern Durſt zum Trinken, band er ſeine Begleiterin an die offenſtehende Thüre der Kapelle, die herauswärts aufging, und ging ſorglos in das Wirthshaus. Aber während er ſeinen Durſt löſchte, wollte ein Wolf ſeinen Hunger ſtillen. Die Geis machte in ihrer Angſt einen Sprung in die Kapelle, der Wolf flugs hinterdrein; da jene aber, weil ſie angebunden war, die Thüre hinter ſich zuzog, waren beide gefangen. Dem Wolf war es in der Kapelle wohl nicht recht erbaulich zu Muthe, vielleicht ebenſo der Geis, aber in der Kirche thun ja auch die erbittertſten Feinde unter den Menſchen einander nichts. Der Wolf heulte und wurde gehört, die Geis mäkerte und wurde erhört, denn ihr Widerſacher wurde bald gefangen. — Von dieſer Kapelle ſind nur noch unbedeutende Ruinen vorhanden.

613.

Sankt Gangolfsthurm in Hollfeld.

Von Ph. Zapf. — Noch wird daſelbſt um 10 Uhr Abends geläutet.

Drei alte Schweſtern gingen
Hinaus in den weiten Wald,
Da freut ſie der Vögelein Singen
Im luſtigen Aufenthalt;

Da freut ſie der Blümlein Schimmer,
Des Himmels klares Blau;
Die Lüfte wehten nimmer,
Wie heute, ſo ſüß, ſo lau!

Die Bächlein rieſeln ſo heiter
Durch Moos und wildes Geſtein:
Die Fräulein wandern weiter
Und immer tiefer hinein.

Sie reden von Tagen ſo golden,
Von ſeeliger Roſenzeit,
Eh' ſie Maria, der Holden,
Ihr ganzes Leben geweiht.

Eh' ihnen noch nicht enthüllet,
Daß Liebe ein nichtiger Wahn —
Nacht hat ſchon Alles erfüllet,
Da finden ſie nimmermehr Bahn!

Es ſchweigen der Vögelein Lieder,
Es ſchwand die Sonne dahin,
Dicht ſinkt der Nebel hernieder:
Sie rufen angſtvoll: wohin?

Sie fallen in ihrem Leide
Selbander auf die Knie:
„Gelobt ſeiſt, Gebenedeite,
Gelobt ſeiſt Du, Marie!

Du hörſt die Flehenden gerne,
Verlaß auch Du uns nicht!“ —
Da klinget ein Glöcklein ferne,
Da wird es wundervoll licht.

Was ſoll es anders bedeuten?
Maria erhörte ſie:
Es führte das helle Läuten
Sie heim, ſie wiſſen nicht, wie! —

Des Nachts noch heute erſchallet
Ein Glöcklein, von ihnen erhöht,
Daß, wenn ein Wandrer noch wallet,
Auf ſicherer Spur er geht.

614.

Ahnherr der Groß von Trockau.

M. Hoffmann annal. Bamberg p. 61.

Es war zur Zeit Konrads des Saliers, als die Wenden in Sachſen einfielen. Da ſchickte der Kaiſer den Grafen Günther von Schlüſſelberg mit einem Heere gegen ſie. Als nun eines Tages beide Heere nur durch einen Fluß geſchieden gegenüber ſtunden, trat ein großer und gewaltiger Mann

aus dem Lager der Wenden hervor und forderte den Grafen Günther von Schlüſſelberg zum Zweikampfe heraus. Da ſetzte ſich der Graf zu Roſſe und ritt dem Wenden entgegen. Wie es nun zum Streit gekommen, hat der Rieſe dem Grafen mit Liſt eines anzubringen und mit geſchwenktem Ritt ihn zu fällen geſucht; der Graf, dieſes merkend, nahm ſeiner Schantz wol wahr, fand auch bald Gelegenheit, ſeinen Gegner mit der Lanze aus dem Sattel zu heben und vom Pferde herab zu werfen; und als dieſes geſchehen, ſtieg er von ſeinem Roſſe und fing den Zweikampf mit ihm zu Fuße an. Als nun der Wende bald darauf in den Unterleib verwundet worden, alſo daß er zu Boden ſank, rief er dem Grafen zu, inne zu halten, denn er erkenne den Chriſtengott und wolle ſich taufen laſſen. Auf dieſes hielt nun der Graf inne, ging zu dem Wenden, hob ihn auf und ließ ihn in ſein Zelt bringen. Als er dann wieder geneſen, wurde er in die Kirche geführt, um getauft zu werden, da er dann den Namen Günther erhielt. Auch wurde er von den anweſenden Herren reichlich beſchenkt. Graf Günther von Schlüſſelberg nahm ihn mit ſich nach Franken und gab ihm jährlich hundert Goldgulden zum Unterhalte, und König Heinrich III., Konrads Nachfolger, verlieh ihm ein adeliges Wappen, auf folgende Art. Wie er gegen den Grafen Günther zum Streit ging, trug er auf ſeinem Kopf einen Helm mit Reigerfedern geziert, und an dem Arm einen blauen Schild. Alſo gab ihm der König einen Wappenſchild, der mit Weiß und Blau in die Länge getheilt war, darauf ſetzte er ihm einen offenen Helm und darauf weiter zwei Büffelshörner, deren das eine weiß, das andere blau war, jedes Horn von außen mit vier Reigerfedern beſteckt. Die weiße Farbe ſollte das neu angenommene Chriſtenthum, die blaue das vorige Heidenthum und die Hörner und Federn ſeine Tapferkeit bedeuten.

Derſelbige Ritter hat ſich nachmals im Kampfe gegen die Sarazenen männiglich hervorgethan, ja ſogar dem Herzog Gottfried von Bouillon in einem Treffen das Leben gerettet, daher ihm dieſer noch einen rothen Querbalken oder rothe Binde in das Wappen verliehen.

615.

Die Kirche zu Gösweinstein.

Variante der vor. Sage. — Das Königr. Bayern in s. Schönheiten, München 1840 I., 133.

Das Schloß Gösweinstein, von dem Grafen von Schlüsselberg vertheidigt, wurde von den wilden Horden, den Sachsen, angegriffen. Während der langen Belagerung entstund auf dem Schlosse Hungersnoth und die Cisternen waren ausgetrocknet. Groß — so hieß der Anführer der Sachsen — berühmt durch seine Heldenthaten, wurde von dem Schlüsselberg zum Zweikampf gefordert. Schlüsselberg, durch ausgestandenen Hunger krank und schwach, gelobte dem Allmächtigen eine Kirche zu Ehren St. Trinitatis zu bauen, falls es ihm gelingen sollte, den Sachsen zu besiegen. Der Kampf begann — und der Sachse unterlag. Da warf sich der Heide auf die Knie und rief: „Groß ist der Christen Gott!“ und ließ sich taufen. Die heilige Dreifaltigkeitskirche ward hierauf erbaut und das Wappen der Schlüsselberger — ein rother Schlüssel in weißem Felde — über die Kirchenthüre gesetzt.

616.

Kirche zu Sankt Johannis bei Baireuth.

Mündlich.

Unweit Baireuth, nächst der Eremitage, liegt das Dorf Sankt-Johannis, welches in uralten Zeiten von Slaven gegründet worden. Von der Kirche dieses Ortes geht die Sage, daß sie ursprünglich auf einer andern Stelle, als wo sie jetzt steht, zu bauen begonnen worden. Allein was man des Tags gebaut hatte, wurde des Nachts wieder abgebrochen und von unsichtbarer Hand dahin geführt, wo die jetzige Kirche ihre Stätte hat.

617.

Der Ochsenkopf.

J. G. Köppel maler. Reise durch die Fürstenthümer Baireuth und Ansbach S. 82.

Noch heutiges Tages erzählen die Leute, daß die Heiden in dem graueſten Alterthume auf der höchſten Spitze dieſes Berges einen Gott verehrt hätten, der die Geſtalt eines Ochſenkopfes gehabt habe und in den Felſen gehauen geweſen wäre. Von dieſem Bilde findet man freilich keine Spur mehr, wenn man nicht allenfalls die ſchlechten Umriſſe eines Ochſenkopfes dafür halten wollte, die gegen Mittag in ein unerhebliches Felſenſtück eingegraben ſind und die vermuthlich ein Hirt aus langer Weile zur Erhaltung jener Sage eingemeißelt haben mochte.

618.

Der Silberbrunnen zu St. Conradsberg.

Von B. Görwitz. — S. Ausf. Beſchr. des Fichtelbergs, S. 66 u. 273.

Was klingt ſo melodiſch im Felſenbereich,
Was klagt drin ſo lieblich und ſanft und weich,
Gleich zitternden Aeolsſaiten?
Nur Tropfen ſind es, wie Demant ſo rein,
Sie träufeln hernieder vom grauen Geſtein —
Noch wußte ſie Niemand zu deuten.

Einſt ſah man, wie jetzt noch, auf duftigem Grün
Maiblümchen im kühlenden Schatten hier blüh'n,
Den Töchtern des Landes zur Freude.
Und neben den Blumen die ſittige Maid,
Die oft in des Felſens Verſchwiegenheit
Sie zierlich zum Kranze ſich reih'te.

Schon mancher der Frühlinge ging vorbei,
Ihr huldigte ſtill nur der blühende Mai,
O wär' es fortan ſo geblieben;
Doch himmliſcher winkte das neue Glück,
Es traf ſie ein einziger Feuerblick,
Entflammt ihr die Seele zum Lieben.

Wie glänzt ihr das Auge voll Wonn' und Luſt,
Wie bebt es ſo heiß in der zarten Bruſt,
Wie zittert es ſüß durch die Glieder,
Wenn raſch von dem Roß ſich der Ritter ſchwingt
Ihr ſchimmernde Perlen und Küſſe bringt,
Der Ritter ſo traut und ſo bieder!

Nun ſchmückte ſich lachender ihr die Natur,
Nun kleidete köſtlicher ſich die Flur,
Und heimlicher wurden die Stunden,
Doch bald, als der Sommer am heißeſten glüht,
Maiblümchen ſchon längſt in der Stille verblüht,
Hat die Roſ' auch ihr Grab gefunden.

„Was weinſt du, mein Liebchen, ſei wohlgemuth!"
Sprach ſchmeichelnd, als er am Herzen ihr ruht,
Der Ritter, „bald will ich dich freien;
Erſt hol' ich im Kampfe den Lorbeerkranz,
Dann führ' ich das Bräutlein zum Hochzeitstanz,
Süß Liebchen, d'rum laß dich's nicht reuen!"

Und heiß von dem Auge, ſo mild und blau,
Küßt ab er den glänzenden Schmerzensthau,
D'rauf trägt ihn ſein Roß in die Weite;
Lang' ſpäht ihm das einſame Mägdlein nach,
Kämpft tief in die Bruſt das ſchmerzvolle „Ach,"
Denn Hoffnung ſtand ihr zur Seite.

Wohl kehrte der Ritter vom blutigen Strauß
Geſchmückt mit dem Kranze in's feſtliche Haus,
D'rin Hochzeitslieder erklangen;
Sein Liebchen aber ſteht unten und ſchaut
Mit Todeslächeln hinauf, wo die Braut
Der treuloſe Ritter umfangen. —

Die Lieder verſtummen, die Feſtluſt ſchweigt,
Der ſternenbeſäete Himmel erbleicht,
Die nächtlichen Schatten zerrannen;
Und als ſchon im Oſten Aurora blickt,
Die Wälder mit glühenden Roſen ſchmückt,
Wankt fröſtelnd das Mägdlein von dannen.

Schon hat ſie erſeufzend den Felſen erreicht,
Da wird's ihr im ſterbenden Herzen leicht,
Denn Thränen kann ſie vergießen;
Und immer reichlicher fließt der Quell
Benetzet die Blümchen, ſo rein und hell,
Die dürſtenden, bunt ihr zu Füßen.

So findet der Tod ſie im Thränenſchmerz,
Und ſchließt ſie erbarmend an's kalte Herz,
Das jeglichen Kummer verſöhnet;
Ihr Auge aber, das hier geweint,
Es weint noch im Grabe, ſchon längſt verſteint,
Das iſt's, was im Tropfen ertönet!

619.

Der Wolfſtein.

C. v. Falkenſtein Buch der Kaiſerſagen S. 99.

In einem Thale des Fichtelgebirges hütete ein Schäfer auf grüner Au. Mehrmals, wenn er die Heerde heimtrieb, fehlte eines ſeiner Thiere, er ſuchte es vergebens, es war und blieb verloren. Er hält nun genauer Wache und ſieht einen großen Wolf aus dem Waldesdickicht ſchleichen und ein Lamm ergreifen. Wüthend ſtürzt er ihm nach, doch der Feind iſt zu flink; ehe er ſich's verſieht, ſind Wolf und Lamm verſchwunden. Nunmehr nimmt er einen geübten Schützen mit ſich; der Wolf naht, doch die Kugeln des Schützen prallen an ihm ab. Da fällt dem Jäger ein, ſeine Waffe mit dürrem Hollundermark zu laden; nächſten Tages ſchießt er und heulend läuft der Räuber waldeinwärts davon. Am andern Morgen begegnet dem Schäfer ſeine alte Nachbarin, mit der er nicht im beſten Einverſtändniß lebte; er fragt ſie, da ſie vorüberhinkt: Ei Frau Nachbarin was habt ihr an dem Bein, das nicht mit euch will? Was geht's euch an, antwortet ſie, und macht, daß ſie wegkommt. Der Schäfer wurde aufmerkſam. Dieſe Frau war längſt verdächtig wegen böſer Zauberei. Man wollte ſie auf dem Heuberg in Schwaben, auf dem Köterberg, und wieder auf dem Hui bei Halberſtadt geſehen haben. Er gab ſie an, ſie wurde eingezogen, befragt und mit einem Stab von

Erlenholz geſtrichen, mit welchem der Zauberei verdächtige Perſonen, wenn ſie läugneten, gezüchtigt wurden, und dann in Banden geſchloſſen. Plötzlich verſchwand das Weib aus dem Gefängniſſe, und Niemand wußte, wohin ſie gekommen. Einige Zeit darauf ſah der arme Hirt unvermuthet den verhaßten Wolf wieder aus dem Walde hervorbrechen, doch dießmal kam er nicht, um ſeine Heerde, ſondern ihn ſelbſt anzufallen. Der Kampf war wüthend. Der Hirt nahm alle ſeine Kräfte zuſammen gegen Zahn und Kralle des reißenden Unthiers, und er wäre des Todes geweſen, wenn nicht zur rechten Zeit noch ein Jäger vorübergekommen wäre, und nach vergeblichem Kugelſchuß den Wolf mit einem Meſſer niedergeſtochen hätte. In dem Augenblick, als das Blut aus ſeiner Seite ſprang, lag das alte Dorfweib vor ihm auf dem Felde und wälzte und krümmte ſich fürchterlich. Sie wurde nun vollends getödtet und zwanzig Fuß tief unter die Erde verſchüttet. Da, wo man das Weib vergrub, legte man einen großen Kreuzſtein, und nannte ihn, zum Andenken an dieſe Begebenheit, den Wolfſtein. Es war aber nie ruhig und richtig in der Nähe des Steines, und der „Tückebote" oder der „brennende Mann" treiben, wie das Volk ſagt, noch jetzt hier ihr gefährliches Spiel.

620.

Der Teufelstiſch auf Waldſtein.

Von Ludwig Zapf.

Es jagt in ſchneller Reiſe
Das wilde Heer vorbei,
Die Fichten ſchauern leiſe:
O wär' es Hahnenſchrei!
Von ferne aus dem Grunde
Hallt dumpf die zwölfte Stunde —
Still ſchaut der Vollmond durch den Wald.

Auch dort am Burggemäuer
Ein dumpfer Lärm erſchallt —
Da iſt es nicht geheuer,
Da regt ſich's mannigfalt!
„Jetzt knechtet uns kein Meiſter,
Jetzt iſt es Zeit, ihr Geiſter,
Still ſchaut der Vollmond durch den Wald!"

Und luſtige Geſtalten
Erſtehen überall,
Aus allen Mauerſpalten,
Im Hofe und vom Wall;
Es ſchließt ſich bald die Runde,
Jetzt iſt die rechte Stunde —
Still ſchaut der Vollmond durch den Wald.

Am Felſentiſch, dem harten,
Sind ſie geſchaart im Nu;
Hervor nun mit den Karten!
Geſpielt wird ohne Ruh.
Es klingt in grellen Weiſen,
Die Karten ſind — von Eiſen!
Still ſchaut der Vollmond durch den Wald.

Het, das iſt ein Vergnügen!
Das geht um Haufen Gold!
Sie zieh'n in vollen Zügen,
Der gelbe Plunder rollt!
Sie karten, karten, karten,
Der Tiſch wird voller Scharten —
Still ſchaut der Vollmond durch den Wald.

Doch fängt es an zu dämmern,
Huſch, huſch! — verſtummt der Schall!
Der Fäuſte luſt'ges Hämmern,
Der frohe Wiederhall.
Die Löcher in der Runde
Im Tiſch nur geben Kunde —
Still ſchaut das Frühroth durch den Wald.

621.

Das verlorne Ohr.

Mündlich.

Nicht weit von Gefrees an der Landſtraße nach Münchberg iſt ein Holz, da hat ſich einſt ein Student erſchoſſen. Das Geld war ihm ausgegangen — ſo ging er voll Verzweiflung in den Wald und legte Hand an ſich. Der Schuß hatte ihm das Haupt zerriſſen. Als man ihn nun fand und auf den Wagen lud, da fehlte ihm das eine Ohr und konnte trotz alles Suchens doch nicht gefunden werden. So mußte man ihn ohne Ohr weiter ſchaffen. Seit dieſer Zeit geht der Geiſt des Studenten im Holze herum und gar Mancher, der ſpät vorüberging, hörte es drinnen jämmerlich klagen: „Mein Ohr! — mein Ohr!“

622.

Kroatenwäldchen bei Wunſiedel.

Von Philipp Zapf.

Im dreißigjähr'gen Kriege,
Nach manchem blut'gen Siege,
Da gab es für Kroaten
Ein wildes, wüſtes Kämpfen:
Den ſchlimmſten Feind zu dämpfen:
Den Hunger der Soldaten!

Die Häuſer leer und Felder!
Sie ſtürzten in die Wälder
Mit haſtigem Verlangen:
Die Schaar, hyänengleiche,
Fand für die leeren Bäuche
Viel Schwämme aufgegangen!

Da ward geflucht, gerungen,
Mit süßem Schwamm *) bezwungen
Der Hunger bald, der heiße;
Und wie sie also fraßen,
Sie sanken auf den Rasen,
Getödtet von der Speise.

Ihr langes, wüstes Morden
Bezahlten nun die Horden:
Die Leichen mußten leiden,
Daß Wölfe, Geier, Raben
Sich sattgefressen haben
An ihren Eingeweiden!

623.

Der Berggeist am rauhen Kulm.

Mündlich.

Ein Holzhacker ging zur Winterszeit auf den rauhen Kulm. Hoch oben, wo die schönsten Fichtenstämme stehen, suchte er sich den mächtigsten Baum zum Schlagen aus. Als nun derselbe von kräftigen Hieben getroffen schon zu wanken und zu krachen anfing, wurde dem Holzhacker fast unheimlich zu Muthe, als ob er ein schlimmes Werk vollbracht. In demselben Augenblick aber, da die herrliche Fichte mit donnerndem Hall auf den Boden schlug, spürte der Mann ein Ziehen und Zerren an seiner Art, als wenn ihm ein starker Mann dieselbe entreißen wollte. Umsonst strengte er sich an, die Art zu erhalten: auf einmal war sie verschwunden. Es war der Berggeist, der ihm zur Strafe für das Fällen des schönsten Baumes die Art entrissen hatte. Das begegnete aber diesem Holzhacker nicht allein, es soll schon vielen widerfahren sein.

624.

Die Frühmette zu Speinshart.

Mündlich.

Der Nachtwächter zu Speinshart ging, die Mitternachtsstunde zu rufen. Als er nun bei dem ehemaligen Kloster vorbeiging, sah er auf einmal die Kirche von unzähligen Lichtern erleuchtet. Schon fünfzig Jahre lang hatte er zu Mitternacht diesen Weg gemacht, aber niemals

*) Der scharlachrothe Fliegenschwamm.

ſolche Erſcheinung wahrgenommen. Neugierig wollte er ſich von der Urſache derſelben überzeugen und kletterte an einem Fenſter der Kirche hinauf. Da ſah er zu ſeiner höchſten Verwunderung mehr als hundert Mönche mit brennenden Kerzen im Schiffe und im Chore der Kirche. Auf einmal huben ſie an die Pſalmen und Hymnen der Mette zu ſingen, alſo daß die Fenſter der Kirche von dem Klange der Orgel und des Chorgeſanges erdröhnten. Die Mönche waren todtenbleiche, ſchreckbare Grabesgeſtalten, bei deren Anblick es den Nachtwächter eiskalt überlief. Mit dem Glockenſchlage Eins verſchwand die Erſcheinung, und der Nachtwächter ſtieg halb ohnmächtig und betäubt vom Kirchenfenſter herunter.

625.

Der Heinſelberg.

Mündlich.

Weit einwärts im Gebirg, das jetzt die fränkiſche Höhe heißt, liegt einſam ein Marktflecken, Namens Plech. Es mag wohl ſchon lange, lange Zeit her ſein, da waren in Plech zwar grunzende Schweine, mäkernde Geiſen, blökende Schafe, auch etwa hie und da ein muhendes Rind zu ſehen, doch ein wieherndes Pferd war dortſelbſt noch ein fabelhaftes Thier. Da ſaßen einmal im Wirthshaus die fürnehmſten Einwohner des Fleckens beiſammen hinter'm Bierkrug. Wie ſie ſo ſaßen, kam luſtig und wohlgemuth ein fahrender Handwerksburſche daher, der hatte auf dem Rücken einen Ranzen und unter dem Arme einen großen Kürbis. Als er ſich grüßend zu den Gäſten geſetzt, fragte einer der Plecher, auf den Kürbis deutend: „Was habt Ihr denn da für ein wunderſam Ding?“ „Ein Roßei!“ entgegnete ſchelmiſch der Fremdling. „Ein Roßei?“ rief mit großen Augen der Frager, und „Ein Roßei?“ riefen Alle verwundert ihm nach. „Für gute Worte, ein paar Schluck Bier und einen kleinen Imbiß obendrein ſollt Ihr es haben,“ ſagte ſchmunzelnd der Burſche: „doch Eines müßt Ihr wiſſen, nur Menſchenwärme kann es ausbrüten und wohlgemerkt! in freier Bergesluft.“ Geſagt, gethan! Man ward handelseinig, und bald ſchlenderte der Fremdling, reichlich geſtärkt, wieder zum Marktflecken hinaus; das vermeintliche Roßei aber blieb zu allgemeinem Ergötzen zurück bei den Plechern.

Schon am nächſten Morgen in aller Frühe zog man hinauf zum nächſtgelegenen Berg und warf das Loos, wer reihum das koſtbare Ei ausbrüten ſollte hoch oben auf ſonniger Kuppe. Da ſaß der Erſte und brütete ſorgſam, dann der Zweite, Dritte und ſo weiter. Endlich traf die Runde auch den Herrn Bürgermeiſter, der, wie wohl alle ſeine Amtsgenoſſen, ein überaus dicker und wohlbeleibter Mann war. Auch er ſaß und brütete ſorgſam. Plötzlich hört er unter ſich ein Krachen. Voll Erwartung der Dinge, die da kommen werden, ſpringt er empor; doch der geplatzte Kürbis, durch den Aufſprung in Bewegung geſetzt, rollt den Berg hinunter, rollt hinunter bis zu einem Wachholderbuſch, und o Wunder! ein Haſe, der dort ſein Lager haben mochte, ſtürzt aufgeſchreckt daraus hervor und jagt in geſtrecktem Laufe fernab von Plech wüſta linkshin. „Hott, hott, Heinſel*), nach Plech 'nein, nach Plech 'nein!“ ſchreit voller Freude der Bürgermeiſter ihm nach, in der Meinung, das Rößlein ſei nun zur Welt geboren; er mochte aber ſchreien, ſo viel er wollte, das Häschen war auf und davon.

Bald wurden die Plecher ihres Irrthums gewahr; doch der Berg, wo ſich Solches begab, heißt noch heute der „Heinſelberg.“

626.

Hersbrucks Name.

Waldau Diplom. Geſch. v. Hersbruck S. 3.

In dem Wappen von Hersbruck iſt ein ſpringendes Thier mit Hörnern auf einer Brücke zwiſchen zwei Thürmen gemalt. Das ſoll, ſo geht die Sage, den Urſprung des Namens der Stadt bezeichnen. Als dieſe fertig erbauet war, aber noch keinen Namen hatte, ſollen ſich die Erbauer entſchloſſen haben, ihre Stadt von dem erſten lebendigen Geſchöpf zu benennen, welches über die Brücke gehen würde. Nun ſoll ein Hirſch aus dem damals noch ganz nahen Gehölz auf die Zugbrücke am Thor gelaufen ſein und ſo den Namen Hirſchbruck veranlaßt haben.

*) Fohlen.

627.

Die Hubirg.

Mitgetheilt von K. Ulmer.

Im herrlichen Pegnitzthale, eine halbe Stunde südöstlich von der Stadt Hersbruck, erhebt sich zu einer Höhe von 1700 bis 1800 Fuß die mächtige Hubirg. Südlich und nördlich, zwischen ihr und den gegenüberliegenden steilen Berggruppen, winden sich, von forellenreichen Gebirgsbächen durchrauscht, enge romantische Seitenthäler, während sie mit der Vorderseite stufenweise in's Hauptthal vortritt. Steigt man von dem am südlichen Fuß gelegenen Dorfe Happurg bergan, sei es an der schauerlichtiefen Schlucht vorüber, oder weiter hinten, dem sogenannten hohlen Felsen zu, einer Grotte, die inmitten einer schroff aufstrebenden ungeheuern Felsenmasse sich wölbt, und gelangt man so allmälig empor auf den Grat des Berges: da schweift das Auge mit Entzücken weithin über die wiesengrünen Niederungen, die hopfenberankten Felder, die waldbelaubten Thalwände und Berghöhen, die hie und da mit Burgtrümmern oder Kapellen geschmückt sind. Da zeigt sich vor Allem hoch in den Wolken der Hohenstein, mahnend an eine große Vorwelt, an die Zeit der Hohenstaufen, welche, so sagt man, nicht selten dort weilten; da gewahrt man, rechts von den gleichfalls sichtbaren Thürmen der Stadt und Veste Nürnberg, die Kapelle der heiligen Kunigunde, die nebst ihrem frommen Gemahle noch immer beim Volke dahier in gesegnetem Andenken steht.

Was bedeutet aber die Schanze, die rings um den Kulm des Berges ungefähr anderthalb Stunden lang, oft noch in ziemlicher Höhe, hinläuft? Ist's ein Werk von Römern, Germanen oder einem andern Volke? Diente die Bergkuppe zum Heerlager oder war da vor Zeiten ein wallumfriedigter Götter- und Opferhain? Die Gelehrten streiten darüber. Das Volk aber trägt sich mit einer althergebrachten Sage. Ein Theil des Walles führt annoch den Namen „Hunnengraben." Die Hunnen, so heißt es, hatten sich dort auf schwerzugänglichem Gipfel gelagert und haben dort ihren König Etzel, die Geisel Gottes, begraben. Ein silberner Sarg, von Berggeistern bewacht und geschirmt, umschließt das modernde Gebein des Weltbedrängers. Da schleicht mit Schaufel und Hacke nächtlicher Weile wohl der und jener aus dem Volke hinauf und gräbt und sucht nach dem kostbaren Todtenmale. Davon hat sich freilich bis zur Stunde noch nichts

gezeigt; jedoch Münzen aus der letzten Römerzeit und irdene Aſchenkrüge wurden bei derartigem Nachforſchen oftmals zu Tage gefördert.

Wohl berichten die Geſchichtsbücher Anderes von Ort und Stelle, wo Attila geſtorben und wo er beſtattet wurde. Eigenthümlich aber iſt's, daß in der Nähe der Hubirg etliche Namen von Ortſchaften an die Hunnen erinnern, wie Etzelwang, Hunnas, Haunriz.

628.

Lichtenſtein und Lichteneck.

Mündlich.

Der Hubirg gegenüber auf einem ſchroffen Berge lag vor Zeiten die Burg Lichtenſtein und weiter oben im Thale das Schloß Lichteneck. Man erzählt, die Eigenthümer beider Burgen hätten ſich ein Zeichen gegeben, wenn unten im Thal auf der Straße, die von Nürnberg nach Böhmen führt, Kaufleute mit ihren Gütern gezogen kamen, und hätten ſodann dieſelben beraubt. Endlich ſeien beide Burgen von den Nürnbergern gebrochen worden; der letzte Lichtenſteiner aber ſei nach Böhmen entronnen und dort der Stammherr des Hauſes Lichtenſtein geworden. (?)

629.

Der Hansgörgle bei Hersbruck.

Mündlich.

Unweit Hersbruck liegt ein bedeutend hoher Berg, Hansgörgle geheißen. Dort oben ſoll ehedem ein Schloß geſtanden haben, der Stammſitz derer von Gugel, von welchem Hauſe ein Fräulein, wie der Grabſtein ausweiſt, in der nahen Dorfkirche zu Oberkrumbach begraben liegt. Man ſagt, der Berg habe früher Hausgugel geheißen und habe erſt ſpäter ſeinen jetzigen Namen erhalten.

630.

Die Hölle.

Mündlich.

Zwiſchen Hersbruck und Altdorf, unweit des ehemaligen Nonnenkloſters Engelthal, liegt das Dörflein Egensbach. In einem düſtern Gehölz, hinten im Thal, iſt eine Stelle, da ſoll ehedem ein Schloß geſtanden haben. Gottvergeſſene Rittersleute hausten daſelbſt, Allen weit und breit zu Trutz und Verderben. Auf einmal war die Burg verſchwunden; das Gericht Gottes war über ſie und ihre Bewohner hereingebrochen in finſtrer Sturmnacht. Sie verſank in den Abgrund der Erde; der Ort aber, wo ſie geſtanden, heißt noch die Hölle.

631.

Entſtehung der Kirche und des Pfarrhauſes zu Oſternohe.

Mündlich.

Etwa dreiviertel Stunden nördlich der vormaligen Veſte Rothenberg liegt das kleine Dorf Oſternohe in einem ziemlich engen, aber fruchtbaren Thale. Das Dörfchen erweiterte ſich allmählig aus dem engen Thal den Schloßberg hinan, an welchem aus dichten Obſtbaumpflanzungen hie und da ein Haus herniederſchaut. Auf dem Gipfel des Berges ſtand vor etwa dreihundert Jahren eine ſtattliche Burg, welche von den Eigenthümern des Dorfes, dem edlen Geſchlechte deren von Egloffſtein, bewohnt wurde. Jetzt ſchmücken nur noch Ruinen den Schloßberg. Das Dorf ſelbſt gehörte in die benachbarte Pfarrei Bühl und hatte weder eigene Kirche noch Pfarrer. Ein hochbetagter Ritter von Egloffſtein ſaß auf dem Schloſſe, geehrt wie ein Vater von ſeinen Unterthanen; denn er war eines gar edlen, milden und frommen Sinnes. Wie es Greiſen zu gehen pflegt, wurde ſein Schlaf oft unterbrochen und ihm die Nachtruhe geraubt. Er ſtand alsdann auf, ging im Zimmer hin und wieder und ſchaute wohl hie und da zum Fenſter in die ſtille Nacht hinaus. Da ſah er einmal zu ſeiner großen Verwunderung auf dem Gänſewaſen, der unten im Thale nahe bei dem Dorfe auf einer Anhöhe lag, ein kleines Feuer brennen.

Er konnte ſich nicht erklären, woher das Feuer komme, und ging in Gedanken darüber wieder zu Bette. In der folgenden Nacht that er wieder nach ſeiner Gewohnheit und das Feuerlein brannte auch wieder. Da rief er ſeinen Burgwärtel vom Thurm und ſchickte ihn hinunter, zu ſehen, was es doch mit dem Feuer für eine Bewandniß hätte. „Edelgeſtrenger Herr," ſagte der Diener bei ſeiner Rückkehr kopfſchüttelnd, „das iſt ein Feuer, das brennt und hat doch kein Holz!" Auch in der dritten Nacht ſah der Ritter das wunderbare Feuer und ſchickte wiederum ſeinen Knecht hinunter; aber es blieb bei der erſten Nachricht, „es ſei ein Feuerlein, das brenne, und habe doch kein Holz!" Da ward der alte Herr nachdenklich ob dieſer ſonderbaren Erſcheinung und kam endlich auf den Gedanken, das Feuer ſei ein Fingerzeig von Oben und bezeichne den Platz zur Erbauung einer Kirche, und er ſelbſt ſolle der Bauherr ſein. Sein Entſchluß war bald gefaßt, raſch ging er zur Ausführung. Er rief ſeine Unterthanen zuſammen und gab ihnen ſein Vorhaben kund, auf dem von dem Feuer bezeichneten Platze eine Kirche zu bauen und eine Pfarrei im Orte zu gründen. Die Kirche verſprach er auf ſeine Koſten zu bauen, und zur Pfarrbeſoldung beſtimmte er den Zehend, welcher ihm auf der Ortsflur zuſtand. Dankbar und freudig vernahmen die Leute ſolch frommen Entſchluß aus dem Munde ihres Herrn. „Ich will aber," ſetzte er hinzu, „das gute Werk nicht für mich allein haben; auch Ihr ſollt daran Theil haben und euch eine Stufe dabei in den Himmel bauen; ihr ſollt für die Wohnung des Pfarrherrn ſorgen, und jedes Haus im Orte ſoll dem Pfarrer alljährlich einen Rauchhahn liefern. Von Herzen gern willigten die Leute in dieſen Vorſchlag. Man wollte nun gleich über den Bau des Pfarrhauſes berathen; da trat ein hochbejahrter Bäckermeiſter hervor und erbat ſich von dem Ritter die Erlaubniß, reden zu dürfen. „Mein grauer Scheitel," hub er an, „mahnt mich täglich, daß ich bald ein anderes, beſſeres Haus bewohnen werde, als mein dermaliges. Ich ſterbe ohne Kinder und ſetze den künftigen Pfarrer zum Erben meines Hauſes ein!" Solches Anerbieten ward dankbar angenommen. So hatte gemeinſame fromme Liebe Kirche und Pfarrei begründet!

Der Bau des Kirchleins wurde bald vollendet. Noch ſteht es in ſeiner urſprünglichen Geſtalt, ſehnt ſich aber in hohem Alter nach Hülfe, weil es ſehr baufällig iſt. Nur die „vierzehn Nothhelfer," welche den Altar ſchmücken, ſchauen noch treuherzig auf die Verſammlung, und finden von Kunſtkennern als Schnitzwerk alter Kunſt (etwa von Veit Stoß)

Anerkennung. Des frommen Bäckers Haus haben die Pfarrer bis heute bewohnt, aber freilich nur ein nothdürftiges Obdach darin gefunden; denn es ſchauet faſt wie eine Ruine hinauf zu der Ruine des Schloſſes, das einſt der edle Ritter von Egloffſtein bewohnte. Seit 1836 entbehrt es das Wahrzeichen ſeines Urſprungs, den aus einem mächtigen Baumſtamm gehauenen Backtrog. In Folge einer Reparatur des untern Gelaſſes wurde derſelbe weggeſchafft. Schreiber dieſes ſah ihn noch in der niedern und finſtern Stube des Erdgeſchoſſes.

632.

Hans Wildenſteiner.

Von Karl Schramm. — Wildenfels, auch Wildenſtein, Ruine im Ldg. Gräfenberg. S. J. Heller Muggendorf S. 224. Fr. Gottſchalk die Ritterburgen und Bergſchlöſſer Deutſchlands III., 64.

1.

Hans Wildenſteiner ſpellt wie Holz
Der Gegner Schild und Schädel,
Zwar iſt der Herr ein Hageſtolz,
Doch abhold keinem Mädel.

Er mag die Blümlein dort im Thal
So mir nichts dir nichts brechen,
Doch will ihn eine zum Gemahl,
So iſt er nicht zu ſprechen.

So wob er argen Zeitvertreib,
Bis ſich ſein Schiff verwirrte
Und ihn ein wohlgewitzigt Weib
Zum Ehverſprechen kirrte.

Sidonia, das Töchterlein
Des Kaſtellans im Schloſſe
Zieht unſern tollen Wildenſtein
Von ſeinem hohen Roſſe.

Auch Simſon fiel durch Weiberliſt,
Doch Hans ſpricht: „Ich bedinge,
Wofern das Erſt' ein Mädel iſt,
Daß aus der Burg man's bringe."

„Erziehen laß ich's, nur nicht hier
Und nicht auf meinen Namen,
Ein Bube nur kann paſſen mir
In meines Stammbaums Rahmen."

Was meint dazu Sidonia? —
Sie läßt den Pakt geſchehen,
Und denkt: Iſt erſt das Kindlein da,
Wird man ja weiter ſehen.

2.

Im Jahre vierzehnhundert ſechs
Begab ſich dieſe Mähre,
Neun Monat drauf bedroht ein Kler
Des Wildenſteiners Ehre.

Denn weh'! es hat Sidonia
Ein Mägdlein ihm gegeben,
Und fleht den eiſernen Papa:
„Laß in der Burg es leben!“

Der Ritter knirſcht: „O weh mir Thor!
Iſt's immer doch gelungen
Als Junggeſellen mir zuvor,
Daß ich erzielte Jungen.

Das ſchafft die Ehekrüppelei!
Zu ſpät nun kommt die Lehre —
Durch einen Streich iſt's nun vorbei
Mit Manns- und Ritterehre!“

Allein durch Schmeicheln treibt alsbald
Das Weib ihn in die Enge,
Sie rühmt des Mägdleins Kraftgeſtalt
Und mildert Hanſens Strenge.

Und als die Schlaue Tag für Tag
Ihn mürber macht durch Koſen,
Da ſpricht er: „Nun, ſo geb' ich nach,
Steckt nur die Dirn' in Hoſen!“

Drob fühlt des Weibes Herz ſich frei,
Halb iſt ihr Plan gelungen, —
Denn wißt, ſie hat der Kinder zwei,
Die Maid und einen Jungen.

Den Jungen ſchickt der Köhlersfrau
Sie hin, als ſeiner Ammen,
„Dort wachſ' er auf, — ſo denkt ſie ſchlau —
So wahr' ich ſie zuſammen.

Bis Hans die Maid erſt liebgewann,
Bleib' ihm der Bub verborgen,
Dann iſt, daß er ſie miſſen kann,
Wohl ferner nicht zu ſorgen.

Mein Hänſel tapp' im Finſtern fort,
Bis beide aufgeſchoſſen,
Dann grüßt ihn „Vater“ hier am Ort
Die Maid ſammt dem Genoſſen.“ —

Der Wildenſteiner iſt beſiegt,
Doch läßt er vor den Leuten,
Ein Knäblein werd' im Schloß gewiegt,
Auf's Sorglichſte verbreiten.

Und „Guido“ wird die Maid genannt,
Zu Hanſens Augenweide
Sieht er ſie ſchon am Gängelband
Im derben Junkerkleide.

Die Dirne ſcheint, je mehr ſie ſchreit,
So mehr ihm zu gefallen
Nur möcht' er Sporen ihr ſchon heut
An ihre Ferſen ſchnallen.

Sie wächſt heran gar friſch und frei,
Von keckem Muth beſeſſen;
Daß Guido doch kein Junge ſei,
Hat Hans ſchier ganz vergeſſen.

Er nimmt ſie mit in's Jagdrevier
Und ſchickt ſie mit Geleite
Im Waffenſchmucke zum Turnier
Gar häufig in die Weite.

Ihr Bruder auch wuchs ungekannt
Zum Burſchen auf im Walde;
Von ihm, der Guido auch genannt,
Erzähl' ich Euch nun balde.

3.

Des Pottensteiners Hüfthorn ſchallt
Und ſeine Rüden bellen,
Der Bolzen von der Sehne prallt,
Die wilde Sau zu fällen.

Er ſelber ſtürzt dem Troß vorauf
Mit eingelegtem Speere,
Da jählings ſtutzt im mitten Lauf
Die ſchweißbedeckte Mähre.

Zur Rechten bricht die Sau ſich Bahn
In unbewachtem Sprunge
Und von der Linken tritt heran
Ein engelgleicher Junge.

Verwundert ſieht er vor dem Roß,
Erſtaunt vor ihm der Reiter,
Wie eingewurzelt ſteht der Troß
Und kam beſtürzt nicht weiter.

„Hat ſich das ſchwarze Borſtenthier
Des Zaubers ſchnell entledigt,
Daß nun der ſchöne Burſche hier
Hervortritt unbeſchädigt?“

Doch Guido löſt den Zweifel bald
Und grüßt ſie ſonder Bangen:
„Helft mir zurecht, ich bin im Wald
Schon lange fehl gegangen!“

Herr Kuno ſteigt von ſeinem Pferd
Und ſpricht zum Knaben milde:
„Du ſcheinſt mir beſſern Schickſals werth,
Wie kommſt du hier in's Wilde?

Willſt mit mir zieh'n als Jagdgeſell
Und meinen Speer mir tragen?“ —
Der Guido ſpricht: „Ich thät's zur Stell'
Müßt meine Mutter fragen!“ —

„Sag an, iſt deine Mutter weit?
Sag an, in welchem Schloſſe?
Denn trägſt du gleich ein Köhlerkleid,
Biſt doch kein Köhlerſproſſe!

Komm, Junge, auf mein Roß hieher
Und ſchone deiner Sohlen,
Du ſcheinſt vom Weg ermüdet ſehr,
Die Mutter laß ich holen.“

Dem grauen Barte traut der Knab'
Und beid' auf einem Roſſe
Erſcheinen bald in munt'rem Trab
Auf Kuno's hohem Schloſſe.

Die Amme wird ſogleich beſandt,
Um auf die Burg zu kommen,
Sie ſagt, daß ſie das Kind einſt fand
Im Forſt, ſonſt nichts vernommen.

Mit einem Handgeld ſchwer und rund
Schickt Kuno ſie zurücke,
Sidonia hört aus ihrem Mund
Erfreut des Sohnes Glücke.

Der wächſt in Pottenſtein's Bereich
Heran zum kühnen Recken,
Wird täglich mehr der Schweſter gleich; —
Nun hört wie ſie ſich necken!

4.

Der Apfel fällt nicht weit vom Aſt,
Das iſt ein altes Sätzchen,
So findet auch Herrn Kuno's Gaſt
Im Schloſſe bald ein Schätzchen.

Des Alten Bäschen, Agnes, ſteckt
Dem Burſchen recht im Sinne,
Wiewohl ſie ihn nur kindiſch neckt
Und er ſie zwickt am Kinne.

Doch flieh'n ſie nicht das Tageslicht,
Den alten Herrn noch minder,
Drum ſtört er auch ihr Glücke nicht
Und ſpricht: „Es ſind ja Kinder!“

„Die arme Waiſe Agnes kann
Der Guido immer minnen,
Wird er dereinſt ein Rittersmann,
So führ' er ſie von hinnen.“

Der Burſche iſt zwar friſch und frei
Und darum wohl zu loben,
Doch ob er auch beſtändig ſei,
Das will ich nun erproben.

„He, Guido, komm einmal herein!
Du mußt nach Fulda reiten,
Bald werd' ich ſelbſt zur Stelle ſein,
Und dich zurückgeleiten.

Du bringſt dem Abte meinen Gruß
Und meldeſt mein Erſcheinen; —
Nun gebt euch nur den Abſchiedskuß,
Und, Bäschen, laß das Weinen!“ —

Schon ſteckt der Burſch im Reiſekleid,
Schon ſchwingt er ſich zu Roſſe,
Vom Söller winkt ihm nach die Maid,
Trüb lenkt er aus dem Schloſſe.

Er reitet ſeiner Straßen nach,
Doch Kuno, an der Seite
Sein Bäschen, fährt am andern Tag
Zum Vetter in die Weite.

Der Vetter Ulrich nämlich hält
Sein golden Hochzeitfeſte,
Er hat ein Stechen angeſtellt
Und Alles auf das Beſte,

Das Bäschen Agnes ſoll den Preis
Den jungen Kämpen ſpenden,
Da wird ihr plötzlich kalt und heiß, —
Der Kranz entfällt den Händen —

Denn — Guido blickt zu ihr hinauf!
So kam er auch zum Stechen?
Man ſieht ihn in geſtrecktem Lauf
Die Lanzen alle brechen.

Dann denkt ſie wieder, in dem Mann
Doch nicht den Freund zu finden; —
Da äugelt er ſo traut ihr zu,
Daß alle Zweifel ſchwinden.

Herr Kuno runzelt das Geſicht
Und murrt: Dich wähnt' ich weiter,
Doch da er Lanz' auf Lanze bricht,
Wird auch der Alte heiter.

Er ſpricht zu Agnes: „Nun das Feſt
Das will ich ihm nicht ſtören,
Wenn er daheim ſich blicken läßt,
Soll er ſein Sätzchen hören.“

Der Abend kommt, die Sieger ſteh'n,
Die Preiſe zu empfangen
Da hört man ein Gerede geh'n:
„Die Dam' iſt durchgegangen;“

Es hat der fremde Rittersmann
Reißaus mit ihr genommen,
Als beſtem Preis, den er gewann,
Und ſoll noch wieder kommen!"

Man ſieht den alten Pottenſtein
Erglühen und erblaſſen,
Er flucht: „Hätt' ich im Forſt das Schwein
Statt deiner nicht gelaſſen!

Doch Ehrenſchänder, denk' an mich!
Du zahlſt es mit dem Leben —
Sitz' auf, mein Troß, und tummle dich,
Den Räuber aufzuheben.

Auch zieh' ein Trupp auf Fulda zu
Ob er ſchon dort geweſen —
Ha, treuer Bote, warte du,
Will dir's Kapitel leſen!" —

5.

Entführung iſt ein Riſico,
Nur ſelten gut gegangen,
Auch unſerm Pärchen geht es ſo:
Schon ſind ſie eingefangen.

Das Fräulein kommt auf Kuno's Schloß,
Um dort ſich zu erquicken,
Den Guido bringt der ſtärk're Troß,
Auf Ulrich's Burg in Stricken.

Schon tritt er zum Verhöre vor,
Geknebelt und gebunden,
Herr Kuno rüttelt ihn am Ohr,
Und ſpricht: „Heran den Kunden!

Man hat ihn, Burſch, auf friſcher That
Als Weiberdieb gefangen!" —
Der Guido ſpricht: „Ich gab nur Rath,
Da iſt ſie mit gegangen."

Herr Kuno brummt: „Wer wies die Spur
Dir unerfahr'nen Jungen?"
Der Guido ſpricht: „Wir zwitſchern nur
So wie die Alten ſungen!"

„Ha, kecker Burſche, ſachte, ſacht!
Ich will den Weg ihm weiſen —
Legt ihn, beraubt der Rittertracht,
Im Burgverließ in Eiſen!"

Da fleht der Burſch: „Befreit zuvor
Vom Harniſch meine Glieder" —
Geſtattet wird's, da taucht empor
Im ſeidnen Frauenmieder

Dem Guido zwar an Antlitz gleich
Doch auch vom Kopf zur Zehe
Nicht völlig Guido, anmuthreich
Ein Weib, gleich einer Fee.

Die Knappen weichen ſcheu zur Seit',
Herr Kuno reibt die Wimper
Und knirſcht: „Seit meiner Jugendzeit
War ich nicht ſolch ein Stümper!

Da hätt' ich durch ſechs Panzer doch
Solch Jüngferlein entdecket,
Und nun im Alter werd' ich noch
Vom ſchönſten Weib genecket.

„Ei, tritt doch näher, Weiblein ſüß,
Das Blatt hat ſich gewendet,
Nicht kommſt du jetzt in's Burgverließ
Wer hat dich hergeſendet?

Ich witt're einen Unterſchleif,
Du ſcheinſt mir nur verleitet,
Der Guido, glaub' ich feſt und ſteif,
Hat mir den Spuk bereitet." —

Indeß der Alte ſo ſchartirt,
Bringt man im Reiſekoller
Den andern Guido eskortirt —
Nun wird das Ding noch toller!

Der Alte traut den Augen nicht:
„In Fulda doch geweſen?“
Indeß er einen Brief erbricht,
Des Abtes Gruß zu leſen.

Er lieſt: „Herr Ritter, Gruß und Glück!
Hier ſend ich Euren Knaben,
Der hier die Sporn erwarb, zurück,
Möcht' ihn wohl länger haben.“ —

„Wie? alle Wetter und du wärſt
In Fulda doch geweſen,
Daß du erſt jetzt zurückekehrſt? — —
Ich muß noch einmal leſen!“

„„Den Knaben — Sporn erwarb““ — ei du
Wärſt Ritter? Wunderdinge!
So ſchnür mir doch den Hals nicht zu,
Befrei mich aus der Schlinge!“

„Herr Kuno!“ — ſpricht der junge Mann —
„Wie ſehr ich mich auch ſtemme,
Mich ficht der Spuk wohl ärger an,
Ich ſitz erſt in der Klemme.

Von Fulda holt mich Euer Troß,
Gern weilt' ich dort noch länger,
Statt hier in dem — verwünſchten Schloß
Der Fee'n und Doppelgänger!“

Da tritt Hans Wildenſteiner ein
Und grüßt mit hellem Lachen
Sein halbumſchientes Töchterlein
Und ruft: „Laßt mich nur machen!

Mein Weiblein hat ſo manches Jahr
Mir nun den Spuk getrieben,
Erſt heute machte ſie mir's klar,
Was mir verſteckt geblieben.

Zwar war ich anfangs bärenwild,
Doch bald der Zorn gelinder,
Die Liebe macht ſelbſt Löwen mild —
Kommt näher, meine Kinder!“

„Zwei Guido's nenn' ich heute mein,
Zwei auserwählte Recken“ — —
Da tritt auch Frau Sidonia ein,
Hans bleibt im Reden ſtecken.

Sie geht dem Alten um den Bart:
„Nun haſt du ja den Jungen!
Nicht länger ſei das Mägdlein zart
In Eiſenblech gezwungen!“ —

Da ſchwillt ihm noch einmal der Kamm,
Kaum geht's ihm von der Zungen:
„Wie? denkt ihr nun, ich ward zum Lamm?
Sie bleiben beide Jungen!“

Da heben beide Guido's an:
„Ach, Vater! nicht mehr necken.“ —
Drob läßt der weich gewordne Mann
Die Maid in Röcke ſtecken.

Und Sibbi wird ſie umgenannt,
Auch Agnes tritt zum Orte
Zurückgekehrt an Sibbi's Hand
Herein zur Saalespforte.

Nun wird der Wirrwar ganz entdeckt,
Zum Guido ſpricht die Schweſter:
„Du haſt mich oft genug geneckt,
Hier neck' ich dich, mein Beſter!

Die Mutter konnte nur erſt heut
Gelegenheit erſpähen,
Daß beid' uns zu derſelben Zeit
Des Vaters Augen ſähen.“ —

Hans ſpricht zur Gattin: „Nun, fürwahr!
Du haſt es fein gewoben,
So wahrte Liſt das Zwillingspaar,
Jetzt muß ich ſelbſt dich loben!“

Ein Tuſch erſchallt zum Dankeskuß
Und alle Saiten ſchwirren,
Zum Tanze hebt ſich jeder Fuß
Und Liebesblicke irren.

Der Vetter Ulrich ſchleift voran,
Die alte Hälft' im Arme,
Auch Hans thut Alles, was er kann,
Und Kuno hinkt im Schwarme.

Nicht lange ſagt das Drehen zu,
Es zieht ſie hin zum Humpen,
Doch läßt ſich bei der Alten Ruh'
Das junge Volk nicht lumpen.

Daß Guido, huſch! das Bäschen dreht,
Das brauch' ich nicht zu ſagen,
Und ob ſein Glück bald vorwärts geht,
Wird Keiner zweifelnd fragen.

„Da ward der Großvater ein Bräutigam" —
Hört man am Schenktiſch ſingen
Und ſieht um manchen jungen Stamm
Sich zarte Reben ſchlingen.

Der Wildenſteiner gibt entzückt
Dem Pärchen ſeinen Segen
Und ſieht auf ſeiner Burg beglückt
Noch Kindeskind entgegen.

633.

Geiſt im Schloſſe zu Gräfenberg.

G. K. Adler Geſch. u. Beſchr. des Städtchens Gräfenberg, Nürnberg 1850. S. 175.

Vor alten Zeiten führte ein bedeckter Gang aus dem öſtlichen Ecke des Schloſſes zu Gräfenberg zum herrſchaftlichen Stande in die Kirche. Dieſer Stand konnte geheizt werden. Die Heizerin, Mißbacher, ſtand einmal in der Chriſtnacht bei hellem Mondſcheine auf, um zu heizen, weil ſie meinte, es breche der Tag an. Nachdem ſie geheizt hatte, las ſie ein Weihnachtslied im Herrenſtande, weil ſie auf den vermeintlich nahen Glockenſchlag ſechs Uhr warten und dann zur Kirche das Erſte läuten wollte. Plötzlich hörte ſie Tritte. Die Thüre öffnete ſich, eine Figur in buntem Kleide trat herein, wendete ſich ein paarmal um, entfernte ſich, worauf die Thüre ſich wieder ſchloß. In demſelben Augenblicke ſchlug die Glocke zwölf Uhr. — Der Gang iſt längſt abgebrochen, geheizt wird im Herrenſtande auch nicht mehr, daher ſich die Erſcheinung auch nicht mehr zeigen mag.

634.

Der Nußkaspar.

Mündlich.

Wenn man von dem Standpunkte aus, wo der Ritter Eppelein von Geilingen auf der Burg zu Nürnberg seinen Ritt gewagt haben soll, nach Norden luegt, so stellt sich dem Auge das berühmte Knoblauchsland dar, welches mehrere anmuthige Dörfchen in sich begreift, die von den Nürnbergern recht fleißig besucht werden.

In einer dieser Ortschaften lebte vor vielen, vielen Jahren ein Bäuerlein, Nußkaspar genannt, weil er die schönsten Nüsse auf seinen Nußbäumen hatte. Er trieb, wie seine Nachbarn, Gärtnerei und legte sich vorzüglich auf den Anbau jener Wurzel, welche der Gegend den Namen gab. Allein der gute Mann war kein Schooßkind des Glücks, und was er auch anfing, alles mißglückte ihm. Bald hatte er bedeutende Verluste durch böse Schulden, bald wurde er von Menschen heimgesucht, die es bequemer finden, auf Anderer Kosten aus dem Stegreif zu leben, bald zerstörte Wind und Wetter seine schönsten Garten- und Feldfrüchte, oder wurden ihm von neidischer Bosheit seine Nüsse abgeschlagen.

Dieses andauernde Mißgeschick mußte Kaspar'n endlich verdrießen und ihm die Luft nehmen, sich ferner zu plagen, zumal wenn er bemerkte, wie bei seinen Ortsnachbarn Alles auf's Beste gedieh und ihr Wohlstand täglich mehr emporblühte. Daher wurde er nach und nach in der Ausübung seines Gewerbes lässiger, fluchte und schwor mehr, als er betete, und ergab sich zuletzt dem Trunke so, daß er meistens, wenn er mit Knoblauch und anderen Gemüsearten zur Stadt gefahren war, leicht an Geld und mit schwerem Kopfe nach Hause kehrte. Durch diesen Lebenswandel wurde nicht nur sein Körper, sondern auch sein Vermögen so zerrüttet, daß er ein Kapitälchen nach dem anderen aufnehmen mußte, dann von seinen Gläubigern hart bedrängt wurde und zu ihrer Befriedigung bald ein Grundstück oder das Werthvollste seines ohnehin kärglichen Hausraths zu veräußern sich genöthiget sah.

Nach längerer Zeit war er am Tage vor dem neuen Jahre, wie gar oft, bis zum späten Abend in der Stadt geblieben, hatte sich einen tüchtigen Rausch angetrunken und taumelte den Burgberg herauf, um durch

das Vestnerthor heimzugehen. Unweit der Stelle, wo Christus am Oelberge abgebildet ist, setzte er sich rechts auf einen beschneiten Steinblock des Oelberges, um auszuruhen, und schlief ein. Die Zerrbilder getäuschter Hoffnungen umgaukelten ihn in lebhaften Träumen, so daß er öfters auffuhr und gräßliche Flüche ausstieß. Eben zeigte die Glocke vom nahen Sebalduskthurme den Eintritt der Geisterstunde, als er abermals auffuhr und in einem Zustande zwischen Schlaf und Wachen zähneklappernd vor sich hin murmelte: „Will mich Gott nicht retten, so muß mir der Teufel helfen.“ Mit diesen Worten entwand er sich dem Schlafe, rieb sich die Augen und wollte aufstehen, allein ein gewaltiger Schrecken donnerte ihn auf seinen kalten Sitz zurück, denn vor ihm stand ein Mann in Jägertracht, der ihn anredete: „Ei, Alterchen, was treibst Du hier in frostiger Winternacht?“ Kaspar gähnte und fragte: „Wo bin ich, Herr, und was begehrt Ihr von mir?“ Darauf der Jäger: „Ich hörte im Vorübergehen, daß Du Hülfe bedarfst, und will sie leisten, wenn es in meinen Kräften steht, aber — ich will von Dir darum gebeten sein.“ Kaspar schilderte unter beständigen Verwünschungen seine traurige Lage, fiel auf die Kniee und rief in unbegreiflicher Herzensangst: „Ich flehe Euch fußfällig an, helft mir, helft mir, und wäret Ihr der Böse selbst: mir gleich, wenn nur geholfen wird; denn Gott hat mich ohnedieß verlassen!“ —

„Nun wohl,“ entgegnete Jener, „wenn Du mir versprichst, weder Deinem Weibe noch einem anderen Menschen auch nur eine Sylbe davon zu sagen, so will ich Dein Beschützer sein und Dir helfen. So kehre denn getrost heim, pflücke von dem großen Nußbaume, der in der linken Ecke Deines Gartens steht, so viele Nüsse, als Dir beliebt, die werden sich in Gold verwandeln und Dich in den Stand setzen, nicht nur Deine Schulden zu bezahlen, sondern auch Dir ohne Mühe und Arbeit gut zu thun. Doch wisse, geht nur ein Wort von dieser Geschichte über Deine Lippen, so sinkst Du in Deine frühere Armuth zurück, wirst ein Raub der Verzweiflung und sollst auch im Grabe keine Ruhe finden. Du wirst dann aus demselben in jeder Sylvesternacht hervorgehen und an dieser Stelle hier ewig goldne Nüsse feil halten, ja auch Andere noch mit hinabziehen in den Abgrund des Verderbens und Deine Seele ist mir verfallen!“

Mit diesen Worten verschwand er. Daß der freundliche Helfer der leibhaftige Gott sei bei uns war, ist leicht zu errathen.

Kaspar war demnach in sehr schlimme Hände gefallen. Er ging noch halbtrunken mit schlotternden Knieen nach Hause. Sein Weib, das

ohnehin zu denjenigen gehörte, welchen Zanken und Murren zur anderen Natur geworden ist, empfing ihn vom Bette heraus mit Zank- und Schimpfreden. Er aber war stumm, wie ein Fisch, und dachte „Schreie, Du Zankteufel, so viel Du willst, habe ich nur einmal die goldenen Nüsse, dann wirst du schon anders singen!“ Somit nahm er eine Laterne, zündete das Licht an und begab sich in das Gärtchen, stellte sich vor den bezeichneten Baum und schielte hinauf, um zu sehen, ob die Nüsse wirklich Gold seien. Endlich bestieg er zagend den Baum, als hing ihm eine Zentnerlast an den Füßen, griff zitternd nach einer der Früchte, füllte dann so schnell als möglich alle Taschen damit, und siehe, die Nüsse waren reines, funkelndes Gold. Hierauf versteckte er seinen Schatz in die Scheune und ging zu Bette.

Mit Tagesanbruch schlich der steinreiche Ehemann, dessen Gewissen nun schon eingeschläfert war, still von der Seite seiner Xantippe zum Geschenke des höllischen Jägers, um es theilweise in der nahen Stadt versilbern zu lassen, zahlte dann unter falschen Vorspiegelungen seine Schulden und lebte herrlich und in Freuden. Aber dieses Glück sollte von nicht sehr langer Dauer sein; denn der gute Nußkaspar vergaß im Taumel der Ausschweifungen nur zu bald, was er dem Meister Urian versprochen hatte. In einem traulichen Stündchen beichtete er seiner Gattin, welche indeß der unvermuthete Wohlstand ganz kirr gemacht und vollkommen versöhnt hatte, den ganzen Hergang der Sache. Als er nun nächsten Morgens sein Geld herbeiholen wollte, siehe, da war der Beutel federleicht, und statt harter Thaler nur Kohlenstaub und statt der goldenen nur natürliche und größtentheils wurmstichige Nüsse im Schranke. So von der Höhe des Glücks in das bitterste Elend herabgeschleudert, war ihm das Leben eine unerträgliche Last und er ermordete sich selbst. Der Teufel aber hielt besser Wort, als Kaspar; denn es ging Alles in Erfüllung, was er ihm für den Fall des Treubruchs vorausgesagt hatte. Als der Sylvesterabend wieder herbeikam, stand wirklich zur Mitternachtsstunde ein kleines Bäuerlein in der Tracht der Knoblauchländler, mit einer Kätze am Oelberge und ächzte leise unter verzweifeltem Händeringen: „Kauft Nüsse, kauft Nüsse!“ —

Viele Jahre nach diesem Ereignisse saßen am Sylvesterabende mehrere Bürger nicht weit vom Oelberge in dem Gasthause zum Burggrafen bei einem Krüglein Watzenbiers und sprachen von diesem und jenem. Unter denselben befand sich auch ein redseliger Zinngießermeister, der wegen

seines Charakters und seiner Klugheit in Ansehen stand. Der Faden der Unterhaltung drehte sich um die alte Sage vom Nußkaspar am Oelberg. „Aberglauben, heidnische Finsterniß!“ eiferte Meister Zinngießer, der Wortführer. „Wer wird so albern sein, an Teufel und Geister zu glauben?“

„Was, Nachbar?“ fuhr ihm ein belesener Zirkelschmied in die Rede, „habt Ihr denn nicht gelesen, daß Doktor Martin Luther dem Teufel das Tintenfaß nachgeworfen hat? Ist Euch nicht bekannt, daß der Satan Jesum in Versuchung führte?“ „Das ist etwas Anderes,“ unterbrach ihn der Zinngießer weiter, und indem er weiter reden wollte, erscholl von der Wanduhr die zwölfte Stunde. Da schlug er unwillig in den Tisch hinein und schrie: „Damit Ihr aber seht, daß an der Sache nichts ist, und ich Jeden für einen Narren halte, der solche unsinnige Dinge glaubt, so wollen wir uns an Ort und Stelle begeben, um uns zu überzeugen. Mein Hab und Gut setz' ich daran, daß ich Euch auslachen werde!“ —

Hierauf nahm er seine Pelzmütze und eilte der Thüre zu; aber von den übrigen Gästen machte Keiner Miene, ihn zu begleiten. Stockfinster war's und nur der schimmernde Schnee erleuchtete die Gegend, da dünkte ihm wirklich, als ob er in der Nähe des Oelbergs die Gestalt eines Menschen gewahre und er blieb stehen. Es fröstelte ihn allerdings nun etwas, aber die Vorstellung, von den Freunden weiblich verspottet zu werden, wenn er unverrichteter Sache zurückkäme, flößte ihm Muth ein, der Sache auf den Grund zu sehen. Also ging er langsam näher und rief mit lauter Stimme: „Wer da?“ — Keine Antwort! Plötzlich stand ein kleines unheimliches Wesen ganz nahe vor ihm, stierte ihn mit Grabesaugen an und deutete mit dem Zeigefinger der rechten Hand in die vor ihm stehende Kätze. Unser Held war wie an den Boden geheftet und kreischte mit kaum verständlichen Lauten: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!“ Fast besinnungslos griff er alsdann in die Kätze, nahm aus derselben, was er mit seinen zehn Fingern fassen konnte, und stürzte ohnmächtig zusammen.

Als er wieder zur Besinnung gekommen war, blickte er um sich, und als er weder vor noch hinter sich etwas mehr sah, bekam er wieder Muth und schämte sich seines Schreckens. Welches Erstaunen aber nahm die Stelle der Furcht ein, als er auf den beschneiten Boden blickte, und glänzendes Gold ihm entgegenfunkelte. Schnell raffte er dasselbe zusammen, und ging langsamen Schritts dem Burggrafen zu. Die ganze Gesellschaft

begrüßte ihn wie einen dem Leben Wiedergegebenen und war sehr auf die Erzählung seines Abenteuers gespannt, die er auch sogleich begann, indem er einige golhene Nüsse aus der Tasche nahm und auf den Tisch hinrollte. Da war auf einmal alle Großsprecherei verstummt, denn nicht ohne heimliches Grauen sah man die glänzenden Beweise vor Augen. Der Zinngießer aber entfernte sich bald und suchte schwindelnd vor Freude sein Nachtlager. Allein der Schlaf floh ihn diese und noch manche Nacht, denn ihn quälten die Pläne, die er für die Zukunft schmiedete, die Sorge um die Erhaltung und Vermehrung des unheilvollen Mammons. Mit seinem Glücke war zugleich das Unglück in seine vier Pfähle eingezogen, und aus dem zufriedenen Meister, dem die Arbeit sonst unter lustigem Gesange munter von der Hand ging, war jetzt ein grießgrämiger Sauertopf geworden, den sein Geschäft anekelte und die Mücke an der Wand ärgerte. Durch unkluge Unternehmungen verlor er manches schöne Kapitälchen und nach einigen Jahren bewahrheitete sich an ihm das Sprichwort: Wie gewonnen, so zerronnen! — Als er aber kaum mehr hatte, wohin er sein Haupt legen konnte, zog er es vor, seinem jammervollen Leben zwischen Himmel und Erde mit Hülfe eines Stricks ein Ende zu machen.

So ging die Geschichte lange Zeit im Munde des Volks und so haben wir sie getreulich nach dem Berichte hochbetagter Leute aufgezeichnet.

635.

Die zerbrochene Säule zu Nürnberg.

Von Jakob Schnerr. — S. Lochner (das Königr. Bayern. München 1846. II., 274.) Die Kapelle vermuthlich aus Barbarossa's Zeit.

Zu Nürnberg, auf der Kaiserburg,
Ist eine Kapelle zu schauen,
Gar wohl erhalten aus grauer Zeit,
Dran half der Gott sei bei uns bauen.

Zwar hat der dort nicht Steine behau'n,
Und auch nicht den Mörtel getragen,
Doch ließ er sich mit dem Pfaffen ein,
Und thät eine Wett' mit ihm wagen.

Vier schlanke Säulen von Marmorstein,
Im Ganzen war jede gehauen,
— Wer zweifelt, der kann noch heut zu Tag
Sie dort in dem Kirchlein schauen, —

Die lagen, für's Kirchlein, in Rom bereit;
Drum sann man vor allen Dingen,
Wie etwa von dorten um billiges Geld
Sie wären gen Nürnberg zu bringen.

Wie damals nun der hölliſche Fürſt
Auf Seelenraub oft ausgegangen,
So trug denn nach einer Pfaffenſeel'
Er doppelt und dreifach Verlangen.

Ihm däucht's ein winziges Werk zu ſein
Von Rom her die Säulen zu bringen;
Drum trat er gar keck vor den Pfaffen hin,
Und ließ von dieſem ſich dingen.

Der Prieſter wollte ſein eigen ſein,
Mit Seel' und mit leiblichem Weſen,
Wofern er die Säulen gen Nürnberg brächt',
Bevor er die Meſſe geleſen.

Und topp! Im Hui nun brauſet er fort;
Im Nu war eine zur Stelle.
So bringt er die Zwette, die Dritte her,
Schier gar mit Gedankenſchnelle.

Der Pfaff indeſſen las auch nicht faul,
Aus Furcht vor den hölliſchen Flammen
Und liſtiglich, weil es ihm ernſtlich droht,
Nimmt Anfang und End' er zuſammen.

Wie nun der ſchwarze die Vierte bringt
Heran auf den luſtigen Wegen,
So tönet ihm aus der Ferne ſchon
Das: „Missa est" gellend entgegen.

Da warf die Bürde der Höllengott
Zu Boden mit bitterem Grollen.
Da lag die herrliche Säule nun
Vom Fall in Stücke zerſchollen. —

Wohl hat der Prieſter nicht redlich gethan
Das, was er dem Teufel verſprochen,
Doch hat auch der Satan gar übereilt
So Säule als Wette gebrochen. —

Und weil der Arme durch Pfaffenliſt
Sich ſo übertölpelt gefunden
Iſt er beſchämt zur ſelbigen Friſt,
Will's Gott, auf ewig, verſchwunden.

Noch iſt die Säule im Kirchlein dort
Zuſammengeſtückelt zu ſchauen
Desgleichen des Pfaffen Angeſicht,
Hohnlachend, in Stein gehauen.

636.

Die Kunigundenlinde im Burghof.

Mündlich. — Variante der von uns I., 133 mitgetheilten Sage.

Kaiſer Henricus pflag eines Tages der Jagd in den Nürnbergiſchen Wäldern. Sehnſüchtig harrete ſein treues Gemahl Kunigundis des Heimkehrenden. Als es aber ſchon Abend wurde und der Kaiſer noch immer nicht kommen wollte, da ward die edle Frau bekümmert in ihrem Herzen und ſchaute ein um das andere Mal ſorgenvoll von dem Söller der Burg in die Weite. Endlich verkündete das Gebell der Hunde und der Hufſchlag der Roſſe die Ankunft des theuern Herrn. Voll Freude ging ihm die Kaiſerin entgegen und fragte ihn, warum er doch heute viel ſpäter

als sonst von der Jagd zurückkehrte? Darauf ihr Heinrich entgegnete, wie er vor Allem Gott danken müsse für wunderbare Erhaltung seines Lebens. Denn als er in pfeilschnellem Ritte einer Hindin nachgesetzt, habe sich nur wenige Schritte vor ihm ein Abgrund aufgethan, in welchen er mit seinem Rappen unaufhaltsam hinabgestürzt wäre, wenn nicht ein uralter, schwarzer, vom Blitzstrahl halb verkohlter Lindenstamm am Rande der Schlucht das Roß zurückgeschreckt hätte. Zum Andenken habe er sich von den wenigen grünen Zweiglein der Linde eines mitgenommen, dasselbe seinem treuen Gemahl zu verehren. Mit Dankesthränen in den Augen soll die Kaiserin das Zweiglein empfangen und alsogleich in dem Hofe der Burg in frischen Boden gepflanzt haben, wo es dann zu einem herrlichen Baume emporwuchs.

637.

Des Burggrafen Söhne.

Mündlich. — Vgl. dazu Falkenstein (Joh. ab Indagine) Gesch. von Nürnberg S. 366. Oetter wöchentliche historische Nachrichten, Bayreuth 1766. I. Jahrg. S. 1 u. 221. (v. Gundling) histor. Nachricht von Nürnberg S. 71. C. G. v. Murr Beschr. der Merkw. von Nürnberg S. 423 u. A.

In dem Gasthause zum Mondschein in Nürnberg befindet sich ein altes Wandgemälde, das stellt eine Geschichte vor Augen, von welcher das Volk noch heutiges Tages zu erzählen weiß.

Zu Zeiten des Burggrafen Friederich, da noch dichte Wälder die Markung der Stadt Nürnberg umgrenzten, sollen sich zahlreiche Wölfe in der Gegend gefunden haben. Nun war der Nürnbergische Wald dazumal von vielen Zeidlern (Bienenzüchtern) in zerstreuten Hütten bewohnt. Diese wurden von den raubgierigen Thieren gar sehr beunruhigt und schwebten sowohl in ihren ärmlichen Wohnungen als auf dem Gange zur Stadt in beständiger Lebensgefahr. Als nun eines Jahres die Zahl der Wölfe so sehr überhand nahm, daß viele Menschen von ihnen zerrissen wurden, und die Kunde davon zu den Ohren des Burggrafen gedrungen war, beschloß derselbe, große Jagden zur Vertilgung der Raubthiere abhalten zu lassen. Alsogleich erklärten sich die Söhne des Burggrafen, zwei muthige Jünglinge, bereit, in den Kampf mit den Wölfen ausziehen zu wollen. Eine große Anzahl Jäger ward aufgeboten, auch ein gewaltiger

Troß ſtarker Wolfshunde zuſammengebracht. So zogen die Söhne des Burggrafen eines Morgens mit zahlreichem Gefolge durch die Thore Nürnbergs zum Wolfsjagen aus. Als ſie nun an den Hütten der Senſenſchmiede vorüber kamen, ſpielte zufällig ein Knabe, in Wolfspelz gekleidet, vor der Thüre eines Hauſes. Kaum erſahen die Rüden das Kind, als ſie wüthend darauf losfuhren und es im Nu in Stücke zerriſſen. Auf das herzzerreißende Jammergeſchrei der Mutter ſtürzte der Vater aus ſeiner Hütte. Sprachlos vor Schmerz und Wuth ſtarrte er auf den am Boden liegenden zerfleiſchten Knaben. In demſelben Augenblicke waren alle Senſenſchmiede der Nachbarſchaft zuſammengelaufen und entſetzten ſich ob dem grauſenhaften Anblicke. Ein Schrei der Rache ging durch die Haufen des verſammelten Volks. In wenigen Minuten hatten die Männer Senſen und Beile zur Hand und wandten ſich nun ergrimmt gegen die Prinzen und ihr Gefolge. Es kam zu einem wüthenden Gemetzel: bald lagen des Burggrafen Söhne ermordet zu Boden. Als die Kunde davon zu den Ohren des Burggrafen drang, ſoll er nichts geredet, ſondern in ſtillem Schmerze ſich aufgezehrt haben. Die Senſenſchmiede aber wurden von den Mannen Friederichs geſchlagen, auch ſollen ihrer viele damals Nürnberg verlaſſen und ſich in Dinkelsbühl und Donauwörth angeſiedelt haben.

638.

Die drei Häuſer Adolfs von Naſſau.

Von Franz Schmidt. — Will Nürnberger Münzbeluſtigungen IV., 54.

Ihr lieben Bürger Nürnbergs,
Ihr Männer ſchlicht und traut,
Wer hat die ſchönſten Häuſer
Euch in die Stadt gebaut.
Herr Adolf Graf von Naſſau,
Der Deutſchlands Krone trug,
War eurer Maurer Meiſter,
Sagt recht mein altes Buch.
Bevor er And'res baute,
Schuf er ein Gotteshaus,
Wo fromme Beter labte
Des Himmelsbrodes Schmaus.

Zunächſt dem Gotteshauſe
Baut' er ein Bürgerhaus,
Da traute Gäſte giengen
Zum frohen Tafelſchmaus.
Doch fern dem Stadtgeräuſche
Baut er der Liebe Haus,
Da fand nur Amalgunde
Der ſtillen Liebe Schmaus.
Zu Adolfseck in Naſſau
Wohnt ſeines Herzens Luſt,
Die öden Kloſtermauern
Zu rauben er gewußt.

Wär' ich wie Adolf Kaiſer,
Ich baute gleich wie er
Für Gott und Freunde luſtig
Und für des Herzens Ehr.

639.

Die drei Baumeiſter von St. Lorenz.

Erz. von Fr. Trautmann (Hauschronik von Braun u. Schneider I., 69.)

Zu St. Lorenzen heißt ein Thurm: der alte. Wie derſelbe alte Thurm im Bau begriffen war, hatten ihrer zwo Meiſter dran zu ſchaffen und vorerſt ſchon einem anderen Meiſter die Arbeit abgejagt. Nachdem nun der beſeitigt, loderte in ihnen Beiden grimmiger Haß und Zorn empor, und beſchloſſen, ſich einander zu verderben. Damit es aber Niemand ahne, thaten Beide deßgleichen, als wären ſie ſich überaus geneigt. Drüber verlief etliche Zeit, bis ſie eines Tages hinaufſteigen mußten, ſo weit der Thurm gebaut war. Da nun der Eine an's Fenſter trat und hinausſah, packte ihn der Andere und wollte ihn hinabſchleudern. Der Erſte aber, ſo ein Gleiches vorgehabt hatte, hielt ſich feſt an ihn und riß ihn mit ſich hinaus. Alſo ſtürzten ſie Beide hinab und zerſchmetterten ſich alle Knochen. Dabei ſtand der Dritte unten, nicht eine Hand breit entfernt, denn er hatte ſchier hart am Thurm hinaufgeſchaut. Als das der Rath erfuhr und der Baumeiſter, ſo am Leben geblieben war, erzählte, wie ſie ihm mitgeſpielt hatten, da er ihnen doch nie was Leids gethan, war des Rathes Beſcheid: des Werkes weiterer Bau gebühre ihm, denn gleich wunderſam habe Gott die zwo Böſen vernichtet und ihn aus Todesgefahr errettet — ſtehe ihm auch frei, ein Wahrzeichen zu ſetzen. Drauf ſagte der Baumeiſter: „Das ſei ferne von mir! Eher will ich der argen That Spur ganz verwiſchen!" D'rauf war ſein Erſtes, daß er das Fenſter zumauerte. Die Sage aber konnt' er nicht vertilgen.

640.

Der Teufel und der Chorschüler.

Die vor. Schrift I., 69.

Mit dem Teufel ist kein Scherz zu treiben, und wenn sich einer gar auf ihn beruft, ist er gleich so frei und kommt. Das war vor Zeiten zu Nürnberg der Fall. Da war just die Predigt zu St. Lorenz aus und hatte der Pfarrer gegen das Fluchen gesprochen. D'rauf spielten zwo Chorschüler unfern der Kirche mit Schuffern, geriethen in Streit über weniger oder mehr, der Eine aber, so die Schuffer in der Hand hielt, stritt zumeist und rief: „Hol' mich der Teufel, ich hab' recht!" Er hatte aber den Andern betrogen. Kaum war das Wort aus seinem Munde, kam der Teufel, drehte dem Gesellen den Hals um und fuhr durch die Luft mit ihm davon. Nun sieht man den Hut des Schülers noch auf der Stange über dem Dach des Chores, den verkehrten Kopf zum ewigen Andenken am Tragstein St. Lorenzens; die Würfel waren früher auch zu sehen, es soll sie aber vor fünfzig Jahren der Teufel geholt haben. Und vom Mantel des Chorschülers, so hinter dem Altare bewahrt wurde, ist auch nichts mehr zu finden. Wer weiß, was da geschehen ist.

641.

Die Ratte.

Mündlich.

In der Ecke neben der eisernen Thüre, welche zur ersten Emporkirche bei St. Lorenzen führt, findet sich eine Ratte mit einer Wurst abgebildet. Davon erzählen die Leute noch heutiges Tags: Es war einmal ein böser Pfarrer bei St. Lorenzen, der viel Arges gethan und sich schwerer Strafe schuldig gemacht hatte. Endlich kam die Stunde des Gerichtes über ihn und wurde er verurtheilt, in der Kirche vermauert des Hungertodes zu sterben. Als dieses Urtel vollzogen war, hat seine Magd insgeheim ein Loch in die Mauer der Kirche gebrochen, dem armen Sünder alltäglich Speise gereicht und dergestalt eine Zeit lang das Leben ihres Herrn gefristet. Nun wurde aber einmal eine Ratte mit einer Wurst in der Kirche laufen

geſehen. Darüber verwundert, ſpürte man nach und entdeckte ein Loch in der Mauer, vor welchem ſich ein Teller mit dem Bratwurſtgeruche fand. So wurde die Liſt der getreuen Magd verrathen. Als man darauf die Mauer geöffnet, war der unglückliche Mann noch am Leben, obwohl eher einem Geſpenſte als einem Menſchen gleich. Er wurde frei gelaſſen.

642.

Eppelin von Geilingen.

Von R. E. Prutz. — Vgl. Sagenbuch I., 150.

Nun ſitzſt du feſt! nun ſitzſt du gut,
Nun hat man dich, o Eppelin!
In Nürnbergs Bann, in ſichrer Hut,
Nun ſollſt du nimmer uns entfliehn!
Der unſere Felder oft verbrannt,
Der Mönche Graus, der Krämer Schrecken,
Nun mußt du, Ketten an der Hand,
Auf ein verfaultes Stroh dich ſtrecken!

Was? Murrſt du noch? Von Krämerpack,
Das dich im Dunkeln überfiel?
Von Tütendrehern, Pfefferſack,
Von Mönchshabit und Gänſekiel?
Nimm dich in Acht! die Kutte ſiegt,
Du haſt auf's Jus dich ſchlecht verſtanden:
Der Schreiber ſchreibt — und wieder liegt
Simſon in der Philiſter Banden! —

Haſt du das Pochen nicht gehört
Die Nacht hindurch, dicht hier am Platz?
Du meinſt, dich hätt' es nicht geſtört,
Geſchlafen hättſt du „wie ein Katz" —
Nun hüt' dich Gott, verlorner Mann!
Der Morgen tagt, die Hämmer ſchweigen,
Der Galgen ſteht! — Nun ſchick' dich an,
Die ſchwanke Leiter zu beſteigen! —

Die Rathsherrn ſtanden — nicht zu nah,
Auch keine Waffe trug er mehr:
Und doch, da man ihn kommen ſah,
Ein Fröſteln gab es rings umher.
Er aber ſah ſich trotzig um,
Den Galgen maß er mit den Blicken:
„Gott's Kreuz und Stern! 's iſt doch zu dumm
Mich an ein ſolches Holz zu ſchicken."

Drauf, weil den armen Sündern gern
Ein letzter Imbiß wird beſcheert,
So auch von Nürnbergs weiſen Herrn
Ward ihm ein letzter Trunk verehrt.
Der Bürgermeiſter in Perſon
Kredenzte ſelbſt den goldnen Becher,
Er dachte: Einmal thu' ich's ſchon,
Dann aber iſt's vorbei, Herr Zecher.

Der aber rief: „Was ſoll das Ding?
Ich trank fürwahr des Weins genug,
Da ich noch reiche Krämer fing
Und Kloſterkeller noch zerſchlug.
Der Teufel lohn' Euch Euren Schmaus!
Doch wollt Ihr Gutes mir erzeigen,
Wohlan! ſo führt mein Roß heraus
Und laßt's noch einmal mich beſteigen!

Was einem Ritter ſolch ein Thier,
Euch freilich iſt es unbekannt,
Auf Holz und Leder reitet Ihr,
Statt Schwerts die Feder in der Hand;
Mich aber trug, Jahr aus Jahr ein,
Es treu durch tauſend Fährlichkeiten;
Drum — muß es denn gehangen ſeyn,
So laßt zum Galgen noch mich reiten!“

Die Rathsherrn wurden blaß und roth,
Sie ſteckten ängſtlich Kopf an Kopf,
Bis Einer ſprach: „Es hat nicht Noth,
Vergönnen wir's dem armen Tropf!
Ich ſchob die Riegel ſelber zu,
Auch ſind die Angeln neu beſchlagen,
Die Mauer mißt bei zwanzig Schuh:
Herr Bruder, topp, es läßt ſich wagen.“

Schon kommt das Roß: das ſtand im Stall,
Gefüttert ſchlecht und ſchlecht getränkt,
Rauh war's und zottig überall,
Sein Auge matt, ſein Haupt geſenkt:
Doch wie es ſeinen Herren ſah
Und ſeine Stimme hört' es rufen,
Laut wiehert' es vor Freude da
Und ſchlug den Grund mit ſtarken Hufen!

Es ſpitzt das Ohr, es beißt den Zaum,
Die Mähne ſteigt, das Auge blitzt,
Indeß die Nüſter Dampf und Schaum
Wie weiße Blüthenflocken ſpritzt:
Los reißt es ſich, bricht aus in Haſt,
Sprengt in Galopp in weitem Kreiſe:
Dann vor dem Herrn hält es gefaßt
Und ſchmeichelt ihm nach Hündchen Weiſe.

Deß freut Herr Eppelin ſich baß,
Nicht Tonnen Goldes nähm' er da,
Ja faſt das Auge ward im naß,
Als er ſein Rößlein wieder ſah.
Raſch in den Sattel ſchwang er ſich —
Die Rathsherrn ſelber mußten ſagen,
Daß edlern Ritter ſicherlich
Niemals ein edler' Roß getragen.

Und wie er ſaß auf hohem Roß,
Blickt in die Lande weit hinein —
Dort, dicht am Wald, das iſt ſein Schloß,
Es blinkt und winkt im Sonnenſchein!
Und wie gemach das Thal entlang
Die langentwöhnten Blicke ſchweifen,
Fühlt er des Lebens ſüßen Drang
Noch einmal ſeine Bruſt ergreifen.

Im Sattel hebt er ſich empor,
Er mißt die Mauer ungeſehn,
Er flüſtert in des Rößleins Ohr,
Das ſcheint ihn wiehernd zu verſtehn —
Die Rathsherrn ſahn ſich ſchmunzelnd an,
Die ſtrengen Mienen wurden heiter:
Das nenn ich reiten, Herr Kumpan!
'S iſt Schad' beinah um ſolchen Reiter!

Und wie das Volk noch lauſchend ſtand,
Bewunderung jedes Angeſicht —
Der Henker ſelbſt den Strick zur Hand,
Erwehrte ſich des Beifalls nicht — —
Ein Satz, Ein Sprung! — und hoch im Nu,
Als hätten Flügel ihn gehoben — !!
Die Mauer maß bei zwanzig Schuh,
Auch war der Riegel vorgeſchoben.

Das war ein Lärm, der war nicht ſchlecht!
Die Einen blieben ſprachlos ſtehn,
Die Andern kamen eben recht,
Den Ritter friſch und wohl zu ſehn:
Und ſehn noch juſt im Morgenlicht
Nach ſeinem Schloß ihn friedlich traben —
Die Nürnberger henken Keinen nicht,
Es wäre denn, daß ſie ihn haben.

643.

König Wenzel zu Nürnberg.

Oefele Script. rer. Boic. I., 353. Waldau verm. Beitr. zur Geſch. der Stadt Nürnberg I., 421. M. M. Mayer kleine Chronik von Nürnberg I., 85.

Niklaus Muffel, Schultheis zu Nürnberg, erfreute ſich der vorzüglichen Gunſt des Königs Wenzel ſo, daß er ſich öfters in ſeinem Hauſe auf St. Egydienhof aufhielt. Als er einſt um Oſtern des Jahres 1370 bei ihm zur Herberg gelegen, begehrte er an Frau Barbara Kolerin, des Muffels eheliche Hausfrau, daß ſie ihm das Haupt zwage (waſche), darzu ſie willig war. Darnach ſagte der König: Liebe Wirthin, jeder Arbeiter iſt ſeines Lohns würdig, und was begehrt ihr, daß wir euch zu Lohn geben? Sagt ſie mit ehrſamen Worten, ſie begehret nichts. Da wollt der König je, daß ſie fordere, und was ſie fordere, das woll er ihr geben. Alſo ſagt ſie, daß er ihr ein Bedenken gebe, mit ihrem Hauswirth Niklas Muffel zu unterreden, und alſo nach dem Bedenken bat ſie den König um einen bewährten Spahn von dem heiligen Kreuz, da hätt ſie groß Liebe dazu. Alſo ſagt der König, er wollt ihr viel mehr geben; denn das heilig Kreuz, das er an ſeinem Hals trage, das hätt ihm ſein Vater, Kaiſer Karl, geben, und wär gar lang von ſeinen Eltern, den Königen zu Böhmen und dem Haus Luxenburg, herkommen, doch ſo ſchickt er nach einem Prieſter und einem Goldſchmied, und ließ da Kerzen anzünden und knieten nieder und thäten das Kreuzlein, das da golden war, darin der Spahn dann lag, von ſeinem Hals, und brachen das auf, und thäten den Spahn heraus, und ſchickten nach glühenden Kohlen in die Kuchen, und die bracht man in eim ſilbern Waſſerbeck und alſo legt der Prieſter den Spahn in die glühenden Kohlen, alſo ſprang der Spahn des heiligen Kreuzes, das viel Leut ſahen, kräftiglich heraus aus dem Feuer, eim Ritter auf ſein Mantel, als ſie dann um das Kreuz knieten. Der Ritter hieß Herr Chriſtian von Blumenatz, war gar ein mächtiger, frummer, gottforchtiger Mann und des Königs Hofmeiſter. Und nachdem ſagt der König dem Prieſter in Böhmiſcher Sprach, er ſollt ihm ein Wenig von dem Spahn geben, und der Spahn lag auf einem neuen, weißen leinen Tuch, und da nahm der Prieſter ein Meſſer, und ſah den heiligen Spahn an und gedacht ein Wenig nach des Königs Gebot davon zu nehmen, und indem er das Meſſer noch einen Spann hoch ob dem

heiligen Spahn hätt, da ſpaltete ſich der heilige Spahn ganz gleich von einander. Da erſchrack der Prieſter und ſah den König an. Da ſagt der König: Liebe Wirthin, wir wollen euch recht beichten, wir haben dem Prieſter in geheim in Böhmiſch geſagt, er ſoll euch ein klein Theil davon geben. Alſo ſeht ihr das groß Wunder Gottes, der Spahn iſt aus dem Feuer geſprungen, und nun alſo ohn alle menſchliche Hülf ſogar gleich auseinander geſprungen, daß kein Menſch ſehen kann, welches Theil größer ſei. Alſo will recht Gott der Herr, daß das heilig Kreuz von euch geehrt ſoll werden, mehr dann von uns, darum ſo nehmet, welches Theil ihr wollt. Alſo wendet der Prieſter die zwei Stück um, und kunnt Niemand anders geſehen, denn, daß ſie gleich von einander getheilt wären. Und alſo nahm ſie und ihr Hauswirth das ein Stück gar mit großen Freuden, und alſo gab ihr der König dazu dreißig Schock Böhmiſche Groſchen, daraus machten ſie ein ſilbern Kreuz, darin dasſelbig Stück des heiligen Kreuzes verſchloſſen wurd.

644.

Der faule Wenzel in Rotenburg.

H. W. Benſen Alterthümer, Inſchriften und Volksſagen Rotenburgs S. 84.

Einmal kam der König Wenzel mit ſeinem Gefolge nach Rotenburg an der Tauber. Damals hatte ein reicher Mann, Namens Toppler im Tauberthal, das Roſenthal angelegt. Da gefiel es dem Wenzel gar wohl und er nahm hier ſeinen Sitz. Von dieſer Hofhaltung hat ſich im Volke eine dunkle Erinnerung erhalten. Denn wenn der Knecht oder die Magd aus dem Dienſte geht und ſie ein paar Tage daheim auf der faulen Haut liegen, bevor ſie den neuen Dienſt antreten, ſo heißen das die Landleute: „wenzeln.“

645.

Von dem Schittenſamen und ſeinem falſchen Knechte.

Von Hans Kugler. — Nach der Bearbeitung im Wunderhorn II., 180. Original bei Uhland I., 345.

Was wollen wir aber ſingen?
Von einem Edelmann,
Wollt die von Nürnberg zwingen,
Doch ihm ſein Kunſt zerrann,
Schittenſamen war er genannt,
Er hat die von Nürnberg oft griffen an,
Beraubt und auch gebrannt.

Zwar es war ſein Ungewinn,
Er bekriegt ſie wider Recht,
Was hatten die von Nürnberg im Sinn,
Sie dachten es wird ihm ſchlecht,
Sechs hundert Gulden boten ſie feil,
Wer ihnen den Schittenſamen brächt,
Daß er ihnen würde zu Theil.

Der Schittenſamen hätt einen Knecht,
Dem thats der Gulden Noth,
Er diente ſeinem Herrn nit recht,
Er gab ihn in den Tod,
Davon ward ihm ſein Seckel ſchwer,
Sein Herz war aller Untreu voll,
Und aller Frommheit leer.

Er nahm ſich vor im falſchen Sinn,
Wie er den Dingen thät,
Er ging zu ſeinem Herren hin,
Hätt' mit ihm heimlich Red:
Ich weiß ein reichen Nürnberger Bauren,
So ihr dazu nun helfen wollt,
So wollen wir ihn erlauren.

Der Schittenſamen hinwieder ſprach:
Wo ſizt der Bauer im Land? —
Er ſizt nit fern vom Nürnberger Wald.
Da ſpricht der Knecht zur Hand:
All ſein Gelegenheit weiß ich wohl,
Sechs hundert Gulden muß er uns geben,
Wenn ich ihn bringen ſoll.

Der Schittenſamen hinwieder ſpricht:
Nun ſind doch euer wohl drei,
Bringt ihr den Bauren in meine Gewalt,
Euer Theil iſt auch dabei,
Ich reit nit gern ſo fern hinzu,
Wollt ihrs zu Fuße wagen,
Mein Urlaub habt dazu.

Der untreu Knecht, der konnt ſich regen,
Mit ſeiner Schalkheit groß,
Er ſprach: Herr ſo reit uns entgegen,
Und gebt uns auch ein Los',
Nur ein halb Meil hinzu.
Der Schittenſamen wieder ſprach:
Das will ich gerne thun.

Der ein Knecht nahm der Red ſich an,
Er ſprach ich weiß ein Rath,
Wir laſſen ein Fräulein mit uns gahn,
Das bringt uns Wein und Brod,
Wenn uns der Bauer nicht käm bald,
Und wir die Nacht verziehen,
Und bleiben im Nürnberger Wald.

Sie nahmen ihr Spieß und auch ihr Wehr,
Und zogen über Feld,
Der Schittenſamen gab ihnen Weis und Lehr,
Er meint, es brächt ihm Geld.
Er wünſcht ihnen allen Glück und Heil,
Er ſprach ſie ſolltens friſchlich wagen
Auf einen gleichen Theil.

Das Fräulein lieſſen ſie mit gehn,
Bis daß ſie Nürnberg ſahen,
Sie ſezten ſich nieder und ruheten,
Die Glocken hörten ſie ſchlagen,
Da war es in der neunten Stund,
Der Pfundſtein zum Fräulein ſprach
Aus ſeinem falſchen Mund.

Geh hin und bring uns Wein und Brod,
Daß wir uns des Hungers erwehren,
Würden uns des Bauren Gulden roth,
Wir wollten lang darvon zehren,
Ich hofft der Bauer wird uns ſchier,
Iſt dir der Frankenwein zu ſauer,
So bring uns ein Malvaſier.

Das Fräulein hob ſich aus dem Wald,
Wohl über Stock und Stauden,
Das Thor zu Nürnberg fand ſie bald,
Mit Laufen und mit Schnaufen:
Auf das Rathhaus war ihr Gang,
Da ſie den Burgermeiſter fand,
Die Stadtknecht giengen ihr nach.

Sie ſagt ihnen all Gelegenheit,
Sie führt ſie auf ein Ort,
Der Burgermeiſter war doch geſcheidt,
Er merkt auf ihre Wort,
Hält ſich dennoch nicht ganz daran,
Denn Frauen Liſt und Worte
Betriegen manchen Mann.

Doch macht er bald, daß es geſchah,
In einer halben Stund,
Daß man wohl manchen Reiter ſah,
Freudig von Herzensgrund,
Mit ihren Harniſchen bekleidt,
Und was zum Dienſt gehöret,
Das war bald gar bereit.

Sie ritten vor den grünen Wald
Hinaus die unverzagten Mann,
Drei Geſellen auf der Lauer bald,
Die griffen ſie friſchlichen an,
Zwei führten ſie gen Nürnberg ein,
Ins Rathhaus unter die Erden,
Da mußt ihr Herberg ſein.

Den dritten ſezt man auf ein Pferd,
Um ihn manch Reiter gut,
Er ſollt ihnen zeigen Weg und Fähr,
Ihm folgt ein Hinterhut,
Ihr Harniſch war lauter und erklang,
Sie ritten durch manchen grünen Wald,
Da mancher Vogel in ſang.

Sie ritten bis zum dritten Tag,
Eh daß ſie kamen dar,
Sie hielten bei einander im Hag,
Niemand wahr ihrer gewahr,
Bis daß ſie ſahen das Räuberſchloß,
Sie zogen doch nit gar daran,
Sie ſtellten auf ihre Geſchoß.

Der Knecht ſich aus dem Sattel ſchwang,
Er ging des Wegs ein Theil;
Es gelang ihm auch, darnach er rang,
Er entbot ſeinen Herrn in Eil,
Er ſollt zu ihm reiten in den Wald,
Sie hätten ein Wildbret gefangen,
Die Müh würd ihm bald bezahlt.

Der Schittenſamen nit anderſt dacht,
Als er die Red vernahm,
Er meint, ſie hätten den Bauren gebracht,
Er wollte ihn machen zahm,
Drum ritt er ihnen entgegen bald,
Da fingen ihn die Nürnberger Reiter,
Die hielten auf ihn im Wald.

Da führten ſie ihn gen Nürnberg ein,
Da ſchaute ihn mancher Mann,
Weiß nicht weß ſich die Herrn beſannen,
Sah einer den andern wohl an,
Schlechten Empfang hätt da Schittenſam,
Von einem Bürger, der hieß Löffelholze,
Der ſprach: Willkomm ins Teufelsnam.

Man führt ihn zu der Herberg ſein,
Da mancher gefangen drin liegt,
Darin ſteht ein Kapelle fein,
Da man die Räuber in wiegt,
Darin da dehnet man ihn ſein Haut,
Was er den von Nürnberg hätt gethan,
Das ſagt er überlaut.

Darnach führt man ihn vor Gericht,
Und ſeiner Knecht wohl zween,
Es war ein böſe Zuverſicht,
Sie hörten die Urtheil gehn,
Der Herr ward urtheilt in das Feuer,
Die Knecht ſollt man köpfen,
Das Lachen war ihnen theuer.

Das Leben ward ihnen abgeſagt,
Es mocht nicht anders geſein,
Die Knecht traten dem Herrn voraus,
Bis zu dem Rabenſtein,
Ueber ein Schwerdt vergoſſen ſie ihr Blut,
Deß auch der Schittenſamen begehrte,
Es mochte ihm nicht werden zu gut.

Er ward in einen Feuer verbrannt,
Daß weiß noch mancher Mann,
Darin da nahm ſein Leben ein End,
Gott ſehe ſeine Marter an,
Gott geb der Seel die ew'ge Ruh,
Darum iſt das mein treuer Rath,
Daß niemand Unrecht thu.

Der uns das Liedlein neues ſang,
Von Neuem geſungen hat
Er hats geſchickt einem weiſen Rath,
Zu Nürnberg in der Stadt,
Hans Kugler iſt er genannt,
Er war ihr ſteter Diener,
Und dienet ihnen all zu Hand.

646.

Das Urban-Reiten zu Nürnberg.

G. E. Waldau Verm. Beitr. zur Geſch. der Stadt Nürnberg II., 365.

Das Urban-Reiten in Nürnberg geſchahe ſonſt alſo. Ein Wein-Ab- und Einleger auf einem ſchlechten Pferd ſitzend, einen bunten, mit kleinen runden Spiegelein und Waldgläslein behangenen Rock anhabend, ritt durch die Stadt zu allen Weinſchenken und Wirthen. Einer trug ihm einen Tannenbaum vor, der gleichfalls mit Gläslein und Spiegelein behangen; und nach ihm folgeten die Ablader und Einleger mit großen Flaſchen über den Achſeln, und ſammleten bei den Wirthen nicht allein Wein in die Flaſchen, ſondern bezechten ſich auch bei ihnen weidlich. Der Reitende ward Urban genannt. Dem liefen eine Menge Buben nach und ſchrieen: „Der Orba muß in den Trog! der Orba muß in den Trog!“ Er warf bisweilen Spiegelein unter ſie; wie denn auch den Wirthskindern Spiegelein und Gläslein gegeben worden. Nach dieſem Einſammeln warf man den Urban in einen Trog mit Waſſer und zog ihn wieder heraus. Das geſchah jährlich am Urbani Tag, iſt aber längſt abgekommen.

647.

Der Wöhrder Barthel.

Will Nürnberger Münzbelustigungen III., 380. Chr. G. v. Murr Beschr. der vornehmsten Merkwürdigkeiten in Nürnberg S. 335.

Ludwig Schnöd, Richter zu Wöhrd, verehrte der Kirche daselbst ein schönes silbernes Bild des heiligen Bartholomäus, ihres Schutzpatrons. Wegen dieses Bildes wurden die Wöhrder von Alters her beschuldigt, als ob sie dasselbe alljährlich auf einige Zeit versetzten und am Kirchweihfeste wieder einlöseten. Die Veranlassung zu dieser Sage war die Entwendung des silbernen Barthels durch den Meßner zu Wöhrd im Jahre 1540.

648.

Ursprung von Fürth.

J. F. Eger Taschenb. von Fürth S. 112.

Seinen Ursprung hat der Ort dem Kaiser Karl dem Großen zu danken, welcher einstmals in selber Gegend sein Nachtlager gehalten, und weil er nebst des heiligen Dionysii Reliquien auch St. Martins Chor-Kappe mit sich geführt, zum Andenken des letztgedachten Heiligen allda eine Kapelle erbauet, nach welcher hernach das ganze Land Wallfahrten angestellet, zumal da von dem päpstlichen Hof Indulgenz verwilligt worden, daher man zur Pfleg der Pilgrime Herbergen angelegt, dadurch der Ort sich merklich vergrößert hat.

649.

Martinskapelle zu Altenfurt.

Sagittarii dissert. de Norib. c. III. §. 5. Histor. Nachricht von Nürnberg 1707. S. 4. Walbau Verm. Beiträge I., 293.

Es hat auch Kaiser Karl der Groß sein Kurzweil mit der Jagd in den Nürnbergischen Wäldern, in welchen er oft über Nacht bliebe und nur unter seinem Gezelt lag und weil er stetigs St. Dionysii Heilthum

und St. Martins Chor-Kappelein mit ſich führete, und der Ort, da etwa ſein Gezelt geſtanden, damit geheiliget ſein vermeinte, ließ er an gemelts Ort in Form ſeines Gezelts ein Kapell in St. Catherinen Ehr bauen um das Jahr Chriſti 800 und befahl dieſelbe den Schottenmünchen zu gewiſſen Jahreszeiten zu beſingen. Dieſe Kapell iſt noch heutigs Tags vor Augen, wird zum Altenfurt genannt und ſtehet am Weg der Feuchterſtraß im Nürnberger Wald, dabei hat ein Einſiedler pflegen zu wohnen.

650.

Martinstag zu Erlangen.

Fick Beſchr. von Erlangen S. 8.

Am Martinstage brachten die Bauern vor Zeiten allerhand Opfer. Der heilige Martin war auf einem hölzernen Eſel reitend bildlich aufgeſtellt. Das uralte Bild ſoll auf dem Boden der Kirche des Altſtädter Gottesackers liegen. Es wurde erzählt, der heilige Martinus ſei auf ſeinen Bekehrungsreiſen hieher gekommen und habe auf dem Hügel gepredigt. Zwei vornehme Frauen, die in der Nähe wohnten, ſeien durch ſein Wort zum Baue der Kirche bewogen worden.

651.

Todtentragen zu Erlangen.

F. Lammers Geſch. der Stadt Erlangen, 2 Ausg. S. 8.

Zu Erlangen war bis auf ſpätere Zeiten ein Brauch im Schwang, welcher aus uralter Heidenzeit entſtammt iſt. Die Bauernmädchen der benachbarten Orte zogen nämlich am Sonntage nach Lätare feſtlich geſchmückt und mit Kränzen in den Haaren zur Stadt und trugen Puppen in den Armen, welche mit Laubwerk eingefaßt und mit einem weißen Tuche bedeckt waren. Paarweiſe traten ſie alsdann vor die Häuſer und ſangen:

Heut iſt Mitfaſten, wohl is das!
Werfen mir'n Taud ins Waſſa, wohl is das!

Hiezu fügten sie noch allerlei gute Wünsche in ähnlichem Versmaaß für den Hausbesitzer und erhielten dann eine kleine Gabe.

Die Puppe, welche sie trugen, stellte den Götzen Thor vor und wurde aus dem Grunde in die Stadt und durch die Flur getragen, um die Fruchtbarkeit der Felder zu bewirken. Sobald der Umgang beendiget und die Gaben empfangen waren, wurde die Puppe über die Brücke in die Rednitz gestürzt. Dieses Fest hieß daher anfänglich Thoraustragen und wurde dann in Todtentragen umgewandelt, wovon der Sonntag nach Lätare alsbald der Todtensonntag genannt worden ist.

652.

Felsenverwandeltes Schloß.

Von A. Schöppner. — Sage von Falkendorf unweit Herzogenaurach. C. v. Falkenstein Kaiſerſagen ꝛc. S. 199.

Es war einmal im Frankenland
Ein Ritter Feigherz wohlbekannt,
Bei Weibern gar ein großer Held,
Bei Männern gab er Ferſengeld.

Der ſchwelgte flott auf ſeiner Burg
Beraubter Pilger Habe durch,
Doch nur die Schwachen raubt' er aus,
Die Starken ſchickten ihn nach Haus.

Ein Töchterlein, ſo ſchön als jung
Ermahnt' ihn oft zur Beſſerung,
Doch wie die gute warnt und fleht,
Der alte Sünder widerſteht.

Einſt zog er Nachts mit ſeinem Troß
Zu rauben auf ein nahes Schloß;
Dem Tapfern drohte kein Gefahr,
Weil Niemand dort zu Hauſe war.

Da ward geplündert ſchlecht und recht,
Der ganze Keller ausgezecht;
Es dämmerte der Morgen ſchon,
Da ſchlich die Ritterſchaft davon!

Und als der Burgherr kam nach Haus,
Wie ſah's in ſeinem Schlößchen aus!
Die Speiſekammern ausgeleert
Und Küch' und Keller ausgekehrt.

„Ha Nachbar Schuft! Das ſieht dir gleich,
Doch ſei's dein letzter Schurkenſtreich,
Du ſollſt mir daß mit deinem Blut
Bezahlen mein geſtohlen Gut!"

Zur Stunde brach mit ſtarkem Hauf
Der zornentbrannte Ritter auf
Und ſtellte rings um Feiglings Schloß
Zur Schlacht geordnet Mann und Roß.

Das ſah mit Gruſen und mit Graus
Der Held von ſeinem Fenſter aus;
Verzweifelt rannt' er hin und her,
Ob nirgend ein Entkommen wär'.

„O weh mir Armen, Schmach und Tod!
Wer rettet mich aus ſolcher Noth!
Mein Hab und Eigen werde ſein
Und meine Tochter obendrein!"

Er ruft's. Da kracht des Hofes Raum
Und aus der Erde wie ein Baum
Erhebt ein ungeheurer Mohr
Mit Feueraugen sich empor.

„Ich bin zu helfen dir bereit!
Noch eh' der Hahn des Morgens schreit,
Soll eine Mauer hoch und fest
Sich thürmen um dein Felsennest.

Doch Hab und Gut und Alles hier,
Was du versprachest, laß ich dir,
Nur deine Tochter, schön und jung
Sei meines Lohnes Forderung."

„Es sei!" versetzt der Rittersmann,
„Doch die Bedingung stell' ich dann,
Daß mit des Hahnen erstem Schrei
Die Mauer rundum fertig sei."

Darauf verschwand der Goliath,
Und als die Dämmerung genah't,
Begann ein unsichtbares Bau'n,
Ein Pochen, Hämmern, Steinehau'n.

Der Ritter hört's mit schlechtem Mut,
Es gilt sein allerbestes Gut:
Sein Kind, sein Schatz und Edelstein,
Es soll des Teufels eigen sein.

Und wie der Arme seufzt und zagt
Und seine Noth dem Himmel klagt,
Da tritt ein alter Knecht herein
Und heißt ihn frohen Mutes sein.

„Dem Himmel Dank! ich weiß euch Rath:
Es führt ein unbekannter Pfad'
Aus dieser Burg; — nun folgt geschwind,
So rett' ich euch und euer Kind."

Da ging es fort in wilder Hast,
Bis man im Freien machte Rast;
Die Nacht entwich, des Morgens Grau
Enthüllte bald den Wunderbau.

Vollendet stand die Riesenwehr,
Nur wenig Steinchen fehlten mehr;
Das sah des Ritters Knecht und schrie
Aus vollem Hals: Kikeriki!

Kikeriki — da dröhnt ein Schlag —
Von allen Bergen dröhnt es nach, —
Zusammen stürzt in jähem Fall
Der ungeheure Mauerwall.

Und bleich vor Schrecken sehn die drei
Sich bald von Feind und Teufel frei
Und preisen Gott zu Dank gerührt,
Der sie des Bösen Macht entführt'.

Und kommst du einst an jenen Ort,
Noch ragen Riesenfelsen dort
Empor und künden deinem Blick
Der Höllenmauer Mißgeschick.

653.

Seckendorfs Linde.

J. Fr. v. Hormayr, Taschenb. 1837 S. 167.

Bei Langenzenn (wo nachmals der Seckendorfe Erbgruft), stand eine ungeheure Linde, welche die Landleute oft zu Festmahlen und Tänzen

unter ihrer ſchattenreichen Krone verſammelte. Als 950 der große Otto ſeine Heerfahrt gen Wälſchland begann, hielt ſein Banner hier an und er ſah gerne den Ausbrüchen der ländlichen Fröhlichkeit zu. — Von einem Fliegenſchwarm beläſtigt ließ er zum Abwehren einen Zweig von der Linde brechen. Ein freudiger Jüngling reichte ihm denſelben und trank ihm zugleich mit lautem Spruche zu. — Biſt du ſo keck, erwiederte der Kaiſer, ſo magſt du deine Keckheit auch in andern Dingen zeigen. Tritt her, hier haſt du Schwert und Helm und Schild, ſei mein kühner und treuer Knappe, ſo ſchränke ich den Lindenzweig zuſammen und ſo ſetze ich ihn auf deinen Helm. Wie heißt hier Euer Ort? — Seckendorf. Wohlan denn, ſo ſollſt du Seckendorf heißen und ſollſt mein Diener ſein. Und der Jüngling kam als ein reicher, ruhmbekrönter Ritter aus Wälſchland zurück und wurde der Ahnherr eines berühmten Geſchlechtes, das ſich ſchon unter Adolf von Naſſau in eilf Zweige theilte: von Emskirchen, Dürrenbuch, Au, Rhienhofen, Hörauf, Hoheneck, Jochsberg, in den Pfaffiſchen, Noldiſchen, Aberdariſchen und Guttendiſchen Zweig, welche beiden letzteren die übrigen überlebten.

654.

Der Seckendorfe Herkunft.

Von Schöppner. — Var. d. vor. S.

Wie tönt das Hifthorn helle
Im Forſt am rothen Main,
Wie klafft das Jagdgebelle
Der Meute durch den Hain.

Es jagt mit Speer und Pfeile
Der Kaiſer durch den Hag,
Er fliegt mit Sturmeseile
Dem Edelhirſche nach.

So gehts in raſchem Jagen
Bis in den tiefſten Hain,
Urplötzlich fand mit Zagen
Der Kaiſer ſich allein.

Und horch! ein Brüllen ſchallte
Entſetzlich an ſein Ohr:
Da ſtürzet aus dem Walde
Ein Auerochs hervor.

Wie funkeln ſeine Blicke,
Wie ſchnaubt das Nüſternpaar,
Der Kaiſer nimmt der Tücke
Des Thiers erſchrocken wahr.

Kaum greift er zum Geſchoſſe
So ſtürzt es auf ihn los,
Da ward dem edlen Roſſe
Der Tod auf Einen Stoß.

Der Kaiſer ruft mit Beben:
„O Gott und Vater mein!
Laß deines Knechtes Leben
Dir anbefohlen ſein!“

Da ſpringt mit blanker Wehre
Ein Jägersmann herfür
Und trifft mit ſeinem Speere
Das ungefüge Thier.

Laut ſcholl durch Berg und Thale
Des Urs Gebrülle nach
Als er von gutem Stahle
Durchbohrt im Blute lag.

„Wer iſt der treue Degen,
Der ſolche Stöße führt?
Der Kaiſer ruft's von wegen
Des Danks, ſo dem gebührt.

Ein Jäger jung an Jahren,
Herr Walter iſt ſein Nam',
Den Kaiſer zu bewahren
Von Gott geſendet kam.

Da griff nach ſeinem Schwerte
Herr Heinrich alſobald,
Zum Ritter ward der werthe
Geſchlagen in dem Wald.

Der Kaiſer brach vom Aſte
Der Linde einen Zweig,
Des Waldes Zierde paßte
Als Ritterkette gleich.

Und würdiglich zu danken
Dem Ritter treu und werth:
Als Lehen ward in Franken
Ihm Seckendorf beſcheert.

Dort ſaß er und ergraute
An Glück und Ehren reich,
In ſeinem Wappen ſchaute
Man ſtets den Lindenzweig.

655.

Die Neuſtädter Ziege.

Mündlich und Lehnes Geſchichte von Neuſtadt S. 133.

Am obern Thurme der Thorhalle zu Neuſtadt an der Aiſch befindet ſich das Wahrzeichen des Städtleins, eine Ziege in Stein gehauen.

Ludwig von Bayern lag in harter Fehde mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, Achilles genannt. Er überzog deſſen Lande mit einem ſtarken Heere und eroberte viele befeſtigte Plätze. Unter andern erfuhr auch Neuſtadt an der Aiſch eine Belagerung im Jahr 1461. Die Neuſtädter hatten ſich wohl des ungebetenen Gaſtes nicht verſehen und kaum den nothdürftigſten Proviant herbeigeſchafft. Alſo geſchah es, daß

das Brod theuer wurde, aber noch theurer guter Rath. Da fand sich zu gutem Glücke ein gescheutes Männlein vor, das erbot sich, die Stadt aus Feindeshand zu befreien, falls man ihm Gehör schenken und Folge leisten wollte. Man sollte ihm nur eine Ziegenhaut verschaffen. Sogleich ward die Ziegenhaut herbeigeschafft, das Männlein aber seinem Befehle gemäß hineingenäht und auf die Stadtmauer gebracht. Dort fing es Angesichts des Feindes an auf allen Vieren gar munter und keck hin und her zu springen, auch die Soldaten mit allerhand drolligen Bocksgrimassen zu belustigen. Darob verwunderten sich aber die Feindlichen nicht wenig, denn sie hatten nicht erwartet, daß in dem Städtlein nur noch eine lebendige Maus, geschweige ein so feistes und ausgelassenes Ziegenböcklein zu finden sei. Daher wurden sie anderen Sinnes, gaben die Belagerung auf und zogen unverrichteter Sachen von dannen. Die Neustädter aber stellten die Geis zum Andenken als Wahrzeichen auf ihrem Thurme dar.

656.

Der quillende Brunnen.

Happel relat. curios. V., 43 bei Grimm d. S. I., 162.

An einem Berge in Franken quillet ein Brunnen, wobei ein vornehmes adeliches Geschlecht sein Stammhaus hat. Das ganze Jahr über hat er schönes, lauteres, überflüssiges Wasser, das nicht eher aufhöret, als wenn Jemand aus demselbigen Geschlecht sterben soll. Alsdann vertrocknet er so stark, daß man auch fast kein Zeichen oder Spur mehr findet, es sei jemals ein Brunnen daselbst gewesen. Als zur Zeit ein alter Herr des gedachten adelichen Stammes in fremden Landen schwer erkrankte und bereits achtzigjährig seinen baldigen Tod muthmaßte, fertigte er in seine Heimath einen Boten ab, der sich erkundigen sollte: ob der Brunnen vertrockne? Bei der Ankunft des Boten war das Wasser versiegt, allein man gebot ihm ernstlich, es dem alten Herrn zu verschweigen, vielmehr zu sagen: Der Brunnen befinde sich noch richtig und voll Wasser, damit ihm keine traurigen Gedanken erweckt würden. Bei der Rückkehr des Boten, der ihm das Beste versicherte, lachte der alte Graf und strafte sich selbst, daß er von dem Brunnen abergläubisch zu wissen gesuchet, was im Wohlgefallen Gottes stünde, und schickte sich getrost zu einem

ſeligen Abſchied an. Plötzlich aber wurde er beſſer, und konnte in Kürze ſein Krankenlager verlaſſen. Damit der Brunnen nicht vergebens verſiegte und ihm ſeine ſeit langen Jahren eingetroffene Bedeutung beſtünde, trug es ſich zu, daß aus dieſem Geſchlechte ein junger Graf von einem untreuen Pferde abgeworfen, gleich zu der nämlichen Zeit Todes verfuhr.

657.

Das Siebenuhrläuten in Aub.

Mündlich.

Unweit Aub liegt am Saume des Waldes Herrnholz auf einem von Weſten her ſanft aufſteigenden Hügel die Ruine der Burg Reichelsberg. Hier hauste in früheren Zeiten ein altes Rittergeſchlecht, und noch ſieht man die Stelle der Zugbrücke, der Burgkapelle, den Burghof, Gewölbe u. ſ. w. Nach der anderthalb Stunden entfernten Burg Brauneck, ſowie nach Hohenlandsberg ſollen unterirdiſche Gänge geführt haben.

Einmal in rauher Winternacht ſtieg ein Burgfräulein von Reichelsberg hinunter in den Wald, wo ein geliebter Ritter ihrer harren wollte. Sie verirrte ſich aber vom Wege und fand den Erwarteten nicht. Dichte Schneeflocken flogen vom Himmel, ſo daß endlich keine Spur vom Wege mehr zu erkennen war. Da wurde die Arme von großer Angſt und Furcht überfallen und rief ein um das andere Mal um Hilfe. Aber nichts ließ ſich hören, ſelbſt die Thiere des Waldes hatten ſich in ihre Schlupfwinkel zurückgezogen, denn der Sturm heulte fürchterlich und beugte die Wipfel der mächtigſten Bäume. Da warf ſich das verlaſſene Fräulein in ihrer Seelenangſt auf den ſchneebedeckten Boden und flehte unter den heißeſten Thränen zu Gott um Errettung aus ſo großer Gefahr. Während ſie noch betete, da kam es ihr auf einmal vor, als hörte ſie den Silberklang eines Glöckleins, das von einem nahen Dorfe zu ihr herübertönte! Freudig horchte ſie, ob nicht der Sturm ihren Sinn betrüge, aber nein, es war wirklich ſo: das Glöcklein ließ fort und fort ſeine Silberſtimme erklingen. Freudigen Mutes ging die Jungfrau den ſüßen Tönen nach und gelangte bald aus dem dunkeln Walde zur Gollach, an deren Ufer ſich der Reichelsberg erhob. Da hörte das Glöcklein auf zu läuten, die Jungfrau war gerettet, denn jetzt konnte ſie den Weg nicht

mehr verfehlen. Dankbaren Herzens warf ſie ſich auf ihre Knie und gelobte zur Stunde, ein Geläute zu ſtiften, das verirrte Pilger zur Nachtszeit auf den rechten Weg führen könnte. Und ſolches Gelübde hat ſie treulich erfüllt; noch heute ertönet vier Wintermonate hindurch von Martini bis zum 22. Februar allabendlich um 7 Uhr eine Viertelſtunde lang ein helles Glöcklein vom Kirchthurm zu Aub herab über die Fluren des Gollachthales, ſpäte Wanderer auf rechten Weg zu führen.

Dieſe Sage iſt nicht allein hier, ſondern auch in der Nachbarſchaft mit einigen Veränderungen im Munde des Volkes lebendig.

658.

Der verwunſchene Haſe im Walde, genannt die Schmiere, bei Aub.

Mündlich.

Es war einmal in der hieſigen Gegend ein wilder Jägersmann, der hatte auf der Welt keine andere Freude, als den ganzen Tag die Flinte auf dem Buckel durch Feld und Wald zu ſtreichen. Er galt auch für einen vortrefflichen Schützen, der niemals ohne ein Rehböcklein oder einen Haſen im Ranzen von der Jagd nach Hauſe ging. Eines Tags war er ſchon lange Zeit vergebens herumgeſtrichen, Nichts wollte ihm in den Schuß kommen, daher fing er an zornig zu werden und ſich mit gräßlichen Flüchen Luft zu machen. Lieber ſollte ihn ja der Teufel holen, rief er aus, eh' er mit leerer Taſche zum Spotte der Nachbarn nach Hauſe ginge. Als er ſo brummend und fluchend des Weges fürbaß wandelte, ſah er auf einmal am Saume des Waldes einen prächtigen Haſen ſitzen, der Männlein machte und mit den vorderen Läufen ſpielte. Augenblicks legte der Jägersmann ſeine Büchſe an und knall, da ſah man die Haare fliegen und den Haſen einen Purzelbaum machen. Spornſtreichs rannte der Jäger zur Stelle, den erſehnten Haſen in ſeine Taſche zu ſchieben, aber o Schrecken, da war kein Haſe weit und breit, auch nicht einmal ein Härlein von einem Haſen zu ſehen. So Etwas war dem Manne noch nicht vorgekommen, ingrimmig lud er ſein Gewehr zum zweitenmal und ſtrich unter raſenden Flüchen weiter. Auf einmal ſitzt der verwünſchte

Haſe wieder am Saume des Waldes. Wart', denkt der Jägersmann, ich will dich dießmal anders auf's Korn nehmen, du ſollſt mir keine Männlein mehr machen. Damit legt er die Flinte an, zielt ſcharf auf den Kopf des Haſen und abermals fliegen die Haare davon und der Haſe purzelt kopfüber zuſammen. Begierig ſpringt der Jäger nach der Stelle, aber ſiehe — er traut ſeinen Augen kaum — auch keine Spur von einem Haſen zu treffen. Das iſt dem alten Jägersmann doch zu viel, raſend wirft er ſein Gewehr auf den Boden, ſchlägt ſich vor den Kopf und bricht in die gräßlichſten Flüche aus, — als ihn auf einmal Jemand rücklings auf die Schulter klopft. Wie ſich der Jäger umſieht, ſteht ein Unbekannter vor ihm, der ihm freundlich zuſpricht, wegen eines ſo kleinen Unfalles die Hoffnung nicht zu verlieren, vielmehr ſein Glück zum dritten Male zu verſuchen, weil ja doch der beſte Schütze zweimal fehlen könne und ein Jäger dann und wann ſeinen Unglückstag habe. Solcher Zuſpruch machte dem alten Schützen friſchen Muth, und verſprach er dem Unbekannten, nochmals ſein Glück zu verſuchen, ja lieber ſollte ihn heut noch der Teufel holen, als daß er die Schande erlebte, mit leerem Ranzen nach Haus zu gehen. Alſo nahm er ſeine Flinte vom Boden, lud ſie zum dritten Male und ſchlenderte vorwärts dem Walde zu. Bald ſah er wieder einen Haſen, gewiß den nämlichen, denn er ſaß wieder ſo luſtig da, ſpielte und machte Männlein wie die vorigen. „Ich oder du," brummte der Jäger, drückte los und puff! der Haſe baumelte, daß es eine Freude war. „Hab ich dich," meinte der Alte, und wollte friſchweg das Häslein in die Taſche ſchieben — als auf einmal der Boden unter ihm zu ſinken anfing, immer tiefer und tiefer, ihm ſelbſt aber ſchwindelte und Hören und Sehen verging. Vergebens ſchrie er um Hilfe und rang die Hände zum Himmel empor: da zeigte ſich von Weitem der Unbekannte und ſchlug ein hölliſches Gelächter auf, in ſelbem Augenblick aber war der Jäger verſunken und eine Sumpflache an der Stelle zurückgeblieben. Von dieſer Zeit an wurde der Haſe noch öfter geſehen, wie er Männlein machte, auch mancher Schuß vergeblich auf ihn abgefeuert. Noch viele alte Leute ſowohl in Aub als in Auerhofen und Siemershofen, Orte, zwiſchen denen das Wäldchen inmitten liegt, erzählen die Geſchichte von dieſem Haſen. Das Wäldchen aber gilt für einen Ort, wo es nicht geheuer iſt, und hat feuchten Grund und Boden, daher es wohl den Namen — Schmiere — erhalten hat.

659.

Graf Geyers Tod.

Mündlich.

Das Geſchlecht der Edlen von Geyer, deren Stammburg halb zerfallen annoch in Giebelſtadt zu ſehen iſt, blühte im ſechzehnten Jahrhundert in mehreren Linien im alten Tauber- und Gollachgau. Ein Graf von Geyer ſaß zur Zeit des Bauernkrieges auf der Burg bei Bieberehren. Eines Morgens in aller Frühe zog eine Schaar bewaffneter Bauern gegen das Schloß heran. Noch lag der Ritter ſammt ſeinen Leuten ſorglos im beſten Schlummer, als auf einmal der Schrei des Wärtels: die Bauern! die Bauern! durch die Räume des Schloſſes drang. Leider war an Widerſtand kaum zu denken, denn der Graf hatte erſt vor wenigen Tagen den größten Theil ſeiner Reiſigen zum fürſtlichen Heere abgehen laſſen. Als nun die Bauern bereits zu ſtürmen begannen, und ſchon die Schläge der Aexte an's Burgthor erdröhnten, faßte die Frau des Ritters den kühnen Entſchluß, ein Wort des Friedens zu den wüthenden Bauern zu ſprechen. Sie war weit und breit als eine gute und menſchenfreundliche Herrin bekannt und hatte wohl Manchem aus dem Haufen der Bauern ſchon eine Wohlthat erwieſen. Alſo trat ſie ruhigen Antlitzes auf den Söller hinaus und beſchwor den Haufen, ihres Obdachs und Lebens zu ſchonen. Sichtbar ergriffen von dem Anblick der edlen Frau, gelobten die Bauern, ihrer Perſon kein Leides zu thun, aber die Burg ſammt Beſatzung zu Grund zu richten. Kein Reden half, die Wütenden von ihrem Vorhaben abzubringen, nur erlangte die Edelfrau durch ihre Bitten noch die Erlaubniß, Alles, was ſie in einer Butte tragen könnte, mit ſich zu nehmen. Nichts anders, als ihren theuern Herrn und Gemahl, gedachte ſie in der Butte aus dem Schloſſe zu bringen. Mit Anſtrengung aller Kräfte gelang es ihr auch, die verdeckte Laſt aus der Burg in den benachbarten Wald zu ſchleppen, wo der Ritter ein ſicheres Verſteck unter dichtem Geſträuch zu finden glaubte, bis daß die Bauern wieder von dannen gezogen wären. Aber bald tobte die rohe Horde mit Flüchen und Verwünſchungen durch den Wald daher, denn ſie ſuchten den Ritter, welcher ihnen entkommen war. Der hielt ſich ruhig in ſeinem Verſteck und wäre vermuthlich den Händen der Verfolger entgangen, wenn nicht ſein Hündlein mit lautem Bellen hervorgeſprungen

und alſo den unglücklichen Herrn verrathen hätte. Sogleich drangen die Unmenſchen auf den Entdeckten los und ſtachen ihn unter hölliſchem Siegsgeſchrei nieder. Ein ſteinernes Kreuz, deſſen Aufſchrift leider verwittert iſt, hart an der Mündung des Steinachbaches in die Tauber ſoll die Stelle des Mordes bezeichnen.

660.

Das Wallfahrtskreuz bei Bieberehren.

Von G. N. Marſchall.

Wo klar der Tauber Welle durch reiche Auen ſchäumt,
Hebt ſteil ſich eine Höhe, die Krone waldumſäumt.
Dort ragt in heil'ger Ruhe ein hölzern Kreuz empor,
Zur Seite ſchatt'ge Bäume, Betſtühle rings davor.

Wohl eine heil'ge Stätte am Kreuz auf dieſen Höhn;
Man fühlt des Höchſten Odem lebendiger hier wehn;
Wie uns zu Häupten ſonnig und rein der Himmel blaut,
Die hehre Sabbatſtille ſtört kein verworrner Laut.

Darum viel Beter wallen von nahe und von fern
Zum waldeinſamen Kreuze am hohen Tag des Herrn.
Doch wißt ihr, fromme Pilger, wie dieſes Kreuz entſtund?
Wohl ſteht es nicht geſchrieben; doch thut es Sage kund.

Ein Landmann hat vor Zeiten auf nah gelegnem Feld
Mit jungen, muth'gen Roſſen die Frühlingsſaat beſtellt,
Schon hat er halb vollendet das Tagwerk, hart und ſchwer,
Da wollen ſeine Pferde am Pflug nicht weiter mehr.

Weil ſie des Rufs nicht achten, verſucht er Schlag und Drohn,
Doch weh! im Sturmlauf jagen wuthſchnaubend ſie davon.
Der Bauer kann vom Zügel nicht mehr befrei'n die Hand,
Es ſchleifen ihn die Roſſe mit fort durch's Ackerland.

Am nahen Waldeshange gähnt drohend eine Schlucht.
Entſetzen! dorthin nehmen die Roſſe ihre Flucht.
Jetzt! jetzt ſind ſie am Rande, ſchon bräut die Kluft herauf;
Sie können nicht mehr hemmen den ungeſtümen Lauf.

In Todesnoth der Bauer: „O Gott! erbarm dich mein!“
Da rasen schon die Rosse in's offne Grab hinein.
Und allen, die es sehen, entfährt ein Schreckensschrei!
Zur Unglücksstätte eilen sie todtenbleich herbei.

Doch welch ein mächtig Wunder! tief an der Felsenwand
Kniet unversehrt der Bauer, erhoben hoch die Hand.
„Du mächt'ger Hort der Deinen, Du hast erhört mein Flehn,
Zum Dank will ich dir gründen ein Kreuz auf diesen Höhn.“

Und treu hat er gehalten sein feierliches Wort,
Ein Kreuz hat er errichtet am Tannensaume dort.
Wie Mancher, der in Nöthen in innigem Gebet
Sich hier zum Himmel wandte, hat Hilfe sich erfleht.

Und wer, der wunden Herzens gefloh'n an diesen Ort
Hätt nicht der Seele Frieden genommen mit sich fort?
Darum viel Beter wallen von nahe und von fern
Zum waldeinsamen Kreuze am hohen Tag des Herrn.

661.

Der Ritter von Thalberg bei Bieberehren.

Mündlich.

Der Thalberger war ein wilder Mann, der nicht nachzugeben verstand, wenn er sich Etwas in den Kopf gesetzt hatte. Eines Tages fuhr er mit seinem Knechte und seiner Tochter Margareth vom Besuche eines Nachbarn nach seiner Burg, Bieberehren zu. Unterwegs erhub sich ein furchtbares Donnerwetter, bald stürzte der Regen in Strömen vom Himmel herab und schwellte das Gollachflüßchen in ganz kurzer Zeit zu einem reißenden Strome an. Dahinüber mußte der Ritter, wenn er heute noch Bieberehren erreichen wollte. Scheu standen die Rosse an dem Ufer des angeschwollenen Flusses, auch dem alten Knechte war nicht wohl zu Muthe. Wie das der Ritter sah und die Bedenklichkeit seines Dieners, brannte sein Zorn auf in helle Flammen und alsogleich gebot er dem Knechte, durch den Fluß zu fahren. „Nun denn in Gottesnamen!“ stammelte der Alte und ergriff zitternd die Zügel der Rosse, dem Willen seines Gebieters Folge zu leisten. Da ergrimmte der Ritter ob solcher Zaghaftigkeit:

„Nein in Teufelsnamen!“ rief er, entriß dem Knechte die Zügel und trieb die bäumenden Roſſe in den Strom; aber kaum war ihm der gottloſe Fluch entfahren, als die Wogen über dem Wagen zuſammenſchlugen und den Ritter ſammt ſeiner Tochter und dem Knechte verſchlangen. — Von dieſer Geſchichte gibt Zeugniß bis auf den heutigen Tag ein altes Steinbild auf dem Wege von Röttingen nach Bieberehren an der Stelle einer Furth durch das Gollachflüßchen. Oben ſieht man den Gekreuzigten, unten die Worte:

Anno dñi. m. c. c. c. c. XXXII uf ſamstag nach arnolf Ist der fest und gestreng bernhard vō talberg riter und mit einē treuen Knecht genannt Wilhelm und gebnen Jungfrauē genannt Margreth u waren hie in Wassers noth verschiedē den got gnat.

662.

Der Heimann im Bürgerwalde bei Röttingen a. d. Tauber.

Mündlich.

Vor alten Zeiten, da die Feier des Sonntags noch mehr galt als zeitlicher Gewinn, fuhr Sonntags früh ein Fuhrmann mit einer großen Ladung Wein dem Bürgerwalde bei Röttingen zu. Die Leute warnten ihn, den Sonntag nicht zu entheiligen, der Weg ſei ſchlecht, Niemand auf dem Felde, es könne ihm ein Unglück zuſtoßen. Der aber entgegnete, es werde ſchon gehen, und wenn ihm der Herrgott nicht helfen wolle, ſo ſolle ihm halt der Teufel helfen, es ſei ihm eins. So fuhr er ſeinen Weg. Ueberall läuteten die Glocken zur Kirche, der Fuhrmann dachte aber nicht an's Gebet, ſondern trieb unter Fluchen und Schelten und dem öftern, bei Fuhrleuten üblichen Rufe: hoi hoi! auf gefährlichem Wege die Roſſe voran. Da plötzlich an einer abſchüſſigen Stelle reißt eine Kette, der Wagen rollt donnernd vorwärts dem Abgrunde zu, der Fuhrmann will eine andere Kette einlegen, ruft jetzt Gott und alle Heiligen an, und eben läutet von Röttingen herüber die Glocke zur Wandlung; doch das Rad erfaßt ihn und quetſcht ihm den Kopf vom Rumpfe, im Abgrunde zerſchellt liegen Wagen und Roſſe.

Seit dieſem Unglücke hört man nun zu gewiſſen Zeiten, wenn die Leute nach Hauſe gehen, Nachts vom Walde herüber ein Hilf- und

bestimmt ward. Und so steht das Kirchlein heute noch fest und unerschüttert und schaut ein Zeuge uralter Zeit in's Thal hinaus.

Auch wird in der Nähe der Kapelle ein vier Schuh breiter, drei Schuh tiefer und ebenso langer Stein gezeigt, in dessen Mitte man zwei Vertiefungen sieht. Von diesem Steine geht die Sage, die heilige Kaiserin habe am Tage der Einweihung der von ihr erbauten Kapelle hier knieend ihre Andacht verrichtet und zum ewigen Angedenken ihre heiligen Kniee in den Stein eingedrückt, daher noch heutiges Tags der Stein Kunigundissstein genannt wird.

665.

Die Kirche zu Gaurettersheim und die Kapelle zu Oberwittighausen.

A. Müller im Archiv d. hist. Ver. f. Unterfr. II., 33.

An die Erbauung dieser Kapelle knüpfte sich eine noch jetzt gehende Volkssage der Vorzeit, daß die anderthalb Stunden davon entferute Pfarrkirche zu Gaurettersheim von Riesen erbaut worden sei. Nach vollendetem Bau habe einer derselben gelobt, auf demjenigen Platze, wo sein in die Ferne geworfener Mauerhammer niederfalley und von ihm gefunden würde, eine Kapelle zu erbauen. Dieser Platz sei demnach derjenige gewesen, auf welchem die Bergkapelle bei Oberwittighausen stehe. Der Volksglaube daran ward dadurch genährt, daß der Thurm und das Langhaus der Kirche zu Gaurettersheim keine Spuren von Baugerüstöffnungen zeigen, daß das Volk eine in der Kirche seit Jahrhunderten hängende Elephantenrippe für die Rippe eines Riesen hält, und daß der Ort Gaurettersheim im Alterthum Rettersheim an der Rippe geheißen habe.

666.

Die Rieſenrippe zu Gaurettersheim.

Mündlich.

Ein Rieſe von ungeheurer Geſtalt erbaute die Kirche zu Gaurettersheim ſammt dem Thurme ohne Gerüſt, da er ſo groß war, als der Thurm ſelbſt hoch iſt, an welchem daher auch keine Oeffnungen für Gerüſtſtangen ſichtbar ſind. Zu dankbarem Gedächtniß des Erbauers wird eine Rippe deſſelben für ewige Zeiten in der Kirche aufbewahrt.

667.

Wie die Rothenburger Ingelſtatt erbrochen.

Von Peter Weiglein. — Burg Ingelſtadt in der Nähe von Ochſenfurt. — J. D. W. v. Winterbach Geſchichte der Stadt Rothenburg I., 87. Hormayr Taſchenbuch 1834. S. 342.

An einem Sonntag es geſchah,
Das man das Panner ausziehen ſah
Zu Rothenburg aus der Mauern,
Sie zogen über die Landwehr hinaus,
Die Bürger und die Bauern.

Sie zogen ein Winter lange Nacht
Heinrich Trueb zu ihn'n ſprach:
Ihr ſollt euch eben beſinnen.
Wir wollen ziehen für Ingelſtatt
Das Schloß wollt wir gewinnen.

Sie kommen dar in ſchneller Art,
Der Thürmer wachend ſah die Fahrt,
Jeder wollt ſeyn der beſte,
gar ſelzam ihn'n da gedaucht ward,
ſich wundern der fremden Gäſte.

Sie fuhren nackend aus dem Bett
Die Wumiten hatten ſie hart erſchreckt,
Der Schuh hatten ſie vergeſſen,
einer des andern kleider anthat
ſie waren ungemeſſen.

Wilhelm von Elm war gerader Bein,
er lief auf d' Maur, erwiſcht ein Stein,
und warf ihn auf die Brücken.
Peter Pfeil der eilt ihm nach,
er hielt ihn ſeinen Rücken.

Peter Pfeil war ein Schakk ſo groß,
kein Bosheit ihn da nie verdroß
Zu reiten und zu kaufen.
Bürger und Bauern verrieth er viel,
als wollt er Kälber kaufen.

Strickleder grub den Graben ab,
Zwar iſt er (l. er iſt) ein rechter Knab,
er hats gar wohl beſunnen.
Bruckenmüller mit dem Bart
Der war zu ihm geſprungen.

Da man den Graben abe ließ,
Heinrich Trueb gar laut rief
er wollt nit länger ſchweigen,
Bernheimer warf die Leitern an,
Das Schloß wollten ſie erſteigen.

Der Thürmer der ſchrey: Feindige,
Die Reichsſtatt lägen vor dem Thor,
Sie wollen das Schloß gewinnen.
Wilhelm von Elm das bald vernam
und all ſein Hofgeſinde.

Die Schloßbruck die war aufgezogen,
Wilhelm von Elm ward angeflogen,
er hats mit recht beſonnen.
Des waren die von Rothenburg froh,
Die Kunſt war ihm Herronnen.

Kreglinger iſt ein freyer Mann,
er lief den erſten Sturm mit an,
Das Reich gund er an ſchreyen,
Die Bauern traten hinter ſich,
Sie wollten hineyn mit eylen.

Heinrich Trueb iſt auch heran,
Der hat das allerbeſt gethan
Mit ſeinem Stadtgeſinde.
Da lieſen ſie die Büchſen an,
Die gunnten friſchling klingen.

So ſchoben Sie zween Wagen hinan,
Dahinter ſtund manch ſtolzer Mann,
Die gunnten gar friſchlich ſchießen.
Wilhelm von Elm und Peter Pfeil
begunt das zu verdrießen.

Da kamen ſie vor das vorder Tor,
Da ſtunden drei Geſellen vor,
Da will ich auch (I. euch) wohl nennen:
Michel Heberling und Conz Freund
Der Reichlin war behende.

Wilhelm von Elm an d' Leitern trat,
er zu Hannſen Kreglingern ſprach,
nimb du mich gefangen,
ich und mein Geſellſchaft darnach
haben groß Verlangen.

Kreglinger die Red vernam,
er bald zu Heinrich Trueben kam,
Schwager merkh mich eben,
Wilhelm von Elm der ſprach zu mir,
Wir ſoll'n ihn friſten ſein Leben.

Heinrich Trueb der ſprach alſo:
Wir woll'n ihm leihen ein friſches Stroh,
man hat ihm vil gezigen,
er gönner ſich uf des Rathes Gnad,
in Banden muß er liegen.

Wilhelm von Elm kam vor das Thor,
Da trat er ſeinen Geſellen vor,
ihr keiner mocht entrinnen.
Des waren die von Rotenburg froh,
uf die Wagen thut man ſie binden.

Hanns Löſler, der iſt auch daran,
Kreglinger ein frecher Mann,
Michel Heberling wollt ſich rächen,
Die Söldner und die Handwerkſell
gunden das Feuer aufwecken.

Der uns dies Liedlein ſang,
Peter Weiglein iſt er genannt,
Er iſt ein Beckenknechte.
Er labet die von Rotenburg
und thut das wohl mit Rechte!

668.

Der Schmied von Ochſenfurt.

Von Ludwig Braunfels. — Mündlich. Vgl. G. v. Heeringen Franken S. 82. Häule u. Spruner Handb. f. Mainreiſende S. 77.

„Herr Schmied, laßt mal vom Hämmern ab,
Beſcheert mir eine kleine Gab'!
Ich bin ein alter Kriegesknecht,
Ging oft für Staufen in's Gefecht."

Herr Stock, der Schmied, tritt aus der Thür;
Er langt den Seckel wohl herfür;
„Du ſtandeſt zu dem rechten Herrn,
Für Hohenſtaufen ſpend' ich gern."

„Ei, haltet ihr die Staufen werth,
Was ſteht ihr hämmernd hier am Herd?
Ein junges Blut, ein friſcher Muth,
Dem thut des Schwertes Sauſen gut.

Hätt' ich noch ſolche Eiſenhand,
So zög' ich wohl in's welſche Land,
Wo Konradin, der Kaiſerſohn,
Sein Leben ſetzt an ſeine Kron'." —

„Ei zieht der Staufen in's Gefecht,
Iſt Schurz und Hammer mir nicht recht;
Ich gürt' ein Schwert an meine Seit',
Und helf' ihm ſtreiten ſeinen Streit."

Der Schmied, er zieht zum Tiberſtrand:
„Wie blau die Luft! wie grün das Land!
Doch, müßt' ich nicht beim Staufen ſein,
Beſſer gefiel mir's dort am Main."

Der Schmied trifft bald die deutſche Schaar:
„Wo fleugt der kaiſerliche Aar?"
„Dem Aare ward ein Garn geſtellt;
Beſiegt, gefangen unſer Held!"

Doch plötzlich ſchallt es aus der Schaar:
„Der Konradin! er iſt's fürwahr!
Befreit hat ihn der Engel Hand;
Nun führt er uns ins deutſche Land!“

Sie heben klirrend auf den Schild,
Sie tragen jubelnd durch's Gefild
Den guten Schmied aus Frankenland,
Der denket: „Hie iſt Gottes Hand!

Gab er mir Konradin's Geſtalt,
Gab er zum Helfen auch Gewalt!
Ja,“ ruft er laut, „mit ſtarker Hand
Führ' ich euch heim in's deutſche Land.“

Wohl geht der Weg durch Feindesmacht,
Wohl gilt es da manch heiße Schlacht:
Der Schmied führt ſie mit ſtarker Hand
Bis an das treue Alpenland.

Und hier auf deutſchem Lagerfeld
Tritt vor das Heer der gute Held:
Er trägt kein Schwert an ſeiner Seit',
Er ſchwingt den Hammer,' ſtark und breit.

„Ich führt' euch von den Welſchen her,
Davon hat Gott allein die Ehr';
Nun muß es an ein Scheiden gehn,
Nun ſollt ihr mich wohl ſelten ſehn.“

Da geht ein Murren durch das Heer,
Der wackre Held, der ſchmunzelt ſehr:
„Auf daß ihr wißt, warum ihr murrt
Ich bin der Schmied von Ochſenfurt.

Mein Ritterkleid behagt mir ſchlecht,
Mein Schurzfell iſt mir eben recht;
Und kommt ihr mir einmal zum Main
So trinkt mit mir den Frankenwein!“

669.

Das Synagogenwappen zu Heidingsfeld.

Mündlich. (Würzb. Mundart von J. Ruttor).

In Hätzfeld (Heidingsfeld) ham ſich emol die Juda a Synagog gebaut. Wie ſie mit'n Baua ferti warn, ham ſie a es Wappe von Hätzfeld hi mach well. Aber der Magiſtrat von Hätzfeld, der die Juda nit leit hat kenn, hat ne bei großer Straf' verbotta, es Hätzfelder Stadtwappe an ihr Synagog ze mache. Do ham die Juda ihr'n Magiſtrat bei'n Ferſchtbiſchof in Wörzborg deßwega verklagt. Der Ferſcht war grad guatt aufgelegt, und hat ne lechelnd befohla, ſie ſellte ſei ferſchtlichs Wappe an ihra Synagog mache. Der Ferſcht hat aber Adam Friedrich von Seinsheim g'heſſa, und hat in ſein Wappe zwee Säu. Die Juda ham en ferſchtlia Befehl folga müſſ', und weil in den Wappe zwä Säu warn, hat der Rabiner bei der Einweihung die Säu für koſcher erklert. Von dera Zeit o eſſa die Hätzfelder Juda es Schweinefleiſch ſo gern.

670.

Der Heidingsfelder Nabel.

Mündlich.

Einſt lagen die Heidingsfelder Bürger mit den Würzburgern im Streit. Die Heidingsfelder als Bürger einer böhmiſchen Stadt wollten Etwas vor den Würzburgern voraus haben und ſuchten ihre Mundart vornehmer zu machen. So ſoll der Bürgermeiſter einen dicken Nebel, welcher gerade über dem Mainthale lag, mit dem vornehmeren „Nabel“ benamſet haben. Wenn man nun heute in Würzburg die Kinder fragt: Wie weit geht der Nebel? — ſo antworten ſie: bis Hätzfeld, denn dort iſt der Nabel.

671.

Die niesende Jungfrau.

Mündlich.

Auf der Wiese zwischen Heidingsfeld und Würzburg stehen drei Pappelbäume. Dort sahen einmal in einer Vollmondnacht zwei heimkehrende Häcker von Heidingsfeld ein wunderschönes Fräulein mit einem weißen Schleier sitzen. Als sie vorübergingen, hörten sie dieselbe dreimal niesen. Beide sagten dreimal: Helf Gott! — und das Fräulein antwortete: Ihr habt mich erlöst. Von dieser Stunde hat sich das Fräulein mit dem weißen Schleier nicht mehr sehen lassen.

672.

Wildes Heer am Spilberg bei Randersacker.

F. Panzer Beitr. z. deutschen Myth. S. 176.

Im Spilberg ist ein schönes Schloß; in dem Saale sitzen die Geister um den Tisch. Einst hörte der Mainüberführer von dem jenseitigen Ufer herüber ein Brausen in der Luft, und Winseln; vermeinend, es wolle Jemand über den Main gefahren sein, fuhr er nach dem anderen Ufer. Da bestieg der wilde Jäger mit seinen Geistern die Fähre. Als das wilde Heer übergeschifft war, hörte der Fährmann eine Stimme nach dem Fahrlohn fragen, er konnte aber aus Angst kein Wort sprechen. Da warf das wilde Heer Feuer in die Fähre, daß die Kohlen auf dem Boden rollten. Einer aus dem wilden Heere konnte nicht folgen, und rief: „Wär' ich gegürtet und geschürzt, könnt ich auch mit." Das hörte ein Mann am Ufer, welcher ihm einen Strohgürtel umband, da konnte der Geist nachfolgen.

673.

Das wilde Heer bei Würzburg.

Mündlich. (Würzburger Mundart von J. Ruttor).

Es is a mol vor Alters a Heckawerth von Wörzborg nach Ransacker (Randersacker) mit an Wegela g'fahrn und hat ſich Wei g'holt droba bei en Häcker. Wi er nach Wörzborg hem g'fahrn is mit ſein Wegela, wars ſcho ſpeat in der Nacht, weil er droba ſo lang gebraucht hat, bis er mit'n Weiverſucha ferti worn is. Wi er di Hälft von Weg von Ransacker nach Wörzborg gemacht hat, hat er auf emol ſo a args Gſchrei ghört, daß ihn ſei Ohrn g'ſummt ham. Und es Gſchrei is immer neher kumma, und war es wilda Heer. Wi's ganz nah war, is er mit ſein Wegela ſteha geblieba und is vor lauter Forcht unta nunter gekrocha und ha ſi auf'n Boda hingelegt. Wi's wilda Heer an's Wegela hikumma war, ham ſie all aus ſein Fäßla von ſein Wei getrunka. Wi ſie all getrunka g'hatt ham, hat der Heckawerth gedocht (gedacht), in ſein Fäßla kennt' ke Trepfla Wei mehr ſei. Wi er nun hem (heim) kumma is, hat er ſei Fäßla nunter'n Keller gelegt, und der Wei in den Fäßla war ſo guat, daß ſei Geſt all lauter ſolche Wei verlangt ham. Aber es Fäßla is nit leer worn, immer fort is no Wei rausgeloffa. Endli is der Heckawerth übermithi worn und hat ſi bei ſeina Geſt gros mit gemacht, daß ſei Fäßla nemmer leer wäret, und hat di Gſchichta mit'n wilda Heer derzehlt, wi ſi ihn paſſirt war. Und wi er wider nunter'n Keller ganga is, is ſei Fäßla auf e mol ganz leer geweſa. Der Heckawerth hat's jezt oft bereit, daß er nit ſei Maul g'halta hat, aber es hat ihn nix mehr g'holfa.

674.

Der irrende Kornmeſſer zu Würzburg.

Mündlich. (Würzb. M. v. d. Vor.)

Hinter der Reierakerch (Reuererkirche) is a Gaß, di heßt mer die Korngaß. In dera Gaß is a Kornboda und g'hert en Magiſtrat. 's war e mol in Wörzborg a groſsa Theierung und Hungarsnoath, und

viel arma Leit ſen vor Hungar g'ſtorba, weil ſie ke Geld und ke Broad g'hatt ham. Doa hat nun der Magiſtrat ſein Kornboda aufmach laſſa, daß fier die arma Leit Korn hergeba und zua Broad gebacka wer ſollt'. Doa is a Kornmeſſer, der di Ueberſicht über'n Kornboda g'hatt hat, herganga und hat Nachts hemli viela Wega (Wagen) voll Korn an di Hätzfelder (Heidingsfelder) Juda verkauft und hat ſei arma Wörzborger Leit und 'n Magiſtrat drum betroga. Und weil er des nit g'beicht hat, muß er von ſein Toad o (an) als Geiſt umgeha. Jedesmol an Grüna Dunnerstag Nachts leßt er ſich ſeh und doa geat er von Elfa bis Zwelfa von Kornboda di Korngaſſ nauf bis an di Reiererkerch und wider zeruck und mus auf ſeiner Axel en Sack voll Korn und a Metz voll Wetz (Weizen) in ſeiner Hand trag. Und das mus er ſo lang thua, bis ihn amol a goldens Sunntagskind ſein Sack und ſei Metz abnimmt und ihn erleſt. Bis jetzt hat's aber no ke Menſch thua meg, weil ſie ſich all vor'n ferchta (fürchten), denn ſei Auga ſen ſo groaß wie Fenſterſcheiba.

675.

Das Kroatendorf (Krabattendorf) zu Würzburg.

Mündlich. (W. M. v. d. Vor.)

We mer von neia Thoar reikummt, und die erſta Gaſſ linker Hand naufgeat, ſo kummt mer an a Reiha Heiſer, und di heſſa di Wörzborger es Krabattederfla. Wi di Schweda von di Kaiſerlicha Saldata nausgejagt worn ſen, warn a a paar Kumpeni Krabatta debei. Und weil die Krabatta lauter Kerl warn, dena mer nit recht hat trau dörf, weil ſie gern lange Finger g'macht ham, ſo hat ſie ihr General mit enanner doa raus nei di klena Heisli eiquatirt. In dena Heisli ham grad ke Leit gewohnt, und weil di Krabatta nit in di Stadt nei gedörft ham, ſo hat mer di Heiſer es Krabattaderfla g'heſſa und ſo heßt's no heit ze Tag.

676.

Das Reierer Freßglöckche.

Mündlich. (W. M. v. d. Vor.)

In Reierer Kloſter war e mol a Sakriſtan, der hat nit gern gebett, ſondern hat en ganze Tag nix thua well als eſſ. Wenn er nun Mittag um a Zwölfa Ave Maria leit hat miß, ſo hat er immer nit ganz ausgeleit, daß er ehr zum Eſſa kumma is, und hat immer es letzte „Gegrüßet ſeiſt du, Maria," weggelaſſa. Das hat er lange Johr ſo fortgetrieba, bis er auf'n Todtabett gelega is. Da hat er's gebeicht und nach ſein Toad hat er lange Johr als Geiſt umgeha miß, bis ſei weggelaſſene Gegrüßet ſeiſt du Maria von ſein Nachfolger, en neia Sakriſtan, alle nachg'holt warn. Deßwega hat er allemol lenger leit miß. Das Gleckla aber, das ſo hell klingt, daß mer's unter alle Glocka und Glöckli von ganz Wörzborg raushert, hat mer von dere Zeit o es Reierer Freßgleckla g'heſſa, und alleweil (jetzt) no, wenn Mittag um a Zwelfa es Reierer Gleckla g'leit werd, ſaga di Leit in Sanerviertel (Sandviertel): „Herſt a, es Reierer Freßgleckla leit."

677.

Die Todtenmeſſe in der Marienkapelle zu Würzburg.

Mündlich. (W. M. v. d. Vor.)

Es is a mol in der Kapelle auf'n Mark dort a alter Mann gekniet, und der is vor lauter Midikeit eing'ſchlafa. Auf e mol wie er wieder aus der Kerch raus geha will, is die Thier ſcho zug'ſchloſſa. Er ſchreit und klopft an die Thier, aber ke Menſch hat en rufa g'hert, weil die Kerchathier gar ze dick is. So is es denn Nacht worn und der Mann hat ſi in en Stul nei g'ſetzt und hat g'ſchlafa. Nachts um a Zwelfa is er auf emol aufgewacht, und doa hat's rausg'ſchellt. Doa is a geiſtlier Herr rauskumma und is zu'n hohe Altar mit ſeine Miniſtrante higanga, und hat a Amt g'halta. Und die ganza Kerch war ganz hell, und alle Stiel ſen voller Leit gekniet, und auf der Orgel hat's ſo toll gelaut, wie's der Mann ſei Letti (ſein Lebtag) no nit g'hert hat, und ke enzig's

G'ſicht hat er gekennt. Alle ham ſie aber ausg'ſeha, als wenn ſe in Grab gelega wern. Doa ſchlegt's Ens (Eins), und auf emol war Alles mit enanner verſchwunda und in der Kerch war's wieder ſtockfinſter. Doa hat ſi der Mann ſo arg g'fercht, daß er an alle Glieder gezittert hat. Frua is er bei'n Ave Maria Leita endli rausgelaſſa worn, is hem ganga, hat ſi gelegt, hat gebeicht und nach acht Tag is er g'ſtorba. Des warn lauter Geiſter, die in der Kapelle umgeha.

678.

Das farbloſe Chriſtusbild.

Mündlich. (W. M. v. d. Vor.)

In der obere Gruft in der Neiminſterer Kerch ſtehat a Kreizbild von Holz. Doa is uner Herrgott an Kreiz, un helt die Arm über enanner gelegt. Das Bild is merkwirdi, weil's ke Farb onimmt. Emol hat a Maler en Auftrag kriegt, es Bild ozeſtreicha, und doa hat er en ganza Tag dezua gebraucht. Aber wi'n anera Morga die Leit nei die Gruft kumma ſen, war es heilige Kreizbild wieder ohne Farbe dort g'ſtana. Von dera Zeit o hat ke Menſch mehr getraut, des Bild ozeſtreicha.

679.

Die heiligen Fußſtapfen auf dem Nikolausberge.

Mündlich. (W. M. v. d. Vor.)

Droba auf en Käppela werd das Name Jeſu Feſt immer recht feierli beganga von dena Kapeziner. Es war a e mol es Name Jeſu Feſt, und von Nah und Fern ſen die frumma Leit haufeweis en Käppelesberg naufganga. Doa is die Motter Gottes mit'n Jeſukind a die Staffel naufganga bei alle Statione verbei, und hat a droba en Gottesdienſt mit Amt und Predig beigewohnt. Und zum Andenke, daß die Motter Gottes mit'n Jeſukind en Berg naufganga is, ſen auf der linke Staffelſeita zwe Fußſtapfe in a Platte eigedruckt. Die zwe Fußſtapfe ſen alleweil (jetzt) no ze ſeha.

680.

Würzburger Wahrzeichen.

Mündlich. (W. M. v. d. Vor.)

Auf der Wörzborger Brucka steha zwelf große Heiligebilder von Ste. Wenn vor Alters a Handwerksborsch von Wörzborg nach Karstatt (Karlstadt) kumma is, is er auf der Polezei dort g'fragt worn: Was mache die Heilige auf der Brucka in Wörzborg? — Und wenn er nit hat sag kenn: Sie mache a Dutzend — se ham s'en no e mol nach Wörzborg zeruckg'schickt, daß er die Stadt Wörzborg kenna lern kennt.

681.

Der Leichenzug im Domer Kreuzgange.

Mündlich. (W. M. v. d. Vor.)

In Thumer Kreizgang ham e mol die Schulbuba g'spielt. Doa ham sie en Tragbarrn genumma, ham en Buba draufgelegt und mit weißa Licher zuagedeckt, und soa ham sie g'spielt, als wenn sie en Todta begraba wollte. Und soa sen sie in Kreizgang rumgewallt. Auf e mol is in Kreizgang a Thier aufganga, hat dena Buba ihr Todtaboor abgenumma, und weg war die Boor mit sam en Buba, und die Thier war wieder zue. Ke Mensch weeß, wu der Bua hikumma is, er war e mol weck und is a nemmer zum Vorschein kumma.

682.

Die Langgasse zu Würzburg.

Mündlich. (W. M. v. d. Vor.)

Neber'n Graven Eckertsthorn gehat mehr a klens schmals Gäßla nauf, wu mer hi auf'n Mark kummt; des Gäßla heßt mer die Langgass'. Vor Alters is e mol frua vor'n Ave Maria Leita a Rathsherr dorch des Gäßla nauf nei die Kapelle ganga. Wie er an Graven Ecker verbei

war, is glei am Eck a ſchwarzer Mann g'ſtanna. Der hat ſie jetzt auf'n fetta Rathsherrn ſein Buckel g'henkt, und hat ſi von en trag laſſ'. Doa is en Rathsherrla die Gaſſ' ſo lang vorkumma, und der ſchwarze Mann is en ſoa ſchwer worn, daß er g'ſchwitzt hat. Endli wie's Ave Maria g'leit hat, is er erſcht an's End von Gäßla kumma, und wie er's Kreiz gemacht hat und hat o ze beta g'fanga, is der ſchwarze Mann auf e mol von ſein Buckel runtergeplumbt und war gleich verſchwunda. Von dera Zeit o heßt mer des Gäßla die Langgaſſ', und allewell (jetzt) heßt's a no ſoa.

683.

Der Engelszug bei Würzburg.

Mündlich. (W. M. v. d. Vor.)

Auf's Käppele droba, wu jetzt die Kapeziner ſen, kumme alle fufzig Johr die Engel mit brennenda Kerza obo iber'm Berg rieber gewallt und geha nei die Kerch und ſinga. Anna (Anno) 1841 hat mer ſie es letzte Mol g'hert, doa ham ſie ſoa ſchöa g'ſunga und ham die ganze Kerch ſoa ſchöa beleicht. Die Leit in der Nachberſchaft ham die Beleichtung g'ſeha und ham den wunerſchena G'ſang g'hert, und ham's nei's Wörzborger Abendblatt ſetz laſſ'.

684.

Des Teufels Windsbraut.

Mündlich. (W. M. v. d. Vor.)

En alter Häcker hat mer e G'ſchicht derzelt, wu ſein Vater begegent is. Der is e mol in Summer drauß ſein Wengert (Weinberg) geweſt und hat gearbeit. Neba ſein Wengert war a großer Kleeacker, und doa hat grad a Meed (Magd) en Kleea zammgerechent und auf Haufa gemacht. Mei Vater war grad an ſo en Kleeahaufa an der Owella (Pfad zwiſchen zwei Feldern) g'ſetza und hat e Käs und Broad eſſ' well. Auf e mol is a Windsbraut kumma und hat alla Kleeahaufa aus enaner

geſagt. Doa hat die Meed g'flucht: „Doa ſell aber glei der Teifel neifchlag!“ — Und in den Augeblick is die Meed von Wind aufg'hoba worn und is in die Luft verſchwunda. Mein Vater aber hat die Windsbraut ſein Käs mit ſamm en Papier mit fortgenumma. Ueber a Weil is ſei leers Käspapier wieder runterg'floga. Doa hat er g'ſagt: „Haſt en Käs g'freſſa, kannſt a es Papier behalt.“ — Ueber a Weil ſen dera Meed ihr Schlappa (Pantoffel) wieder runter g'falla, von ihr hat mer aber nix mehr g'ſena, und ke Menſch weß, wu ſie hi kumma is.

685.

Luther in Würzburg.

Mündlich.

Auf der Reiſe zum Wormſer Reichstage kam Doktor Martin Luther auch nach Würzburg, wo er im Kleebaum einkehrte, und die Maaß Wein, die er getrunken, noch ſchuldig iſt. Im Kleebaum ſoll früher ein Bild geweſen ſein, worauf Papſt Leo, Luther und Kalvin abgebildet waren nebſt dem Teufel, worunter folgende Verſe ſtanden:

Der Pabſt ſpricht:
„Ich bin das Licht.“ —
„Ich hab's geputzt“ —
Lutherus ſpricht.
Kalvinus will es gar ausblas,
S.....t ihm der Teufel auf die Näs.

686.

Das Feuermännlein und der Schiffer.

Mündlich. (W. M. v. J. Ruttor.)

Vor Alters is e mol Nachts a feierigs Männle hi an's Hätzfelder (Heidingsfelder) Fahr kumme und hat en Fehrer gerufa, er ſellt's in ſein Schelch nach Hätzfeld nieber fahr. Forchtſam und mit Zittern is der Fehrer nieber g'fahrn und hat es feierige Männle in ſein Schelch über'n

Mee (Main) rieber g'fahrn. Wie's Männle ausg'ſtiege is, hat's ſei Fahrgeld en Fehrer nei die Hand geb well. Der hat aber g'ſagt, es ſellt's nur auf's Bänkla hileg. Wie der Fehrer en anere Tag higeguckt hat, is a Goldſtick dort gelega.

687.

Die Studentenbeſen.

Mündlich.

Die Würzburger Studenten veranſtalteten einmal eine große Schlittenfahrt und luden alle Schönen der Stadt dazu ein. Die Herren Studio erhielten aber abſchlägige Antworten. Um dieſes zu vergelten, ſetzte jeder Student in den Rennſchlitten, den er leitete, einen Kehrbeſen mit Hut und Schleier hinein; und ſo fuhren ſie durch alle Gaſſen der Stadt. Von dieſer Zeit an ſind die Mädchen in der Studentenſprache „Beſen" geheißen bis auf den heutigen Tag.

688.

Die Neubauuhr zu Würzburg.

Mündlich.

Die Neubauuhr war ſonſt die Uhr, nach der man die andern Uhren richtete. Dieſe hatte ein alter Diener zu beſorgen. Einmal ſollten in der Neujahrsnacht alle Uhren Nachts um zwölf Uhr nach der Neubauuhr gerichtet werden; aber ſiehe da, um zwölf Uhr war unſere Neubauuhr ſtehen geblieben. Der alte Diener ward nun deßhalb aus dem Dienſte geſagt, und in der nächſten Nacht um zwölf Uhr mußte die Neubauuhr ſtatt einmal zweimal die Stunde ſchlagen. Und heute noch ſchlägt die Neubauuhr jede Stunde doppelt. Weil aber der weggeſagte Diener dieſelbe verfluchte, deßwegen bleibt die Neubauuhr ſo oft ſtehen, was noch heut zu Tage trotz allen Reparirens der Fall iſt.

689.

Der ewige Student zu Würzburg.

Mündlich.

Mancher, der nächtlicher Weile an der östlichen Seite des Universitätsgebäudes vorüberging, wo oben die Gitterfenster des Karzers herabschauen, hat schon eine in einen Mantel gehüllte dunkle Gestalt die Mauer entlang auf und ab wandeln gesehen. Das ist der ewige Student. Vor langen Jahren war einmal an der Würzburger Hochschule ein flotter Studio, dem Nachtschwärmereien und wüste Zechergelage zur andern Natur geworden. Der Karzer war daher sehr oft seine Herberge. Da er von seinem wilden Leben durch keine Ermahnungen abzubringen war, so wurde er von seinem Vater verflucht, ewig den Studentenkarzer zu hüten. So oft sich nun der ewige Student sehen läßt, deutet es eine neue Bevölkerung des Karzers an. So lange aber der ewige Student nicht von seiner nächtlichen Geisterwache abläßt, so lange blüht die alma Julia fort. Die Menschen sterben, die Wissenschaft lebt ewig.

690.

Das Studentenglöcklein zu Würzburg.

Mündlich.

Auf dem Universitätsgebäude erblickt man im Garten ein kleines Thürmchen emporragen. In diesem Thürmchen hing früher ein hellklingendes Glöcklein, welches man das Studentenglöckchen nannte, und welches von einem Pedell geläutet wurde, wenn die Kollegien anfingen, und wenn Studentenversammlungen stattfanden. Einst hatten sich mehrere Spaßvögel verabredet, während der Kollegien das Studentenglöcklein wie zum Sturme zu läuten, und dadurch die ganze Universität in Allarm und Verwirrung zu bringen. Sie führten ihr Vorhaben wirklich aus und läuteten mit allen Kräften; und siehe da, das Studentenglöcklein, gleichsam aufgebracht über solchen Unfug, riß den Schwengel ab, sprengte das Thürmchen auseinander und fiel in den Garten herab. Ein Professor

verfluchte das Studentenglöckchen, und ſeitdem kann kein Glöckchen mehr in dieſes Thürmchen gebracht werden. Und noch heute iſt das Thürmchen ohne Glöckchen zu ſehen.

691.

Der Schwedenthurm.

Von Guſtav Schwab.

Zu Würzburg ſteht ein grauer Thurm
Weitab vom luſt'gen Maine,
In ſeinem Balken pickt der Wurm,
Es nagt das Moos am Steine.

Die hohle Bruſt durchröchelt ſchwach
Ein roſtig Uhrwerk ſtöhnend,
Sein Stundenſchlag iſt auch noch wach,
Doch nur die Zeit verhöhnend.

Denn wenn die Glocken alle ruhn
Ein Viertel vor der Stunde,
Beginnt er ein verkehrtes Thun
Mit eh'rnem Lügenmunde.

Ob ſeinem frühen Schlage quält
Sich, was auf Märkten handelt,
Der Kranke, der die Stunde zählt,
Der Reiſende, der wandelt,

Wie dulden es die Städter nur,
Den Trüger ſtets zu hören?
So wißt: ſie mögen ſeiner Uhr
Den alten Fluch nicht ſtören.

Denn in dem dreißigjähr'gen Sturm,
Im langen Jammerkriege,
Da war der falſche Schwedenthurm
Einſt eines Gräuels Wiege.

Verſchwörer ſaßen dort verſteckt
In ſeiner Glockenſtube;
Ein dumpfer Streich ward ausgeheckt
In luſt'ger Mördergrube.

Als drauf die Stadt voll Frieden ſchlief,
Die unbewehrte Rechte
In ſichrem Schlummer ſenkten tief
Des Reiches treue Knechte;

Ein Viertel hub vor Mitternacht
Der Thurm an irr zu reden:
Zwölf Schläge dröhnten da mit Macht,
Laut riefen ſie den Schweden.

Und der verſtand das Zeichen wohl,
Ein Pförtlein fand er offen,
Das Blut in allen Kammern quoll,
Die Schlummerkiſſen troffen.

Der Strom empfing, als tiefes Grab,
Der Leichen ſchwer Gerölle;
Doch Jubel ſcholl vom Thurm herab,
Hoch oben jauchzt die Hölle.

Ihr Sieg war kurz, ihr Stachel ward
Geknickt durch ſchnelle Rache;
Dem Thurm verrätheriſcher Art
Ließ man des Truges Sprache.

Im Räderwerk der Wahnſinn knarrt,
So ſteht er grau, zerfallen;
Muß, bis man ihn als Schutt verſcharrt,
Von ſeiner Sünde lallen.

692.

Der Küfer im Hofkeller zu Würzburg.

Mündlich.

Als das große Faß Nr. 1. im Hofkeller zu Würzburg, welches 660 Eimer 24 Maas hält, zum ersten Male mit ausgezeichnetem Steinweine gefüllt wurde, verschrieb sich der trinklustige Küfer, welcher es gebaut hatte, dem Teufel unter der Bedingung, daß er, so oft aus dem Fasse Wein abgezapft oder solcher in dasselbe gefüllt werde, sich einen Rausch von Steinwein trinken dürfe. Dies war auch der Fall, da er jede Weinfüllung zu besorgen hatte. Als er sich einst bei einer solchen Füllung wieder einen Rausch getrunken hatte, stürzte ihn der Teufel die Treppen hinab, so daß er den Hals brach. So oft nun aus diesem Fasse Wein abgezapft oder in dasselbe neu gefüllt wird, hören die dabei beschäftigten Küfer ein gieriges Schlürfen, denn es ist der Geist des Küfers, der sich einen Rausch trinkt. Wohl mit Beziehung darauf mahnt eine alte Inschrift an jenem Fasse:

„Du aber, der du trinkst, leb' wohl und denk dabei,
Daß Gott von dieser Gab' der höchste Schöpfer sei."

693.

Pipin auf der Brücke zu Würzburg.

Mündlich.

Auf der Mainbrücke zu Würzburg steht eine Statue des heiligen Pipinus, die bei den alten Würzburgern in hohen Ehren stand. Es soll nämlich der heilige Pipin an dieser Statue guten Rath und Aufklärung ertheilt haben. Hatte ein Bürger eine häusliche Angelegenheit, in der er Rathes bedurfte, so ging er Abends auf die Brücke und betete dreimal: O heiliger Pipinus, was soll ich thun? Und bis zum andern Morgen hatte ihm der heilige Pipin guten Rath gegeben, und er wußte, welchen Entschluß er fassen solle. Daher hört man noch heute die Würzburger sagen, wenn Einer nicht recht schlüssig werden kann: Geh auf die Brücke und befrage den heiligen Pipinus.

694.

Der Hexenthurm in Würzburg.

Mündlich.

Im Zwinger steht an der Stadtmauer ein alter Thurm, den jetzt ein Aufseher über die Glacisanlagen bewohnt. Das ist der Hexenthurm. In diesem Thurme wurden die Hexen eingesperrt und gequält, um sie zum Geständnisse zu zwingen. In gewissen Nächten vernimmt man im Thurme ein sonderbares Heulen und Aechzen. Das sind Geister von Hexen, welche viele unschuldige Mitbürgerinnen als Hexen angaben und zum Feuertode brachten. Auch will man schon öfters in gewissen Nächten im Zwinger graue Spukgestalten mit Ofengabeln in der Hand auf- und abwandeln gesehen haben.

695.

Renata in Unterzell.

Mündlich.

In den Gebäuden des vormaligen Prämonstratenser-Nonnenklosters zu Unterzell spukt oft in heiligen Nächten eine verschleierte Nonne. Sie trägt einen Rosenstrauß in der Hand, und wandelt mit langsamen Schritten durch die dem Gottesdienste entfremdeten Klosterhallen. Dies ist der Geist, der am 21. Juni 1749 auf dem Hexenbruche bei Würzburg als die letzte Hexe in Franken und in ganz Deutschland verbrannten Maria Renata Singer von Mossau. Jedesmal, wenn sie bei ihrer nächtlichen Geisterwanderung eine Rose aus ihrem Strauße zerpflückt hat und zu Boden fallen läßt, soll es anzeigen, daß in Würzburg in Kurzem ein geistlicher Herr sterben werde.

696.

Das Marienbild auf der Feſtung.

Mündlich.

Auf dem nordöſtlichen Thurme der Feſtung Marienberg bei Würzburg befindet ſich ein Marienbild. Als im Schwedenkriege die Feſtung von den Schweden erſtürmt worden war, kletterten mehrere Schweden auf den Thurm, um das Marienbild, das ſie für Gold hielten, zu rauben. Als nun einer die Höhe erreicht hatte und das Bild anfaßte, rief er höhniſch: „Da haben wir die H—.“ Augenblicklich ſtürzte er herab und brach den Hals. Erſchreckt ſtiegen ſeine Kameraden herab, und wollten nichts mehr von einem Raube des Marienbildes wiſſen.

697.

Der wandelnde Thürmer.

Mündlich.

Am Grafen Eckartsthurme zu Würzburg ſteht öfters Nachts ein grauer Mann unten an der Straßenecke. Wenn man ihn anſieht, verlängert er auf einmal ſeine Geſtalt, und wird ſo groß, daß er mit ſeinem Kopfe die Thurmuhr erreicht, an die er dann mit der Hand greift. Dies iſt der Geiſt eines Stadtthürmers, der einſt ſeine Sturmglocke nicht zog, als in dem Hauſe eines ihm feindlichen Bürgers Nachts ein Brand ausgebrochen war.

698.

Die Burkardswecke.

Mündlich.

Der heilige Burkardus, der der erſte Biſchof von Würzburg geweſen, ließ einſt während einer Hungersnoth bei einem Bäcker Wecke backen, und ſie täglich unter die armen Leute vertheilen. Deßhalb feierte das Würzburger Volk lange Zeit hindurch ſeinen Jahrtag am 14. Oktober mit

einer alten Sitte. Es wurden von den Bäckern Wecke von einer eigenen Form, nämlich der eines Ringes, am Festtage des heiligen Burkardus, unter dem Namen der Burkards-Wecke gebacken, und Freunde, die sich zufälliger Weise an selbigem Tage begegneten, grüßten sich um einen Burkards-Weck, den derjenige bekam, so dem andern mit diesem Gruße: „Guten Morgen um einen Burkards-Weck" zuvorgekommen war. Jetzt werden solche Burkardswecke von den Bäckern im sogenannten Burkarder- oder Mainviertel noch gebacken; aber die Sitte, dieselben zu verschenken, ist außer Brauch gekommen.

699.

Die Michelswecke und der Lichtbraten.

Mündlich.

Die Handwerker feierten sonst in Würzburg den Tag des Erzengels Michael als des Besiegers des Fürsten der Finsterniß durch ein Festmahl. Da mußte den Handwerksgesellen von ihrem Meister ein Braten, den man den „Lichtbraten" nannte, zum Besten gegeben werden, weil dieselben am andern Tage bei Licht zu arbeiten beginnen mußten. Auch wurden eigene Wecke an diesem Tage gebacken, die man die Michelswecke nannte. Heut zu Tage werden die Michelswecke am 29. September in eigenthümlicher Form noch von allen Würzburger Bäckern gebacken, der Lichtbraten aber wurde von den Handwerksmeistern auf den vorhergehenden oder nachfolgenden Sonntag verlegt.

700.

Der Wallfisch zu Würzburg.

Mündlich.

In der guten alten Zeit unserer Ahnen war die Sang- und Dichtkunst nicht so unbeachtet beim Volke, wie in der gegenwärtigen Zeit, wo man Dichter im Elende zu Grunde gehen läßt, wovon wir Beispiele erzählen könnten. Damals zogen die Meistersänger und fahrenden Schüler im

Lande herum, und brauchten nirgends eine Paßkarte aufzuweiſen. Sie ſtimmten ihre Lieder an, und wo ſie einſprachen, waren ſie willkommen und wurden auf's Beſte bewirthet und verpflegt. Da ſteht zu Würzburg in der Bankgaſſe ein Haus, worin jetzt eine Bierwirthſchaft iſt. In dieſem Hauſe nun ſprach in jenen Zeiten einmal ein fahrender Schüler ein, und wurde ſehr herzlich aufgenommen. Dem Hausherrn gefiel beſonders ein Lied vom Propheten Jonas im Wallfiſchbauche, das der fahrende Schüler nicht oft genug ſingen konnte. Da der Hausherr unerſättlich in ſeinem Verlangen war, das Jonaslied zu hören, mußte ihm der fahrende Schüler verſprechen, drei Tage lang ſein Haus nicht zu verlaſſen. Als der dritte Tag zu Ende war, veranſtaltete der Hausherr ſeinem theuren Sängergaſte einen Abſchiedsſchmaus, und lud ſeine Freunde dazu ein. Der fahrende Schüler ſang beim Weggehen, er komme jetzt auch nach drei Tagen wie der Prophet Jonas aus dem Wallfiſchbauche. Von der Zeit an nannte man dies Haus den Wallfiſch, und ſo wird es noch jetzt vom Volke geheißen.

701.

Die eiſerne Hoſe.

Mündlich.

Hinter der Marienkapelle zu Würzburg ſteht ein Haus, welches den Namen „eiſerne Hoſe" führt. In dieſem Hauſe wohnte im Jahre 1525 der bekannte Ritter Götz von Berlichingen mit der eiſernen Hand, ſo lange er als einer der Kommandanten des „armen Konrad," des Bauernheeres, im Bauernkriege zu Würzburg verweilte. Da hielt er auch einen Domherrn gefangen, und ließ ihn in eine eiſerne Hoſe, die er eigens hatte fertigen laſſen, ſtecken, um ihn dadurch zu zwingen, anzugeben, wo ſeine verborgenen Schätze lägen. Allein der geiſtliche Herr blieb ſtandhaft. Nach Beendigung des Bauernkrieges ließ er nun zur Erinnerung an ſeine ausgeſtandenen Leiden ober der Thüre dieſes Hauſes an die Wand eine eiſerne Hoſe malen, und von der Zeit an nannte man dieſes Haus die „eiſerne Hoſe." Die gemalte eiſerne Hoſe iſt zwar verſchwunden, aber das Haus wird von den Würzburgern noch heut zu Tage die „eiſerne Hoſe" genannt.

702.

Das Horenbrünnlein bei Würzburg.

Mündlich.

Auf der Wiese, die vom Burkarderthore gegen Heidingsfeld führt, sammelt eine vom Nikolausberge herabkommende Quelle in einer kleinen von der Kunst gemachten Grotte ihr gutes Wasser. Dieses Brünnlein, an dem so mancher Wanderer ausruht und sich durch einen frischen Trunk erquickt, heißt das Horenbrünnlein. Diesen Namen erhielt das Brünnlein daher, weil an demselben zwei Mönche aus dem nahen ehemaligen Andreaskloster ihre Horas zu beten pflegten, und die Quelle geweiht hatten. Seitdem soll dieses Wasser Heilkräfte für Brustleidende besitzen.

703.

Der Mühlgeist.

Mündlich.

In der Kanalmühle zu Würzburg soll man zeitweilig Nachts ein großes Poltern und Jammern gehört haben; das ist der Mühlgeist, welcher sich in der Neujahrsnacht neben dem Mühlrade sehen läßt. Derselbe war einst ein Müllerbursche und liebte ein Mädchen, in welches noch ein anderer Müllerbursche verliebt war. In der Neujahrsnacht stieß er seinen Nebenbuhler mit einem höllischen Fluche in das Mühlwerk hinab und muß nun zur Strafe als Mühlgeist wandern.

704.

Die Neujahrsrosen.

Mündlich.

In Würzburg war einmal ein Fürst, der die Rosen ungemein liebte. Immer mußten sie seine Tafel schmücken und mit Duft erfüllen. Einst war ein ungeheuer kalter Winter, alle Blumen erfroren in den Gewächs-

häusern, da die Gartenkunst noch keine so hohe Stufe erreicht hatte, als heut zu Tage. Das that dem Fürsten unendlich leid, daß er seine Lieblingskinder, die Rosen, entbehren mußte. Dies war auch den Würzburgern bekannt, und die Bürger traten in Berathung, wie sie am Neujahrstage ihrem geliebten Fürstenherrle seine langentbehrten Rosen ersetzen könnten. Blühende Rosen waren nirgends aufzutreiben. Da verfiel ein Bäcker auf den Gedanken, Rosen aus Backwerk zu formen und dem Fürsten als Neujahrsgeschenk zu bringen. Der Gedanke fand Beifall. Am Neujahrstage brachte jeder Würzburger Bäcker dem Fürsten eine frischgebackene Rose. Der Fürst war über diesen Einfall sehr erfreut und verlieh den Bäckern mehrere Privilegien. Seit der Zeit backen die Bäcker in Würzburg Neujahrsrosen, welche sie meistens als Neujahrsgeschenke an ihre Kunden geben.

705.

Der Schenkenthurm bei Würzburg.

Mündlich.

Im Schenkenthurme hauset ein Lindwurm und ein Zwerg. Die Ritter des Schenkenschlosses, von dem nur ein Thurm und einige alte Mauerreste heut zu Tage noch übrig sind, waren Raubritter. Von der Burg führte ein geheimer Gang bis an den Main, und war mit einer an einem Drahtzuge hängenden Glocke versehen, wodurch ihnen jedesmal verkündet wurde, wenn ein Kaufmann des Weges zog. Tief in dem finsteren Schachte des verfallenen Gemäuers liegt geraubtes Gut aufgehäuft, von dem Lindwurm bewacht. Um Mitternacht kommt aus dem nahen Gehölze ein Zwerglein dahergeritten und führt auf einem schwarzen Rappen neben sich ein schwarzes Gerippe in Ketten nach dem Thurme. Da bekommt das Gerippe wieder Fleisch und wird von dem Lindwurm umfaßt und zu Staub gepreßt. Es steigen Flammen auf und verzehren das Gerippe nebst dem Lindwurm; aus der Asche wallen scheußliche Würmer auf, welche sich selbst aufzehren. Da siedet's und braust's unten, und eine große Feuerglut umzischt den alten Thurm. Wenn der Vollmond vor dem nahenden Tage sich verbirgt, besteigt das Zwerglein wieder seinen luftigen Rappen und reitet in's Gehölze zurück.

706.

Der Pudel im Schenkenthurm.

Mündlich.

Einſt bemerkten mehrere Metzgersbuben, welche beim Schenkenthurme ihre Hammel auf der Weide hüteten, Nachts einen halb verfallenen Eingang in den Thurm. Sie krochen hinein, kamen weit hinab und fanden eine ſchwere Geldkiſte, auf welcher ein ſchwarzer Pudel ſaß. Sie erfaßten nun ſtillſchweigend die Kiſte und ſchleppten ſie mühſam herauf. Als die Kiſte bereits oben war, und die freie Luft begrüßte, da rief einer von ihnen aus: „Gott ſei Dank, daß wir einmal ſo weit ſind!“ Kaum waren ihm dieſe Worte entfahren, ſo fiel die Kiſte aus ihren Händen und ſank in eine ungeheure Tiefe hinab, aus welcher ein fürchterliches Geheule heraufſcholl. Und die Metzgerbuben konnten den Eingang nicht mehr finden, von dem ſie voll Schrecken hinweggelaufen waren.

707.

Der Pflaſterer auf dem Hofplatze.

Mündlich.

Auf dem Hofplatze vor der Reſidenz zu Würzburg, der einen Flächeninhalt von 209,811 Quadratſchuh hat, hören oft die Schildwachen Nachts ein ſtarkes Klopfen, gerade, als ob gepflaſtert würde. Alte Leute erzählen, als der Hofplatz gepflaſtert worden, ſei die Arbeit an mehrere Pflaſterer gegeben worden. Einer von dieſen ſei nun öfters Nachts hingeſchlichen und habe das Pflaſter der Andern wieder aufgeriſſen, damit er am Meiſten verdiene. Deßhalb ſei er von jenen verwünſcht worden, müſſe als Geiſt umgehen, und ſei an die Pflaſterarbeit gebannt. Früher ſoll er manchmal von goldenen Sonntagskindern geſehen worden ſein.

708.

Der letzte Hieb.

Mündlich.

Vor Alters wurden in Würzburg häufig Zigeuner, wenn ſie in herumziehenden Diebsbanden aufgegriffen wurden, auf dem Pranger ausgeſtellt und dann auf den Galgenberg, wo jetzt der Kugelfang iſt, und damals ein Galgen ſtand, geführt und aufgehängt. Bevor ſie auf den Pranger hinauftraten und ehe ſie von demſelben herabſtiegen, erhielten ſie derbe Ruthenſtreiche, meiſt auf entblößte Körpertheile. Dann wurden ſie durch die Stadt nach dem Sanderthore, um einen Theil der Stadt herum und dann den Berg hinauf geführt. Denn zum Rennwegerthore durfte der Zug nicht hinausgehen, weil man ſonſt bei der fürſtbiſchöflichen Reſidenz vorbeigekommen wäre, und die Delinquenten die fürſtliche Gnade hätten anrufen können. (Noch jetzt müſſen die Delinquenten dieſen Weg machen und dürfen nicht an der Reſidenz vorüber.) Auf dem Wege zur Richtſtätte waren mehrere Stationen beſtimmt, wo die Delinquenten anhalten mußten, um Ruthenſtreiche zu empfangen oder mit eiſernen Zangen gezwickt zu werden. Einſt waren mehrere Zigeuner am Pranger ausgeſtellt, worunter ſich auch eine anmuthige Weibsperſon befand. Dieſe ſchien von adeligem Zigeunergeſchlechte zu ſein, da ſie ein äußerſt feines Hemd am Leib hatte, und wurde vom umſtehenden Volke gar ſehr bemitleidet. Als ſie nun auch Ruthenſtreiche empfangen ſollte, boten ſich mehrere junge Mannsperſonen an, die Hiebe anſtatt ihrer auszuhalten; allein es ward nicht angenommen, und die hartherzigen Henkersknechte ertheilten der adeligen Zigeunerin die diktirte Anzahl von Hieben. Auch auf dem Wege wurde ein ſolches Anerbieten von Seite der jungen Mannsperſonen nicht angenommen. Als ſie an der Stelle, wo man die Stadt zum letzten Male vor ſich liegen ſieht, ihre letzte Tracht Hiebe erhalten ſollte, murmelte ſie einen leiſen Fluch, und dem Henker erſtarrte die Hand, ſo daß ihm die Ruthe entfiel, und er nicht im Stande war, ſein Prügelamt zu vollziehen; und er blieb für immer gelähmt. Dieſe Stelle auf der Anhöhe nannte man jener Zeit „den letzten Hieb.“ Später ward ein Bierkeller daſelbſt erbaut, welcher noch jetzt dieſen Namen führt. Aber beim ſchäumenden Kruge denken wenige daran.

709.

Walther von der Vogelweide.

Von J. G. Seidl. — Zu den Sagenb. I., 243 mitgetheilten folgen hier weitere Gedichte, deren jedes die Sage entweder erweitert oder eigenthümlich darstellt.

Walther von der Vogelweide
War ein wackrer Sängersmann:
Sich und Anderen zur Freude
Stimmt er seine Lieder an.

Walther von der Vogelweide
Sagt und sang aus Herzensgrund.
Nahm in Freude wie im Leide
Sich kein Blättlein vor den Mund.

That sich Zwang in keinem Dinge,
Recht so, wie der Vogel singt,
Der da singt, damit er singe,
Nicht weil's Lob und Lohn ihm bringt.

Und so wie der Vogel eben
Sich bald da bald dort gefällt,
Zog er hin und her im Leben,
Seine Weide war die Welt.

Sechzig Lenze schon hat Walther
Eingeläutet mit Gesang;
Bis auch seinem frischen Alter
Einst das letzte Stündlein klang.

Dort zu Würzburg legt er nieder
Seinen morschen Wanderstab,
Bat im letzten seiner Lieder
Um ein stilles Sängergrab.

Bat, daß sie sein Grab bedecken
Einfach nur mit rohem Stein,
Welcher hohl an seinen Ecken,
Hohl auch oben möchte sein.

In die hohlen Ecken gieße
Man alltäglich frische Fluth,
Daß ein Born dem Vogel fließe,
Der darauf vom Fluge ruht.

Oben in die Höhlung streue
Man alltäglich frisches Korn,
Daß der Vogel baß sich freue,
Trifft er Atzung auch am Born.

Was er wünscht', es ward vollzogen,
Korn und Wasser fehlten nie,
Und so kam's zum Grab geflogen
Schaarenweis' voll Melodie.

Wenn noch kaum der Morgen graute,
Sang und zwitschert' es schon d'rauf,
Und sobald der Abend thaute,
Saßen dort die Vöglein auf.

Recht so eine Vogelweide
Gab es, wo im stillen Hag
Walther von der Vogelweide
Nie des Lied's entbehrend lag.

710.

Der Vogelſteller von Würzburg.

Von Alexander Kaufmann. — V. Karajan (Vortrag über Walther in der Sitz. der hiſt.-philoſ. Klaſſe der Akad. zu Wien am 1. Oktober 1851) läßt des Sängers Grab nicht von „Trauerweiden," ſondern von „der Linde" beſchattet ſein.

Wie luſtig rauſcht's, wie luſtig ſchwirrt's
Von Vögeln aller Arten!
Doch plötzlich ſchweigt es, ſtille wird's
Im grauen Münſtergarten.

Das Völklein merkt's: Es naht die Zeit,
Die Trunk und Körnlein ſpendet,
Wie's Walther von der Vogelweid
Den Sängern zugewendet.

Doch heute ſäumt der Sakriſtan
Ganz ungewohnter Weiſe —
Da ſteigt ein Burſch den Baum hinan
So leiſe, leiſe, leiſe —

Was freut ihn luſt'ger Vogelſang?
Er freut ſich ſchon im Sinne,
Gelingt ihm heut der gute Fang,
Am morgigen Gewinne:

„Zwei Pfennige die Nachtigall'
Zwei Amſeln einen Heller" —
Da knickt der Aſt, ein ſchwerer Fall:
Todt liegt der Vogelſteller! —

Als ſchnöde Habgier Trunk und Korn
Den Vöglein weggenommen,
Warum hat da nicht heller Zorn
Den Rächer überkommen,

Daß er mit jähem Strafgericht
Die Gierigen erſchlagen,
Die einem armen Vogel nicht
Gegönnt ein kurz Behagen,

Die gleich der Spreu des Dichters Wort
Geſchlagen in die Winde?
Ach, lange war der Baum verdorrt,
Herrn Walthers treue Linde!

711.

Des Sängers Grab.

Von J. F. Freiholz. — (Nach Fabricius und mündl. Ueberlief.)

Walther von der Vogelweide,
Aechtes deutſches Sängerherz,
Wollteſt nicht, daß man bereite
Dir ein Grab von kaltem Erz;
Nichts verlangſt du von der Welt
Als ein luft'ges Baumgezelt,
Daß der Vöglein muntres Singen
Noch zu dir in's Grab ſoll dringen.

Drum zu Würzburg bei'm Neumünſter
Hat man dir ein Grab gemacht,
Nicht von Steinen trüb und finſter,
Nur vom Himmel überdacht,
Einen Baum darauf gepflanzt
Daß du friedlich ſchlummern kannſt
Magſt des Windes Liedern lauſchen
Die durch Aſt und Laubwerk rauſchen.

So wird tief im kühlen Raume
Immer dir der Frühling kund,
Denn dich weckt aus roſ'gem Traume
Jedes Jahr der Vöglein Mund.
Von des Baumes Lebensſaft
Strömt auf dich auch Lebenskraft:
Deine ungeſung'nen Lieder
Blüh'n als Maienglöcklein wieder.

Kam mal einſt, ein Knab gegangen
Der die ſchönen Blümlein knickt
Und mit neidiſchem Verlangen
Nach den holden Sängern blickt.
Wie er ſüße Lockung gab
Keiner läßt des Dichters Grab,
Drum will er den Baum beſteigen,
Dann wird jedes Neſt ſein eigen.

Hoch zum Gipfel ſchon geſtiegen
Hat er manches Neſt zerſtört,
Mag der Aſt ſich mahnend biegen
Ihn hat falſche Luſt bethört.
Doch der Vögel Klaggeſchrei
Lockt Herrn Walther ſchnell herbei
Zürnend aus dem finſtern Sitze
Steigt er nach des Baumes Spitze.

Seiner Vöglein Qualen haben
Bittre Thränen ihm erpreßt,
Und ſo ſteht er vor dem Knaben
Schützend bei dem letzten Neſt.
Als der Knab Herrn Walther ſah,
Wußt er nicht wie ihm geſchah,
Schrecken lähmte ſeine Glieder
Todt ſtürzt er zur Erde nieder.

712.

Walther von der Vogelweide.

Von J. B. Goßmann.

Von allen Künſten ſteht doch oben an
Die wunderbare Kunſt der Lieder!
Und warſt du ihr nur einmal zugethan
Du kehrſt zu ihr beſtändig wieder,
Wie ſehr dich ſonſt des Lebens ernſter Plan
Auch zieht zum Troß des lauten Tages nieder.

Du ſingſt und ſingſt — und ſingſt dir nicht genug,
Du wirſt es ſtets von Neuem inne:
Es iſt ein unausſprechlich ſüßer Zug,
Ein Zauber, der beſtrickt die Sinne,
Gleich jenem, der dich zu den Sternen trug
Im jungen Lenze deiner erſten Minne.

Was kümmert dich die Welt mit ihrem Gold,
Du trägſt dein Glück im eig'nen Buſen.
Dem iſt von jeher Plutus ſelten hold,
Wem hold die Grazien und Muſen;
Du brauchſt dich nur auf ihren Ehrenſold,
Und nicht auf andern, fremden Sold zu fußen.

Hat Mit- und Nachwelt dein Geſang erfreut,
Dann ehren dich mit Kränzen beide.
So ward ſein Denkmal ehrenvoll erneut,
Daß es die Ruheſtätt' ihm kleide,
Die Würzburg's altehrwürd'ger Münſter beut
Dem edlen Walther von der Vogelweide.

Der zog als Jüngling wohlgemuth davon,
Und ſucht ſein Glück in weiter Ferne,
Er wandert von Paris nach Babylon,
Damit er allwärts Weisheit lerne;
Konſtantinopel beut dem Muſenſohn
Und Bagdads Himmel ſeine ſchönſten Sterne.

Er ſah zu ihnen auf mit heil'ger Brunſt,
Mit off'nen Augen, off'nen Ohren.
Zu Wien erlernt' er ſeine Liederkunſt —
Doch nein! — die war mit ihm geboren!
Wem nicht als Säugling ward der Muſen Gunſt,
Auf ewig iſt und bleibt ſie dem verloren.

Dann kehrt er von dem Wanderleben heim,
Nach langer Fahrt im Meer voll Klippen;
Da floß ihm, ſüß, wie Bienen ihren Seim
Aus tauſend Blumenkelchen nippen,
In manchem Bild und manchem ſüßen Reim
Der Weisheit Honig von den Sängerlippen.

Willkommen hieß er freudig überall
Wo er die Saiten ließ ertönen;
Die Ritter horchten ſeiner Laute Schall,
Mit thränenfeuchtem Aug' die Schönen,
Die dann in ihres Herzens Ueberſchwall
Mit manchem Kranz den edlen Sänger krönen.

Er ſang in heiligem Begeiſtrungsſtrom
Vom lieben deutſchen Vaterlande,
Und von des Himmels ewig blauem Dom,
Und von der Minne ſüßem Bande;
Nicht in der Sprache von Athen und Rom —
Deutſch ſingen bracht' ihm Ehre, keine Schande.

Er ſang ſo manchen Ritters Heldenthat,
Und ſang die Blümchen auf der Haide,
Der Tugend Ruhm, ob Lumpen ſind ihr Staat,
Dem Laſter Spott auch im Geſchmeide,
Denn wie das Leben vor den Blick ihm trat,
Er ſchmückt es mit des Liedes leichtem Kleide.

Dort auf der Wartburg in dem Sängerchor,
Von dem die Sage viel berichtet,
Dort trat auch er mit manchem Lied hervor,
Das er in heil'ger Gluth gedichtet,
Und ſeinen Tönen lauſchte jedes Ohr,
Und ruhmvoll ward der edle Streit geſchlichtet.

Dann ſang er von der Schmach der Chriſtenheit,
Aus trägem Schlaf ſie zu ermannen,
Daß ſie bekämpften dort im heil'gen Streit
Die Macht der Türken, der Tyrannen,
Bis Chriſti Grab von ihrer Wuth befreit,
Er ſelbſt auch nahm das Kreuz und zog von dannen! —

O ſtänd' er heute doch noch einmal auf,
Sein Lied von Neuem zu beginnen!
Verändert hat ſich jetzt der Zeiten Lauf,
Nun wär' es leichter zu gewinnen;
Kein Schwert — ein Wort bedingte jetzt den Kauf —
Schmach denen, die ſich um das Wort beſinnen! —

Sein Fuß beſchritt mit Andacht jeden Ort,
Den einſt in Knechtsgeſtalt beſchritten
Der Gottesſohn, das fleiſchgewordne Wort,
Und wo er hat für uns gelitten.
Lang weilt' er an dem heil'gen Grabe dort,
Ein ſelig Sterbeſtündlein zu erbitten.

Und als er endlich wieder heimgekehrt
Nach faſt unzähligen Beſchwerden,
Da fühlt er tief, was Salomon ſchon lehrt:
Wie eitel Alles iſt auf Erden,
Und er beſchließt, von frommer Gluth verzehrt,
Am Lebensabend Klausner noch zu werden.

Und dort wo einſt des heil'gen Kilian
Unſchuldig Martyrblut gefloſſen,
Hat eine Zelle ſich ihm aufgethan
Bei andern frommen Chorgenoſſen,
Und hat ihn ſo, nach ſelbſt gewähltem Plan
Vom eitlen Thun der Menſchen abgeſchloſſen.

Mit frommen Werken bringt er hin den Tag,
Die Nacht mit mancher ſtrengen Buße,
Liegt auf den Knie'n beim Abendglockenſchlag,
Und Morgens bei dem Engelgruße;
Doch, wie er faſten auch und beten mag,
Dabei verläßt ihn nie die treue Muſe.

Er ſingt ſein Lied der Himmelskönigin,
Im Büßerkleide ſtatt in Seide;
Und wenn im Hof ein Vögelein erſchien,
Ob her vom Wald, ob von der Haide,
Dann ſtreut er ihm die beſten Körnlein hin,
Der fromme Walther von der Vogelweide.

Und als nun ihrer alle Tag genug
Im Gärtlein dort zuſammen kamen,
Sie alle hörten, wann die Glocke ſchlug,
Wo ausgeſtreuet ward der Samen,
Da pickten ihm wohl auch im Niederflug
Aus ſeiner Hand das ſüße Korn die Zahmen.

Sein Teſtament das ſchrieb er endlich ſo:
„Die Seele Gott, den Leib der Erde!
Die Theilung macht, und deſſen bin ich froh,
Im Uebrigen mir nicht Beſchwerde,
Doch wünſcht' ich, wenn ich einſt dem Staub entfloh,
Daß noch mein Sängerſchwarm gefüttert werde!"

War ihm doch faſt, indem er weiter ſchrieb,
Als ob um ihn manch Vöglein weine.
„Das Wen'ge nehmet, was mir übrig blieb,
Ich habe ſonſt der Erben keine,
Und füttert mir, ich hab' ſie gar ſo lieb,
Die Vögelein auf meinem Leichenſteine!"

Er ſchrieb's und griff in's volle Saitenſpiel —
Wie heute hat's ihm nie geklungen —
Denn ach! der edle Sänger ſteht am Ziel,
Und hat ſein Schwanenlied geſungen. —
Wenn dir nun, was er ſang und that, gefiel,
Dann, Dichter, auf! und kühn ihm nachgerungen!

713.

Der Studentenbach.

Mündlich.

Durch grüne Wieſen und Rebenhügel drängt ſich ein Bach mit melodiſchem Murmeln hindurch nach Würzburg, der alten Frankenſtadt, die er durchfließt, mehrere Mühlen in ihr treibt und dann kurz nach ſeiner Vereinigung mit einem andern Bache, der Pleichach, in den Main ausmündet. Dieſer Bach heißt die Kürnach oder der Studentenbach. Ein Profeſſor ſoll einſt große Aehnlichkeit dieſes Baches mit der durch den römiſchen Dichter Horaz ſo herrlich beſungenen Blanduſiſchen Quelle gefunden haben, daß er ſeinen Schülern den Aufenthalt an dieſem Bache anrieth, und ſelbſt ſeine Muſeſtunden dort zubrachte. Seitdem konnte man immer am Ufer dieſes Baches auf den grünen Raſen gelagert, Studenten antreffen, welche die Gedichte des Horaz und Virgil ſtudirten. Und wirklich ſoll das Murmeln dieſes Baches begeiſternde Einwirkungen ausgeübt haben, und man nannte ihn ſeitdem den Studentenbach.

714.

Das Kilianusbrünnlein zu Würzburg.

Mündlich.

In der unteren Gruft der Neumünsterer Kirche ist neben der Grabstätte des heiligen Kilianus ein Brünnlein. Aus diesem Brünnlein soll der heilige Kilianus mit seinen Gefährten getrunken, und der Herzog Gosbert von Ostfranken nebst den Seinigen mit dem Wasser desselben getauft worden sein. Obwohl dieses Brünnlein nur jedes Jahr einmal, am Kilianustage, benützt wird, wird dessen Wasser doch niemals faul. Es soll gegen Augenweh gut sein und den Frauen ehelichen Segen bringen. Daher sagt man noch jetzt zu den Kindern, ihre Brüderlein und Schwesterlein seien aus dem Kilianusbrünnlein geholt worden.

715.

Der Maiengang.

Mündlich.

Vor achtzig Jahren wurde noch in Würzburg, wie in ganz Franken, der erste Mai als ein Volksfest gefeiert, von dem jetzt freilich unsere Jugend nichts mehr weiß. Die Mädchen sammelten sich in kleine Chöre und zogen von Haus zu Haus die Stadt durch. Eine trug eine Birke, die man den Maienbaum zu nennen pflegte, mit bunten Bändern geziert. Um diesen Baum schlossen sie, Hand in Hand geschlungen, tanzend und singend einen Reihen, empfingen an jedem Hause eine Kleinigkeit an Geld, das dann gesammelt, zur Veranstaltung eines festlichen Abendschmauses verwendet wurde. Der bei diesem Maiengange der fränkischen Mädchen gebräuchliche alte Volksgesang lautete:

Der Maye, der Maye
Ist gar 'ne schöne Zeit,
Da soll man lustig und fröhlich sein,
Lustig und fröhlich
Die Jungfrau, der Ehlich. *)

*) Der Verehlichte.

Das Patſchen, das Patſchen
Gefällt uns gar zu wohl.
Es muß ein reicher Kaufmann ſein,
Der uns ernähren ſoll.
Laßt die Jungfern ſpringen,
Laßt die Vöglein ſingen.
Der Maye, der Maye
Iſt gar 'ne ſchöne Zeit.

Auch war es Sitte, mehr auf dem Lande als in der Hauptſtadt, vor den Häuſern des Pfarrers, des Beamten, des Schulzen und anderer Leute, denen man Ehre erzeigen und eine Freude machen wollte, in der Nacht vor dem erſten Mai einen grünen mit Bändern gezierten Baum zu errichten, und dadurch die Bewohner gleich beim Erwachen zum Genuſſe der Freuden des Wonnemonats einzuladen. Man hieß dieſes: „Einem einen Mayen ſtecken" — und davon kam das fränkiſche Sprichwort: „Wem man nicht wohl will, ſteckt man keinen Mayen." —

716.

Urbanusfeier.

Mündlich.

Am St. Urbanustage (25. Mai) pflegten vor Alters die Winzer in Franken auf dem Markte die Statue des heiligen Urbanus auf einem mit einem Teppiche belegten, mit wohlriechenden Kräutern beſtreuten und mit Kränzen umhangenen Tiſch zu ſtellen. War der Tag heiter, ſo wurde — wie der Chronikſchreiber Johann Böhm von Aub ſagt, — die Statue bekränzet, reichlich mit Wein überſchüttet und auf alle mögliche Art den Tag hindurch verehrt. Regnete es an dieſem Tage, ſo wurde ſie mit Waſſer begoſſen, mit Koth geworfen und derb beſchimpfet. Denn die Heiterkeit des Tages, wo die Trauben ſchon blühen, war ihnen ein Vorzeichen eines guten und reichlichen Herbſtes, Regenwetter aber das Vorzeichen eines ſchlechten Herbſtes.

717.

Johannesfeuer.

Mündlich.

Am 23. Juni als am Vorabend St. Johannes des Täufers feierte ehemals das fränkiſche Landvolk, wie faſt alle deutſchen Provinzen, ein beſonderes Volksfeſt. Auf öffentlichen Plätzen wurde Feuer angezündet. Alte und Junge beiderlei Geſchlechts verſammelten ſich um daſſelbe und ergötzten ſich mit Tanz und Geſang. Jünglinge und Mädchen, Hand in Hand geſchloſſen, überſprangen auch den brennenden Holzſtoß. Man bekränzte ſich mit Kräutern und Blumen, mit Beifuß beſonders und Eiſenkraut, und in der Hand trug man eine Blume, Ritterſporn genannt. Dieſe hielt man vor die Augen, wenn man in's Feuer ſehen wollte, und glaubte dann, das ganze Jahr hindurch von allen Augenkrankheiten befreit zu bleiben. Wenn man nach Hauſe ging, warf man die Kränze, mit denen man umwunden war, in's Feuer, und ſagte dabei: „Mit dieſen Kräutern müſſe alles böſe Geſchicke verbrennen und fern von mir bleiben."

718.

Aſchermittwochsfeier.

Mündlich.

Am Aſchermittwoch verſammelten vor Alters in Franken die Jünglinge alle Mädchen, die das Jahr hindurch beim Tanze erſchienen waren, ſetzten ſie auf einen langen, niedrigen Leiterwagen und zogen ſie unter der Muſik einer Schalmei in einen Fluß oder See. Die Beſtreuung mit geheiligter Aſche mag alſo damals zur Sühnung der Ausgelaſſenheit bei der Faſtnachtsfeier ohne dieſe Reinigung nicht genug geweſen ſein.

719.

Dreikönigsfeier.

Mündlich.

Am Tage der heiligen drei Könige bereitete vor Alters jede Hausmutter in Franken den Teig zu einem Honigkuchen, dem sie einen Schilling beimischte. War der Kuchen gebacken, so theilte sie ihn in so viele Theile, als Mitglieder der Familie waren, worunter aber auch fünf Arme für diesen Tag aufgenommen wurden, welche den Herrn Jesus, die Jungfrau Maria und die drei Könige vorstellten. Wessen Theil am Honigkuchen den eingemischten Schilling enthielt, der war König des festlichen Tages. Man hob ihn dreimal unter lautem Jubelgeschrei in die Höhe nach alter deutscher Sitte, setzte ihn auf einen für ihn zubereiteten Stuhl, und alle Hausgenossen huldigten ihm als König. Er ordnete für den ganzen Tag die Feierlichkeiten und Ergötzlichkeiten. Sein erstes Geschäft aber war, mit Kreide die Thürpfosten im Hause mit drei Kreuzen zu bezeichnen. Man setzte viel Zutrauen auf die Kraft dieser Kreuze, und glaubte sich dadurch gegen viele widrige Zufälle gesichert.

720.

Das Schwedenlied.

Mündlich.

Die Schweden hatten über vier Jahre das fränkische Vaterland ausgesogen und ausgeplündert, so daß ganze Ortschaften am Bettelstabe herumgingen. Nach der Vertreibung der Schweden aus Franken im Jahre 1635 mußte auf längere Zeit von der Steuer- und Abgabenentrichtung Umgang genommen werden. Wenn ein Steuerbüttel sich erblicken ließ, wurde ihm sogleich von den Leuten das Schwedenlied entgegengesungen. Dies lautet also:

Der Schwed is kumma,
Hat Alles mitgenumma,

Hat Fenſter nei'gſchlaga,
Hat's Blei weggetraga,
Hat Kugel draus gegoſſa,
Hat die Bauern mit derſchoſſa.

Dieſes Lied konnte man noch vor einigen Jahren von alten Leuten in vertraulichem Familienkreiſe in Würzburg abſingen hören.

721.

Die Thurmdächer der Burkarduskirche zu Würzburg.

Mündlich.

Als die zwei Thürme der Burkardskirche zu Würzburg mit Schiefern bedeckt werden ſollten, ſtand der Baumeiſter mit ſeinem Töchterlein unten, den Bau betrachtend. Da fiel ein Schieferſtein herab, traf und verwundete das Töchterlein des Baumeiſters. Da ſchwur derſelbe: das ſoll der letzte Schieferſtein geweſen ſein, der von dieſem Thurme gefallen. Er ließ nun die beiden Thürme ganz bis an die Spitze von gehauenen Steinen aufführen; und noch heut zu Tage fällt vom Burkarder Kirchenthurm kein Ziegelſtein herab.

722.

Der Todtenzug.

Mündlich.

Am Sonntage Lätare wurde vor Alters in vielen Orten Frankens der Todtenzug gefeiert. Die Jugend verfertigte ein Phantom von Stroh, das den Tod vorſtellen ſollte, und trug es auf einer Stange im Dorfe oder der Stadt herum, dann in die benachbarten Ortſchaften, und verbrannte es zuletzt. Der Zug fing nach dem vor der Predigt verleſenen Evangelium an. Man wähnte, daß, wenn dieſe Feierlichkeit unterbliebe, ein allgemeines Sterben folgen würde, oder daß Jemand aus dem Hauſe noch in dieſem Jahre ſterben müſſe, an welchem dieſes Phantom ſtehen bliebe. Man eilte alſo gleich dem Zuge mit Geſchenken entgegen. Sie

beſtanden gemeiniglich in Milch, Erbſen und dürrem Obſte. Manche benachbarte Ortſchaften aber zogen wie gegen einen gemeinſchaftlichen Feind bewaffnet aus und trieben ihn von ihren Grenzen ab.

723.

Das verzauberte Kiſſen.

Mündlich.

In der Reibeltsgaſſe zu Würzburg ſpukte im vorigen Jahrhunderte ein reicher Weinhändler, der ſeinen Bruder um ſein ganzes Vermögen gebracht hatte. Von einem frommen Kapuziner wurde er in ein Kiſſen gebannt und daſſelbe hinaus auf's Feld in eine Hecke geworfen. Ein Bauer von Theilheim, der das Kiſſen fand, warf es auf ſeinen Wagen, und nahm es mit heim. Als nun ſeine Ehefrau Nachts ihr Bett beſtieg und ſich auf das verzauberte Kiſſen gelegt hatte, fing es in demſelben ſich zu regen an, und die Bäuerin wurde in die Höhe geſchleudert. Sie warf nun das Kiſſen vom Bette in eine Ecke der Stube, und die ganze Nacht verſcheuchte ein furchtbares Getöſe den Schlaf der Familie. Am andern Morgen warf der Bauer das Kiſſen wieder auf ſeinen Wagen, und brachte es in die Hecke zurück, wo er es gefunden hatte.

724.

Das wüthende Heer bei Würzburg.

Mündlich. (Würzb. Mundart von J. Ruttor.)

A alte Häckersfrau hat mer a G'ſchichtla von ihrn Vater derzelt. Der is a mol an en Nachmittag naus ſein Wengert (Weinberg) ganga. Doa hat er an Weg a große, graua Katz ſitza g'ſeha, und dia hat a prächtigs Kreasla (Krauſe) von theiera Brabanter Spitza an ihrn Hals o g'hat. Wie die Katz auf en zuakumma is und hat en g'ſchmeichelt, hat er zu era g'ſagt: „Kätzla, du haſt ja a ſchens Kreasla o.“ — Auf e mol hat die Katz ihre Auga ſo feieri gerollt, is aufg'ſchwolla und fort

gega die Waldskugel zua higebraust. Und glei dernach is so a arger Storm kumma und so a args Dunnerwetter, daß mer gement hat, der jingsta Tag brechet o. Des war es withenda Heer, denn in zeha (zehn) Minuta war wieder es schensta Wetter.

725.

Konrads von Würzburg Tod.

Von August Schnezler. — S. v. d. Hagen Minnesinger IV. 724. H. Schreiber Taschenbuch für Gesch. und Alterthum in Südteutschland. 1846. S. 415. Koberstein Grundriß §. 95, A. 3.

In die stille Klosterzelle
Blinkt der Abendsonne Licht
Auf die schlichte Lagerstelle,
Auf ein todtenbleich Gesicht;
Zu dem Bruder Dom'nikaner,
Der schon Jahre lang hier wohnt,
Trat der strenge letzte Mahner,
Welcher keines Alters schont.

Um den Sterbenden kniet leise
Seiner Ordensbrüder Zahl,
Aber aus dem braunen Kreise
Glänzt auch mancher Ritterstrahl;
Freiburgs edler Herren viele,
Wackre Bürger noch dabei,
Meister in dem Saitenspiele,
Schließen auch sich an die Reih'.

Alle kamen sie zu lauschen
Konrads letztem Athemzug,
Konrads, der so hoch einst rauschen
Ließ des Liedes Adlerflug;
Würzburgs ruhmbekränztem Sohne
Bringen sie den Scheidegruß,
Der ihn zu des Höchsten Throne
Liebend noch begleiten muß.

Doch der Lebensmüde richtet
Noch einmal das Haupt empor,
Seine Blicke, neugelichtet,
Brechen durch des Todes Flor,
Und er winket, aufzuschließen
Seiner Zelle Fensterlein,
Daß ihn voller noch umfließen
Mag der Sonne letzter Schein.

Draus im Blau, im wolkenlosen,
Sieht man hehr vom Dome blühn
Seiner Pyramide Rosen
In der Purpurstrahlen Glühn;
Und die ehrnen Zungen regen
Sich nun auch zu dem Choral,
Der den frommen Abendsegen
Betet über Berg und Thal.

Dürstend hangen Konrads Augen
Am verklärten Münsterbild,
Klänge scheint sein Ohr zu saugen
Aus der Engel Luftgefild;
Seine letzten Kräfte sammeln
Nochmal sich zum neuen Schwung,
Leisen Munds, doch ohne Stammeln,
Spricht er mit Begeisterung:

„Brüder, Freunde aus der Runde!
Seid voll Dankes mir gegrüßt,
Daß ihr mir die bittre Stunde
Noch durch euren Troſt verſüßt!
Euerer Gebete Schwingen
Laſſen aus dem Erdenband
Leichter meinen Geiſt ſich ringen
Nach dem ew'gen Vaterland.

Von hienieden ſcheid' ich gerne:
Dieſe kampfestrübe Zeit
Hüllt des Sängers ſchönſte Sterne
Tiefer ſtets in Dunkelheit;
Alle Zügel läßt erſchlaffen
Sie der blinden Leidenſchaft,
Nur in Schmach noch übt die Waffen
Fürſtenſtand und Ritterſchaft.

Keines Ruhmes Ziele locken
Die verirrte Jugend mehr,
Zucht und Sitte flieht erſchrocken
Vor der Lüſte wildem Heer;
Rohe Lieder nur noch ſchallen,
Wüſter Spaß und Becherklang,
Wo ſonſt in den Ritterhallen
Tönte keuſcher Minneſang.

Wo nur noch die Fauſt ſich Recht ſchafft,
Da erlahmt des Harfners Hand;
Wo nur Tyrannei und Knechtſchaft
Er noch ſieht im Vaterland,
Wo er nirgends mehr noch Pflege
Hoffen darf für ſeine Kunſt,
Sucht er auf dem Himmelswege
Rettung aus der Erde Dunſt.

Darum hatt' ich hier in's Kloſter
Mich geflüchtet aus der Welt,
In den Port, wo ſturmdurchtoſter
Seelenhimmel ſich erhellt;
All mein irdiſch Minnen ſtreifte
Ab ich vor dem Friedensthor,
Denn in meinem Buſen reifte
Heiß mein höchſtes Lied empor.

Und ich ſchuf die goldne Schmiede,
Drin mein Herz mit vollſter Gluth
Zu Maria's Ruhmesliede
Hat verſchmolzen all ſein Gut:
Was nur Köſtliches mein Seelen-
Schacht umſchloß an Erz und Stein,
Gold und Silber und Juwelen
Schmiedet' ich ins Lied hinein.

Nehmt die Pergamentesrollen
Dort hervor aus jenem Schrank;
So nur, Brüder, Freunde! zollen
Kann ich euch noch meinen Dank
Für die Liebe, die dem greiſen
Mönche ſtets bewahrt ihr habt:
Wenn an dieſes Liedes Weiſen
Ihr nach meinem Tod euch labt.

Was ſo kühn ich jetzt geſprochen,
Nehmt es hin als Schwanenlied!
Mein Geräth iſt morſch gebrochen,
Selbſt zuſammen bricht der Schmied.
Von den andern Sängern neide
Ich nur einen einz'gen, dich,
Walther von der Vogelweide!
Du warſt glücklicher als ich.

Denn dein Grab iſt Würzburgs Erde,
Meiner theuern Vaterſtadt,
Und auf ſeinem Futterherde
Ißt ſich manches Vöglein ſatt.
Sei's, auch in der Fremde Grunde
Schläft der Sänger ſanft und kühl,
Lebt er fort im Freundesmunde
Und in ſeines Volks Gefühl.

Aber Euch, ihr jüngern Meiſter
In dem edlen Sangesſpiel!
Mögen reine, gute Geiſter
Leiten zu dem hehrſten Ziel!
Strebt zum Lenz des höhern Lebens
Aus dem Winterſturm der Zeit;
Baut auf Gott! — und nicht vergebens
Ringt Ihr nach Unſterblichkeit!“ —

Konrads Worte ſtill verklingen
Mit der Glocken letztem Zug,
Mit des letzten Strahles Schwingen
Nimmt ſein Geiſt den Himmelsflug.
Auf den Schatz der goldnen Schmiede
Drücken alle heiß den Mund:
„Friede ſeiner Aſche, Friede!“
Tönt aus jedem Herzensgrund.

726.

Der Teufelsſpuk im geiſtlichen Seminar zu Würzburg.

Mündlich.

Auch im geiſtlichen Seminar wurde früher ein Teufelsſpuk wahrgenommen. In demſelben iſt ein Zimmer, welcher das „Todtenkämmerlein“ heißt. Wenn dort Nachts einer vorüberging, öffnete ſich die Thüre, und der Teufel kam in Geſtalt einer alten Frau heraus, ſprang ihm auf den Rücken, und ließ ſich den ganzen Gang durch tragen. Dies paſſirte immer demjenigen, der ſein Brevier nicht vollſtändig gebetet hatte. Ein alter Pfarrer in Franken erzählt noch heute, daß er einmal den Teufel dort habe tragen müſſen.

727.

Die Hullefrau zu Würzburg.

Mündlich.

Zu Würzburg erzählen noch alte Leute von der Frau Hulle. Sie ſchlich in der Chriſtnacht auf den Straßen umher, hatte eine weite Haube auf dem Kopfe, war in einen weißen Mantel gehüllt, und hatte eine Ruthe in der Hand. So ſchlich ſie vor den Thüren der Häuſer herum, und wo in einem Hauſe böſe unfolgſame Kinder wohnten, da ging ſie hinein, öffnete die Thüre, und nahm die böſen Kinder in einem Sacke mit fort und trug ſie dem Teufel zu. Die Frau Hulle ſchleicht jetzt nicht mehr herum, aber in der Chriſtnacht kommen noch heute vermummte

Geſtalten, um die böſen Kinder zu ſchrecken und zu züchtigen. Und eine ſolche Spukgeſpalt nennen die Würzburger noch jetzt die Hullefrau oder den Hullepotz.

728.

Das Teufelsloch unter der Mainbrücke zu Würzburg.

Mündlich.

Auch bei dem Baue der Würzburger Mainbrücke fehlte der Teufel nicht. Das Hochwaſſer hatte die alte Brücke mit ſich fortgeriſſen, und es wurde eine neue gebaut. Da kam auch der Teufel und bot dem Baumeiſter ſeine Hülfe an. Doch dieſer ließ ſich mit dem ſeelenräuberiſchen Pferdsfüßler in keine Verbindung ein. Hierüber ergrimmt ſuchte jener den Bau auf alle mögliche Weiſe zu hemmen. Und wirklich brauchte man über hundert Jahre, um die Brücke zu vollenden. Nach ihrer Vollendung wollte der Teufel die Pfeiler untergraben, um ſie von den Wogen wegreißen zu laſſen. Doch da die Brücke ſchon durch kirchliche Weihe geſchützt war, als der Teufel ſein Zerſtörungswerk verſuchte, ſo vermochte er nur zwiſchen zwei Pfeilern ein Loch auszuhöhlen, und mußte dann abziehen. Dieſes Teufelsloch, gewöhnlich nur das „Loch" genannt, ſoll grundlos ſein und hat einen gefährlichen Strudel. Deßhalb paſſiren dieſes Loch ſelten die Schiffe, ſondern nur die Fichtelberger Flöße. So oft nun Flößer durch das „Loch" treiben, rufen ſie den Heiligen Johannes von Nepomuk an, deſſen Bild von Stein ober dieſem Loche unter der Brücke angebracht iſt.

729.

Die Martinsgans.

Mündlich.

Der St. Martinstag war von den älteſten Zeiten her in Franken für Geiſtliche und Laien ein der Freude beſonders geweihter Tag. Man kann ihn als einen allgemeinen Kirchweihtag in Franken anſehen; wenigſtens iſt höchſt wahrſcheinlich der erſte und entfernteſte Grund, warum

dieſer Tag zur allgemeinen Freude in Franken beſtimmt worden, was Lorenz Fries in ſeiner Würzburger Chronik bemerkt.

Unter den fünfundzwanzig Pfarreien, die König Karlmann dem Stifte Würzburg gegeben, ſind vierzehn, alſo mehr als die Hälfte, ſagt er, zu Ehren des heiligen Martinus geweiht worden. Da das Erzſtift Mainz, unter welchem auch Würzburg ſtand, St. Martin zum Schutzheiligen hat, ſo glaubt Fries, daß St. Bonifazius, der erſte Erzbiſchof von Mainz, jene vierzehn Pfarreien, bei deren Einweihung er perſönlich zugegen war, zur Ehre dieſes Schutzheiligen ſeiner Kirche geweiht habe.

Nebſt jenem erſten und entfernteren Urſprunge dieſer allgemeinen Landesfreude mag die damalige Lage der Geiſtlichkeit, und der Umſtand, daß gerade um Martinstag der Herbſt geendet, und man ſich nun aller Gaben der ländlichen Natur erfreuen konnte, die verſchiedenen Gebräuche beſtimmt haben, welche zur Feier dieſes allgemeinen Feſtes eingeführt wurden.

Da die Geiſtlichen Anfangs faſt alle nach Art der Mönche zuſammen in einem gemeinſchaftlichen Klauſtrum lebten, und zur Zeit des Advents ſowohl, als bald nach Weihnachten bis Oſtern faſteten, ward, wie Lorenz Fries nicht ohne Wahrſcheinlichkeit vermuthet, den gemeinen Konventsbrüdern, Kapländen und Kirchnern, die ſich ſonſt das Jahr über mit ſchlechter Koſt begnügen mußten, erlaubt, vor Anfang des Advents, ehe ſie in die Faſten traten, an einem Abende ſich etwas gütlicher als ſonſt zu thun. Da nun St. Martinstag als der Tag eines vorzüglichen Schutzheiligen des Landes von Geiſtlichen und Weltlichen mit beſonderer Freude und Fröhlichkeit begangen ward, verlegten ſie ſolchen ihren „guten Muth“ oder „Faſtnacht“ auf die St. Martinsnacht oder auf den nächſten Sonntag, wenn St. Martinstag auf einen Freitag oder Samſtag fiel. Damit ſie ſolches deſto baß thun möchten, trugen ihnen die Laien Gänſe, Kapaunen, Hühner und Enten zu. Etliche, die es beſſer meinten, verſchrieben ihnen dieſelben als eine jährliche Abgabe von ihren Gütern. Wohl ſtipulirten ſich auch Geiſtliche von ihren eigenen Gütern, wenn ſie dieſelben als Lehen an Bauern oder Bürger abtraten, einen ſolchen jährlichen Zins. Dieſe Abgabe dauert noch immer unter den Namen Martinsgänſe, Martinshühner und Faſtnachtshühner fort. Den Geiſtlichen thaten es die Laien nach, und kaum war ein Haus, wo nicht auf St. Martinstag eine gebratene Gans oder ein Schweinsbraten verzehrt wurde. Man koſtete dabei das erſte Mal vom neuen Weine. Wie ſich überhaupt die

Freude gerne mittheilt, so geschah es auch am St. Martinstage. An diesem Tage wurde zu Würzburg in vielen Häusern Wein an Arme aus religiöser Freigebigkeit ausgetheilt. Die Küster in den Stiftern erhielten von jedem Chorherrn und die Handwerksleute von ihren Kundschaften einen Krug Wein. Sogar ein öffentliches Schauspiel von sonderbarer Art gab man am Vorabende dieses Tages dem Volke zu Würzburg. Im Bruderhofe wurde ein Amphitheater errichtet. Am Vorabende von St. Martinstag nach der Vesper versammelten sich die Domherren auf den für sie zubereiteten Sitzen, dazu eine Menge Volkes. In diesem Circus, der mit Stroh belegt war, wurden zwei oder mehrere wilde Schweine auf einander gehetzt. Das Fleisch wurde dann theils unter die Vornehmern, theils unter das Volk vertheilt. Während dieses Schauspieles wurde den Domherrn Most präsentirt, und einer reichte dem andern den Becher.

730.

Das verwünschte Haus zu Würzburg.

Mündlich.

Hinter dem Arbeitshause zu Würzburg, wo der hintere Wachtposten auf- und abwandelt, steht ein Haus; das ist ohne Dach und kann nicht weiter als bis zum Giebel gebaut werden, weil es verwünscht ist. Davon erzählt die Volkssage Folgendes: Vor Alters, als der Teufel mehr Gewalt über die Menschen besaß, als heut zu Tage, lebte in diesem Hause ein Vater mit zwei Kindern. Diese waren ungehorsam und ungerathen. Einstmals als die bösen Kinder sich sogar thätlich an ihrem Vater vergriffen, rief dieser in der Hitze des Zornes: „Wenn euch nur der Teufel das Hirn einschlüge!" Und sogleich erschien der Teufel, ergriff die beiden Kinder und schleuderte sie mit solcher Gewalt an die Wand, daß sie gänzlich zerschmettert wurden. Da den Vater sein Zorneswunsch nach diesem Erfolge doch gereute, und er aus Gram seinem baldigen Lebensende entgegenflechte, so ließ er das Haus einreißen und verwünschte es, daß keine Familie mehr unter seinem Dache wohnen solle. Später wollte man dies Haus wieder aufbauen, allein man brachte kein Dach zu Stande, da es der Teufel jedesmal Nachts zerstörte. Und so steht das verwünschte Haus noch heute ohne Dach und Einwohner da.

731.

Der wandelnde Sterngucker zu Würzburg.

Mündlich.

Auf der Sternwarte auf dem Neubauthurme ſpukt ein Sterngucker, der jedesmal in der Vollmondsnacht auf dem Altane der Sternwarte mit einem großen Tubus= auf und abwandelt und alle Minuten den Mond beſchaut. Der war einſt unzufrieden, daß er mit ſeinen aſtronomiſchen Inſtrumenten nicht die nähere Beſchaffenheit des Mondes ergründen konnte. Er beſchwor deßhalb den Teufel und ſandte ihn nach dem Monde, um ihm die erſtrebte Kunde zu bringen. Allein der Teufel kam nicht wieder. Und ſo lange muß der Geiſt des gelehrten Sterngluckers auf der Sternwarte ſpuken, bis entweder der Teufel die verlangte Mondskunde bringt oder ein Würzburger Profeſſor dieſe durch ſeine aſtronomiſche Wiſſenſchaft geben kann.

732.

Die nächtliche Rathsverſammlung.

Mündlich.

Im großen Rathhausſaale zu Würzburg, wo jetzt die unterfränkiſchen Schwurgerichtsfälle verhandelt werden, ſieht man öfters Nachts eine unheimliche Beleuchtung aus den Fenſtern ſchimmern. Da halten Bürgermeiſter, Rath und Viertelmeiſter, die am 9. Mai 1525 ſich durch einen feierlich publizirten Beſchluß an die Aufſtändiſchen im Bauernkriege anſchloſſen und die Stadt Würzburg zur Hauptſtadt des „armen Konrad," des Bauernbundes erklärten, ihre nächtliche Geiſterverſammlung. Biſchof Konrad, dem ſie den Schwur der Treue gebrochen, und der damals ſein Vaterland als Flüchtling verlaſſen mußte, hat ſeinen Fluch über die Würzburger Rathsherrn ausgeſprochen. So lange dieſer Fluch nicht zurückgenommen, ſo lange müſſen die geiſterhaften Rathsverſammlungen fortbeſtehen.

733.

Der Spuk in der Universitätsbibliothek zu Würzburg.

Mündlich.

In dem Gewölbe der Manuscriptensammlung der Universität spukt von Zeit zu Zeit Nachts ein graues Männchen, welches einen Pack Pergamentmanuscripte unterm Arme trägt. Dies soll der Geist eines Bibliothekdieners sein, welcher einst den Schweden die versteckten werthvollen Manuscripte verrathen hat. Diese Manuscripte wurden sämmtlich von Gustav Adolph nach Schweden geschickt.

734.

Der wandelnde Kaufmann in Würzburg.

Mündlich. (W. M. v J. Kuttor.)

In Wörzborg is auf'n Mark (Markt) früher a Kaufmannshaus g'stanna, in dem is alle Johr in der heilige Adventszeit a Kaufmann umganga, der viel ungerechts Guat an sich gezoga hat. Der Lada (Laden) in Haus hat nach en Ave Maria Leita nix mehr aufblei dörf, sunst sen alle Lichter drinna ausgeblosa worn und die Thier war für die Leit, die von auße nei gewellt ham, verschlossa. Wie der Spuk gar ze arg worn is, is er von en Geistlia in a Kästle neigebannt worn, und mit den Kästle hat a Saldat nach Rom zun Pabst reis miß, und hat en Geist derlest. Von dera Zeit o hat der Spuk aufg'hert.

735.

Das Neuerer Küchenlatein.

Mündlich.

Im Neuererkloster zu Würzburg war einmal ein Koch, der nicht studirt hatte, aber oft von den Patern manchen lateinischen Brocken hörte und auffing. Hatte er nun solche Brocken aufgefangen, so hatte er nichts

Eiligeres zu thun, als dieſelben, die er oft mißverſtanden, ſeinem Küchenjungen mitzutheilen. Einſt kam unbemerkt der Prior in die Kloſterküche und vernahm, wie der gelehrte Koch ſeinem Küchenjungen die aufgeſchnappten lateiniſchen Brocken dozirte. Da ſagte der Prior lächelnd:

„Wenn Einer kann zwei Wort' Latein,
So will er ſchon ein Doktor ſein."

Seit der Zeit ſagen in Würzburg die Profeſſoren zu den Schülern, welche recht viele Böcke im Lateiniſchen machen: Das iſt Reuerer Küchenlatein!

736.

Der ſpukende Münzer.

Mündlich. (W. M. v. J. Ruttor.)

In der Minzgaſſ (Münzgaſſe), wua alleweil die Tobaksfabrik is, war vor Alters die ferſchtliche Minz. Doa drinna geht's heit no um. Wenn die heil'ge Zeita kumma, gehat Nachts a grauer Mann in dena Geng auf und ab und hat auf 'n Buckel a Kiſte voll Geld. Des is der Geiſt von en Minzer; der hat en Ferſchta um en ganze große Kaſte voll Geld beſchiſſa (betrogen), weil er unters Silber ſo viel Kupfer gemiſcht hat. Der muß ſo lang als Geiſt umgeha, bis ihn a goldens Sunntagskind ſein Geldkaſte abnimmt und en derleſt.

737.

Friedrich Barbaroſſa.

Von F. J. Freiholz.

In Würzburg's alten Straßen
Da ſteht ein ſtolz' Gebäud',
Das prangt als ein Gedächtniß
An Deutſchlands Ritterzeit.

Die Fenſter ſind verfallen,
Die Zimmer ſtehen öd
Und durch die alten Gänge
Der kalte Sturmwind weht.

Die Raben auf dem Dache
Die krächzen hohl ein Lied,
Von einem alten Kaiſer
Der todt durch Deutſchland zieht.

Er zieht durch alle Reiche
Die ihm einſt unterthan
Und fängt ob Deutſchland's Trennung
Stets neu zu weinen an.

Doch kommt er hin nach Würzburg
Und ſchaut das ſtolze Haus
Dann hört er auf zu weinen
Dann ſieht er freudig aus.

Und ſchönere Gefühle
Durchſtrömen ſeine Bruſt
Er ſieht des Hauſes Zinnen
Von ferne ſchon mit Luſt.

Und um die Geiſterſtunde
Kommt er d'rum jeden Mond
Durchſchreitet all' die Zimmer,
Die einſtmal er bewohnt.

Und in dem großen Saale
Da ſitzt er ſtundenlang,
Da klingt's in ſeinen Ohren
Wie himmliſcher Geſang.

Er denkt vergangner Freuden,
Er denkt vergangner Luſt
Und unter ſeinem Panzer
Schlägt höher ihm die Bruſt.

Hier ward vor vielen Jahren
Sein Weib ihm angetraut,
Drum wird er da ſo fröhlich
Und ſeine Freud' ſo laut.

Er möchte nimmer ſcheiden,
Da möcht er immer ſein,
Doch mit dem Hahnenrufe
Muß er in's Grab hinein.

Das iſt der alte Kaiſer,
Das iſt der alte Held,
Friederich Barbaroſſa
So nannte ihn die Welt.

738.

Die Trauben.

Von F. J. Freiholz.

Zu Würzburg in der alten Stadt der Franken,
Die ſtolz ſich hebt an blauen Maines Rand,
Dort wo des Steinweins ſüßer Saft gedeihet,
Da herrſchte einſt ein Biſchof fromm und gut.
Dem Stamm der Meſpelbrunn war er entſproſſen,
Dem alten, biedern, tapferen Geſchlecht.
Doch Ein Blatt flocht er in den Kranz der Ahnen,
Das nimmer welken wird in Sturm und Zeit;
Und bleibt die Eine Blume grün erhalten
So bleibt der ganze Ehrenkranz ſtets neu.

Ein ew'ges Denkmal hat er ſich geſetzet
Das ruht im Herzen ſeines Volkes tief,
Und ſtünde gleich der ſtolze Bau zertrümmert
So dächte man des frommen Julius doch.

Ein reicher Edler hatte ihn gebeten,
Er möchte Pathe ſein bei ſeinem Kind,
Julius willfahrte freudig dieſer Bitte,
Denn jeden Dienſt der Liebe that er gern.
Und als er ging, gab er dem ſtolzen Grafen
Ein Käſtchen, ſchön geformt aus Ebenholz:
„Das, ſprach er, meinem Pathen zum Geſchenke," —
Und kaum war auf dem Gang ſein Schritt verhallet,
Als auch der Graf das Käſtchen ſchnell erbrach,
Doch ſchneller warf er wieder zu den Deckel,
Denn was er hoffte fand er nicht darin.
„Das mir! du ſtolzer Biſchof! du ſollſt büßen
Mir einem Ebenbürt'gen dieſen Hohn!"
Und einem Diener gab er ſchnelle Weiſung:
„Da bringe das dem Biſchof Würzburg's hin."

Der Biſchof ſaß gerad beim frohen Mahle
Um ihn herum das fürſtliche Gefolg
Gelehrte Herrn, und Herrn vom fränk'ſchen Adel,
Da trat des Grafen Diener ſchnell herein:
„Mein Herr ſchickt euch das Weihgeſchenk zurücke
Er hätte ſelbſt genug von dieſer Frucht!"
So lautete des Knappen höhn'ſche Sendung.
Mit hoher Ruhe nahm es Julius hin.
Und gab dem Diener dieſe Antwort wieder:
„Bereuen wird dein Herr noch dieſe That,
Doch meinem Volke wird ſie Segen bringen."
Darauf erbrach er ſchnell das kleine Käſtchen,
Das angefüllt mit ſüßen Trauben war,
Doch Julius legt die ſchöne Frucht bei Seite
Und zieht den Kern des Käſtchens ſchnell hervor:
„Dank! ſtolzer Graf, im Namen aller Armen,
Denn jetzt erfüll' ich meinen Lieblingsplan,
Die Schenkungsurkunde die ich gegeben
Verwend' ich jetzt zu edlerm, beſſerm Zweck,
Und aus dem ſchönſten Schloß im Frankenlande
Verwandle ich das ſchönſte Hoſpital!"

Und Alles das, was Julius hier verſprochen
Verwirklichte ſich bald zu ſchöner That,
Verkaufen ließ er ſeiner Güter ſchönſtes,
Und baute auf das Julius-Hoſpital.
Das iſt das Denkmal, das er ſich geſetzet,
Das ſeinen Namen bis zur Nachwelt führt,
Das Würzburgs Ruhm Jahrhunderte geweſen,
Und nur mit Würzburg ſelber untergeht.

739.

Versbach.

Mündlich. (W. M. v. J. Ruttor.)

Do ham die Leit e mol e Derfle gebaut, und wie's ferti war, ham ſie nit gewißt, wie ſi's heſſ ſellte. Do hat Enet en Teifel beſchworn, er ſellt' ihn en Name ſag, weil er gedocht hat, er weret dann zum Schulza gewählt. Do is aber grad a Geiſtlier dorchs Derfle ganga, der zu en Kranke gange is. Wi der en Teifel g'ſeha hat, hat er's Kreiz gemacht und hat o ze beta g'fanga. Do is der Teifel g'ſchwind devo geloffa und wie er iber'n Bach niber g'ſprunga is, is er mit ſeiner linke Verſcha (Ferſe) nei'n Bach gepfletſcht. Und deßwega hat mer des Derfle Verſchbach g'heſſa und ſo heßt's alleweil no.

740.

Der Parlafer in Würzburg.

Mündlich. (Würzb. M. v. d. Vor.)

Wie mer alleweil no von alte Motterli (Mütterchen) hert, is alle Johr in der Wallborgesnacht zwiſcha Elfa und Zwelfa der Parlafer in era prächtiga Kutſcha mit vier groſſa Rappa dorch di Stadt Wörzborg g'fahr'n. Von Sanerthor (Sanderthor) is er reikumma, und do hat er immer dene Leit, die ſich en Teifel verſchrieba g'hatt ham, wenn ihr Zeit aus war, en Hals rumgebreat und hat ſie in ſeiner Kutſcha mit fort-

genumma. Der Parlafex war aber nix aners als wie der Teifel selber. Seit a Pabst alle Hexa und G'spenster nei die Hell verbannt hat, kummt der Parlafex a nemmer nach Wörzborg.

741.

Die Reuerer kommen hintennach.

Mündlich. (W. M. v. d. Vor.)

In Wörzborg is e mol a neier Förscht (Fürst) gewählt worn. Der war recht reich, recht lusti und freigebi, mit en Wort, er war a kreizbraver Herr. Wi er gewählt war, hat er große Festlikeite halte lass, ja, er hat sei ganz Volk ze Gast gelada. Auf der Thumgass' is a Brunna g'sprunga, aus den is aus sex Rehrn weißer und rother Wei rausg'flossa. Doa is in ganz Wörzborg ke seliger Mensch nichtern geblieba. Doa hat der guata Förscht a e groß Gastmal für alle geistlia Herrn in seiner Resedenz og'stellt. Alle geistlia Herrn sen dezua eigelade worn. Wie es Gastmal verbei war, und Alles scho aufgezehrt war, weils dena geistlia Herrn gar ze guat g'schmeckt hat, und mer auf en Förschta sei Wohl getrunka hat, sen erscht die Reierer kumma. Doa hat glei der Förscht g'fragt: „Ihr Herrn, worum kummt ihr denn so speat?" — Der alte Reierer Prier (Prior) antwort't: „Gnäd'ger Förscht, mer ham erscht (erst) unser Brevier gebet't." Der Förscht sagt in guter Launa: „I kann eich nit helf; es is Alles aufgezehrt, worum seid ihr nit eher kumma. Ihr geistlia Herrn, ruft mer all nach, was i eich alleweil (jetzt) vorsag: Die Reierer kumma immer hintenach." Und alle geistlia Herrn ham in en Chor geruffa: „Die Reierer kumma immer hintenach." Die Reierer aber ham drauf wieder mit hungria Bauch hem (heim) geha müss'. Und von dera Zeit o is es a Wörzborger Sprichwort: „Die Reierer kumma immer hintenach." Und des Sprichwort hert mer von di Leit owenda, wenn's en hintenach reit (reut).

742.

Der frevelnde Bäcker zu Zell.

Mündlich. (W. M. v. d. Vor.)

In der heilige Chriſtnacht derfa die Becka (Bäcker) nix back. Do is e mol vor Alters in Zell a Beckaborſch geweſt. Den hat der Teifel eigebloſa g'hatt, wenn er in der Chriſtnacht Broad backet, wäret er en großa Schatz fina. Der Borſch is Nachts aufg'ſtanna, und wie er runter nei die Backſtuba kumma is, hat er g'ſehna, daß ſei Herr es Mehl in ſein Kaſte eig'ſchloſſa g'hatt hatt. Wie er des g'ſehna hat, is er glei zorni worn und hat g'flucht: „Jetzt ſell aber der Teifel a neiſchlag!“ Jetzt is er vor die Thier von ſein Herrn ganga, hat geklopft und hat neigeruffa: „Meiſter, ihr hat es Mehl eig'ſchloſſa, und i will doch miſcha geha.“ — „Heit werd ja nix gebacka“ — ruft ihn der Herr zua. Ueber e Weil kummt der Borſch wieder geloffa, klopft an ſein Herrn ſei Stubathier und ruft: „Meiſter, ihr hat ja es Mehl eig'ſchloſſa, und i will doch miſcha geha.“ — „Heit werd ja nix gebacka“ — ruft der zorni. — Ueber e Weil kummt der Borſch zum dritta Mal geloffa, klopft an ſein Herrn ſei Stubathier und ruft noch a mol: „Meiſter, ihr hat ja's Mehl eig'ſchloſſa und i muß doch miſcha geha.“ — Zorni ruft jetzt der Meiſter aus: „So geha in drei Teifels Nama und miſch; da haſt e di Schliſſel, we mer vor dir doch gar ke Ruh hat.“ — Der Borſch hat die Schliſſel zun Mehlkaſta genumma und is fortganga. E Weil drauf hat mer in der Backſtuba ſemmern (jammern) g'hert; doa hat der Teifel en Beckaborſch neigemiſcht, und wie mer frua an Backofa hikumma is, warn Fetza von ſeina Kleeder und a paar Knocha dortgelega; denn es hat der Teifel in der heilige Chriſtnacht über die Frevler Gewalt.

743.

Der wandelnde Probſt zu Oberzell.

Mündlich. (W. M. v. d. Vor.)

In Kloſter Oberzell, das alleweil (jetzt) a große Maſchienafabrik is, geat in heilige Zeite a Geiſt in Kreizgang um. Des is a Probſt. Wie a mol vor e paar hunert Johr die Schweda nach Franka kumma ſen,

und Alles ausgeplündert ham und g'ſengt und gebrennt, ſen alle Geiſtlia aus 'n Kloſter Oberzell dervogeloffa. Doa hat der Probſt es Geld alles mit enaner an en hemlia Platz eigegraba und hat ken Menſcha anvertraut, wu es Geld vergraba war. Die Schweda ham es Kloſter niedergebrennt, und wie ſie wieder fort warn, is es Kloſter wieder nei aufgebaut worn. Aber der Probſt war g'ſtorba. Und weil er ken Menſcha g'ſagt hat, wu er's Geld hivergraba hat, ſo muß er von dera Zeit o als Geiſt umgeha. Wenn mern fiat, ſo helt er immer die rechta Hand in die Höha. Es Kloſter is ſcho beinah fufzig (fünfzig) Johr ke Kloſter mehr, aber en Probſt fiat mehr allewell immer no umgeha.

744.

Der Grabenreuter zu Würzburg.

Mündlich. (W. M. v. d. Vor.)

Still, hert, ihr Leit, was ich eich ſag',
Ihr kennt en Geiſt a ſeha;
Ihr derft nor heir an Channestag
Hi auf en Graba geha,
Doch an en Baum muß mer ſi ſtell,
We mer von Geiſt was ſeha ſell.

Wenn's Elfa ſchlegt dort auf der Uhr,
Hert mer's auf e mol trappe,
Von Kronich (Krahnen) fengt er o ſei Tur,
Sitzt auf en ſchwarze Rappe,
Und unter'n Arm tregt er ſein Kopf,
Sei Hand di helt ihn feſt bei'n Schopf.

So reit er nauf in volle Trapp,
Von weitem hert mer'n ſchnaufa;
Und runter wieder, doch ſei Rapp
Kann runterwärts nit laufa.
Do geats ſo langſam, o Herr Je,
Mer ment, von Blei wern jetzt ſei Bee.

So reit er auf und ab, bis Ens
Die Kercha-Uhrn thun ſchlaga;
Und immer, immer kummt no kens,
Will ſei Erleſung waga,
Denn Feier ſpeit ſei ſchwarzer Rapp,
Wenn nauf er ſprengt in volle Trapp.

Di G'ſchichte wißt ihr doch no nit,
Worum der um muß geha;
Merkt no a bißle auf, i bitt,
Sunſt kennt ihr's nit verſteha.
Di G'ſchichte o is ferchterli,
Korz will i's mach, ſunſt ferch i mi.

Es hat e mol a reicher Mann,
Verkauft ſei Sache alle,
Das ziege er nach Holland kann,
Weil's hier ihn nix mehr g'falle.
Und auf a Schiff er Alles brengt,
Und ſcho es End' der Reiſ' bedenkt.

Der Schiffmann hat en umgebracht,
Und hat en nei in Graba,
Kee Menſch hat's g'ſeha in der Nacht,
Kaum war er todt, begraba,
Und mit ſein Schiff und mit en Geld
Is gleich er nei di neia Welt.

Und auf en Kappe hi er kummt,
Nacht war's ſcho, hi zu'n Graba;
Und wie die Glocka Zehna brummt,
Muß ihn der Teifel haba:
Er ſchiaßt ſi ſelber dorch die Stern,
Und aus ſein Kopf fehrt raus ſei Hern.

Doch drinna hat kee Glück er g'hatt,
Sei Geld war bal bei'n Teifel;
Nach Wörzborg wieder reist er grad,
Worum, do is kee Zweifel.
Weil ſei Gewiſſe ihn ſo ſchwer,
Daß er's kann aushalt nemmermehr.

Und jedesmol an Thannestag,
Wu is der Mord dort g'ſcheha,
Do muß ſei Geiſt — wie i euch ſag' —
Um auf en Graba geha.
En Grabareiter heßt mer'n jetzt,
Hat viel Leit ſcho in Schrecka g'ſetzt.

745.

Das feurige Männlein bei Zell.

Mündlich. (W. M. v. d. Vor.)

In Zell ham e mol in der Adventszeit in era Stuba an Mee (Main) zwee Buba Abens g'ſpielt. Auf e mol ham ſie es Fenſter aufgemacht und ham nausgeguckt, und do is iber'n Mee drieba auf der Wieſa a feierigs Männle rumg'hopft. Die Buba ham jetzt g'ſchria: Hänsla, ge ri, Stitzeſcheißer, Neibeißer! Do is auf e miol es feierige Männle über'n Mee rieber kumma. Wi das di Buba g'ſehna ham, ham ſie g'ſchwind ihr Fenſter zueg'ſchmiſſa und ham ſie gar arg g'fercht. Auf e mol is es feierige Männle zu'n Fenſter reig'hopft, hat es Licht ausgebloſa und hat die zwee Buba ſo arg abgedruckt, daß ſie alle zwee a paar Wucha krank gelega ſen. Von dera Zeit o hat in Zell ke Menſch mehr en feierige Männle ruaff mög'.

746.

Der Baumeiſter des Doms zu Würzburg.

Mündlich.

Der Baumeiſter des Würzburger Doms vollendete ſeinen Tempelbau, wie ſo viele andere Baumeiſter, mit Hilfe des Teufels. Um ſich zu verewigen, hat er im rechten Seitenſchiffe des Doms in ſtolzem Hochmuth ſich ſelbſt nebſt ſeiner Ehefrau im Bette an der Decke abgebildet. Als er damit fertig war, verrenkte er ſich beim Herabſteigen einen Fuß. Er verfluchte deßhalb ſeine Skulptur. Dafür holte ihn der Teufel. Die Abbildung des Baumeiſters nebſt ſeiner Frau im Ehebette iſt noch vorhanden, kann aber nur an Sonn- und Feiertagen um halb elf Uhr Vormittags wahrgenommen werden, wenn die Sonne das Bild in der Ecke beſcheint.

747.

Der wandelnde Spitalverwalter.

Mündlich.

An der Kellerthüre des Bürgerſpitals zu Würzburg hört man in gewiſſen Nächten ein ſtarkes Geklopfe. Dann kommt ein Geiſt aus dem Keller und wandelt durch alle Gänge, eine Weinflaſche in der Hand haltend. Das iſt der Geiſt eines Spitalverwalters, der die Stiftung um viele hundert Flaſchen Bocksbeutel betrogen hat und deßhalb umgehen muß.

748.

Das grasloſe Plätzchen im Hofgarten.

Mündlich.

Auf der nordöſtlichen Seite des Würzburger Hofgartens iſt ein von Kaſtanienbäumen umgebenes Plätzchen, auf dem kein Gras wächſt. Dort ſoll der Sage zufolge ein Kriegsmann ſeine Geliebte aus Eiferſucht

erſtochen haben. Den Geiſt der Ermordeten wollen alte Leute mit fliegenden Haaren und blutiger Bruſt bei nächtlicher Stille klagend umwandeln geſehen haben.

749.

Das Irrlicht im Käferhölzchen.

Mündlich.

Im ſogenannten Käferhölzchen in der Nähe von Biebelried wurden zwei Männer von einem feurigen Männlein irregeführt. Dieſe kamen einſt ſpät in der Nacht von Biebelried her und gingen durch das Käferhölzchen. Als ſie eine Strecke weit gegangen waren, ſahen ſie plötzlich ein feuriges Männlein aus einem Buſche heraushüpfen, und dieſes lief immer zehn Schritte vor ihnen her. Sie konnten immer nicht an's Ende des kaum eine halbe Stunde langen Gehölzes kommen und wanderten die ganze Nacht hindurch rüſtig vor. Endlich früh beim Avemarialäuten erreichten ſie das Ende des Wäldchens und das Feuermännlein verſchwand; aber ſiehe, nun waren ſie wieder bei Biebelried an der Stelle, wo ſie das Hölzchen betreten hatten; denn das feurige Männlein hatte ſie irre geführt.

750.

Das Marienbild zu Dettelbach und die Schweden.

Mündlich.

Die Schweden waren auf ihrem Eroberungszuge durch Franken auch in das Franziskanerkloſter zu Dettelbach eingefallen. Die dortigen Mönche hatten ſich bei Zeiten geflüchtet. Die Schweden plünderten das Kloſter, und durchwühlten ſogar die Gräber in vergeblicher Hoffnung reicher Beute. Das wunderthätige Marienbild in der Kloſterkirche ließen die Feinde unverſehrt liegen, weil ſie nach deſſen genauer Beſichtigung einen beſondern Werth daran nicht gefunden. Einige Bewohner von Dettelbach ſahen die himmliſche Jungfrau, das Jeſuskind auf dem Arme tragend, und im Monde ſtehend, mitten über der Wallfahrtskirche ſchweben.

751.

Sommerachs Name.

Mündlich.

In dieſem Dörfchen, auf deſſen Rebenhügeln bekanntlich ein ausgezeichneter Wein wächſt, hatte ein Würzburger Fürſtbiſchof einen ganzen Sommer zur Stärkung ſeiner Geſundheit zugebracht. Als der Sommer vergangen und der Fürſt von dem freundlichen Dörfchen, das ihm ſo lieb geworden war, ſcheiden ſollte, machte ſein poetiſcher Kaplan ein Abſchiedslied an das ſchöne Dörfchen, welches mit den Worten begann: Sommer ach! du biſt verfloſſen. Von dieſer Zeit ſoll das Dörfchen den Namen „Sommerach“ führen *).

752.

Das Marienbild zu Dimbach.

Dimbach, Ldg. Volkach. J. Gropp coll. script. Wirceb. II., 85.

Es war um das Jahr 1312, da hatte ſich eine Bäuerin von Dimbach ſammt ihrem Knäblein hinaus auf das Feld zur Arbeit begeben. Wie das nun zu geſchehen pflegt, hatte ſie das Kindlein auf den Boden in's Gras geſetzt. Während ſie der Arbeit oblag, kam ein Wolf und trug es davon. Mit Entſetzen hört die Mutter das Geſchrei ihres Kindes, aber anſtatt dem Wolfe nachzulaufen, eilt ſie ſpornſtreichs zum nahen Kirchlein, fliegt zum Altar, reißt der Muttergottes das ſteinerne Jeſukindlein vom Arm und betheuert, es nicht eher zurückgeben zu wollen, als bis ſie ihr eigenes Kind aus den Klauen des Raubthieres zurück erhalten. Damit verläßt ſie die Kirche und läuft mit dem Jeſukindlein im Arm verzweiflungsvoll wieder dem Felde zu. Und ſiehe da, das grimmige Raubthier kommt der Verzweifelnden entgegen und legt ihr das Söhnlein wohlbehalten zu Füßen. Darauf bringt die Mutter voll Dank und Jubel das Jeſu-

*) Ich brauche wohl kaum zu bemerken, daß dieſe und ähnliche Wortableitungen nur als Beiträge zur „deutſchen Volksetymologie“ (ſ. Förſtemann in der Zeitſchrift für vergleichende Sprachforſchung von Aufrecht und Kuhn. Berlin 1851, I. Heft S. 1 ff.), keineswegs als Sagen Werth haben.

kindlein der Muttergottes zurück, nur daß ſie es anſtatt auf den linken Arm, auf dem es zuvor geruhet, auf den rechten hingeſetzt. Von ſelber Stund' an iſt viel andächtiges Volk nach Dimbach gezogen, auch der Ruf jenes Bildes in ganz Franken verbreitet worden.

753.

Die Kirche ohne Fenſter.

Mündlich.

Die Vogelsburg, unweit Volkach auf einer beträchtlichen Anhöhe gelegen und auf zwei Seiten vom Maine umſtrömt, ehemals ein Eigenthum des Karmelitenkloſters in Würzburg, hatte eine Kirche ohne Fenſter. Eine Volksſage der Gegend gibt als Urſache dieſes Umſtandes an, weil dieſelbe ohne die Erlaubniß des Würzburger Biſchofs von dem Grafen Hermann von Kaſtell erbaut worden ſei.

754.

Otelshauſer Glocke.

Bechſtein S. 148.

Ueber der Werrn drüben ohnweit Werneck breitet ſich eine weite Flurebene aus, auf welcher kein Dorf und kein Dach, kein Haus und kein Hof ſteht. Dort iſt es nicht geheuer, und man kann ſich leicht verirren, und Manchen hat es auch ſchon irre geführt. Mitten in dieſer Flurmarkung hat einſt vor vielen Jahren ein Dorf gelegen, Otelshauſen geheißen, wo in der Heidenzeit eine Gottheit verehrt wurde. Als nun St. Kilian auch in dieſen Gegenden das Chriſtenthum gepredigt hatte, und die Bewohner ſich zu demſelben bekannten, geſchah es, daß die Bewohner von Otelshauſen ſich wieder abwandten von der reinen Lehre, angeführt von den heidniſchen Prieſtern; da fluchte ihnen der Apoſtel und das ganze Dorf verſank mit allen Bewohnern. Die Flurmarkung deſſelben wurde darauf unter die Bewohner der Nachbarorte vertheilt, das ſind Theilheim, vulgo Dälheim, Schwanfeld, Eßleben und Weigolshauſen,

und ſoll von dieſer Theilung der Name von Theilheim herrühren, weil dort die Theilung geſchah, und dieſer Ort das Meiſte empfing. Auf der Markung von Theilheim ſcharrten lange nachher die Schweine eine Glocke aus der Erde, das war die Glocke aus der entweihten Chriſtenkapelle des verſunkenen Otelshauſen; ſie wurde eingeholt, auf den Kirchthum gehängt, und iſt lange nachher geläutet worden. Zum Andenken nahm das Dorf Theilheim eine Glocke in ſein Siegel, und führt ſolches bis auf den heutigen Tag.

755.

Die heilige Jungfrau ſchützt Münnerſtadt.

Die vor. Schrift S. 242.

Im dreißigjährigen Kriege, und zwar im Jahre 1641, wurde Münnerſtadt von den Schweden unter Anführung des Weimariſchen Generals Roſa hart bedrängt und belagert. Der Feind hatte auf dem Karlsberg ſeine Verſchanzungen und begann von ihm aus die Stadt zu beſchießen. In dieſer war eine fromme Brüderſchaft „zum heiligen Roſenkranz," die in ſolcher Bedrängniß heiße Gebete um Rettung zum Himmel ſandte. Als nun die Kanonade vom Karlsberge herab am heftigſten wurde, offenbarte ſich ein göttliches Wunder; denn die heilige Jungfrau erſchien in ihrer Glorie, umſchwebt von Engeln, im langen weißen Gewande und himmelblauen Mantel auf den Mauern und fing die feindlichen Kugeln auf. Darüber verwunderten und entſetzten ſich die Schweden, hoben die Belagerung auf und zogen von dannen. Zum Gedächtniß dieſer wunderbaren Rettung feiert Münnerſtadt bis heute noch ein Dankfeſt mit feierlichem Gottesdienſt und einer Prozeſſion, während welcher die Stadtthore geſchloſſen werden. Und am Marienaltar in der überaus ſchönen Pfarrkirche künden wohlklingende lateiniſche Diſtichen der Nachwelt dieſes Ereigniß.

756.

Steinerner Hund an der Kirche.

Die vor. Schrift S. 243.

Am nördlichen Eingang zur Pfarrkirche, oben linker Hand, iſt ein ſteinerner Hund eingemauert. Man erzählt, daß dieſes Bild den Hund des Maurermeiſters der Kirche vorſtellen ſolle, der ſeinem Herrn überall hin nachlief. Als nun einſt der Architekt ſchon hoch oben am Dachſtuhl arbeitete, kam der Hund auch hinauf, und ſprang, da ihn ſein Herr bedrohte, von droben herab, ohne nur im mindeſten beſchädigt zu werden. Da fertigte der Meiſter zur Erinnerung an dieſen glücklichen Sprung das Bild ſeines treuen Hundes, und brachte es an der Stelle an, wo daſſelbe ſich noch jetzt befindet.

757.

Die ſcharfe Scheere.

Die vor. Schrift S. 244.

Außen an der Pfarrkirche zu Münnerſtadt erſieht man einen Grabſtein, auf welchem eine Scheere eingehauen iſt. Der unter dem Grabſtein Ruhende war ein andächtiger Schneider, welcher ſich aber in ſeiner Andacht gar zu oft vom Teufel geſtört ſah. Dieſer erſchien ihm dann und flüſterte ihm zu, daß er recht viel Tuch in die Hölle werfen ſolle, und trieb auch ſonſt mit dem Schneider viele verfängliche Poſſen. Der Geplagte klagte ſeine Noth einem frommen Mann, und empfing von dieſem den Rath, ſo der Teufel das nächſte Mal ſich wieder einſtelle, ſolle er die Scheere nehmen, und ihm den Schwanz abſchneiden. Dieſem Rath beſchloß der andächtige Schneider zu folgen; er ſchärfte ſeine Scheere, und als der Teufel wieder kam, ſchnitt er ihm den Schwanz rups und kahl vom Leibe weg. Der Teufel ſchrie Mordjo! fuhr von dannen und ließ den Schneider fortan in Ruhe. Die Scheere blieb lange als Erbſtück bei der Familie. Auf dem Grabſtein grub man ihr Bild zum Gedächtniß

ein. Seitdem ſich das zu Münnerſtadt begab, geht nun der Teufel ohne Schwanz unter den Leuten umher, und iſt gar nicht mehr zu erkennen; daher kommt es auch, daß ſo viele ſagen, es gäbe keinen Teufel mehr.

758.

Der kniende Eſel.

Von Philipp Will.

Sieh aus der Kirche hohen Hallen
Den Prieſter andachtglühend wallen,
Den Kranken mit geweihten Händen
Das heil'ge Sakrament zu ſpenden.

Es reihet ſich zum ernſten Gange
Der Mönche Schaar im frommen Drange,
Die heil'ge Hoſtie zu begleiten
Um die ſelbſt Engel uns beneiden.

Und eine freche Menſchenrotte
Verhöhnt den Zug mit frevlem Spotte
Verfolgt die Mönche, drohet ihnen,
Aefft nach der Frommergebnen Mienen.

Doch, Gotteswunder, Himmelsſtärke,
Herr, unbegreifbar ſind die Werke,
Die Du vollbringſt in weiſem Rathe,
Und unerforſchlich Deine Gnade.

Ein Eſeltreiber kommt und raſtet
Mit ſeinem Thiere ſchwerbelaſtet.
Der Eſel ſchaut die freche Menge
Und lauſcht der Gläubigen Geſänge,

Fällt nieder, betet an im Staube,
Aus ſeinen Zügen ſpricht der Glaube,
Und nicht mit Worten, nicht mit Schlägen
Iſt er vom Platze zu bewegen.

Zu Münnerſtadt in Frankens Gauen
Geſchah dies Wunder. Noch zu ſchauen
Iſt an der Kirche äußern Wänden
Ein Bild von ungeübten Händen.

Man ſieht die freche Rotte ziehen,
Den Eſel andachtglühend knieen,
Es lebt der heil'gen Sage Kunde
Beſtändig in des Volkes Munde.

759.

Der goldene Brunnen.

Bechſtein S. 250.

Am Fuße des Veitsberges in der Nähe von Neuſtadt an der Saale, quillt ein Brunnen, welcher der goldene genannt wird. Sein Waſſer ſoll das beſte in der ganzen Gegend, und beſonders für die Augen ſehr heilſam ſein. Früher ſtand auf dem Veitsberg ein Kloſter, und von da

kamen die Nonnen herab, und holten Waſſer aus dem goldenen Brunnen. Auch jetzt, ſo geht die Sage, wird zu gewiſſen Stunden noch bisweilen die Geſtalt einer Nonne, vom Berg zum Brunnen herab oder vom Brunnen zum Berg hinauf wandelnd, erblickt. Wer ſie hinauf wandeln ſieht, dem ſteht ein Glück bevor, wer ſie aber herabkommen ſieht, und ihr ſpinnwebfarbiges Geſicht erblickt, dem kommt ein Grauen an, und er hat ſich nichts Guten zu getröſten. Kinder, die am goldenen Brunnen ſpielten, haben ſchon manchesmal goldene und ſilberne Schaupfennige mit Heiligenbildern dort gefunden, Erwachſene aber niemals.

760.

Hungersnoth in Grabfeld.

Von A. Nodnagel. — Nach den Annal. fuld. ad. a. 850. Grimm d. S. II., 373.

Im Grabfeld wüthet des Hungers Noth,
Sie haben nicht Korn und haben nicht Brod,
Und müſſen verlaſſen Hof und Haus
Und wandern in die Welt hinaus:
Der Hunger iſt ein ſchlimmer Gaſt!

Ein Mann mit Frau und Kind zieht fort
Thüringen, wo ſein Heimathort,
Und unterwegs im wilden Wald
Das Elend übernahm ihn bald —
Der Hunger iſt ein ſchlimmer Gaſt.

Da ſpricht der Mann zur Frau geſchwind:
„Thun wir nicht beſſer zu ſchlachten das Kind
Und ſein Fleiſch zu eſſen, als daß auch wir
Im Mangel werden verzehret hier?“
Der Hunger iſt ein ſchlimmer Gaſt.

Die Frau dem Gräuel widerſtrebt,
Allein der Mann ſein Meſſer hebt:
Gott helfe dir, lieb Söhnlein mein,
Weil du mußt der Eltern Speiſe ſein:
Der Hunger iſt ein ſchlimmer Gaſt.

Und ſieh, zwei Wölfe ſtehen am Strauch,
Zerfleiſchten einer Hindin Bauch —
Wild ſpringt der Vater gleich daher:
Laßt mir das Aas; ich brauch es mehr!
Der Hunger iſt ein ſchlimmer Gaſt!

Und mit der Speiſe fliegt er zurück,
Verkündet der Frau das große Glück;
Noch lebt das Kind und Fleiſch iſt hier
Und neu geſtärkt fort ziehen wir —
Der Hunger iſt ein ſchlimmer Gaſt!

Der Herr einſt einen Widder ſchickt;
Als Abr'am fromm das Meſſer zückt;
Heut dacht' er an des Sünders Noth
Und wollte nicht des Knaben Tod —
Der Hunger iſt ein ſchlimmer Gaſt!

761.

Burg Auersberg.

L. Bechſtein a. a. O. S. 74 ff.

Auf einem Baſalthügel zwiſchen Tann und Hilters, doch dem letztern Orte näher, ſtehen die Ruinen der ehemaligen Burg Auersberg. Ein reiches Geſchlecht ſoll ſie in Vorzeittagen bewohnt und die Gegend beherrſcht haben, das in vielfache Fehden verwickelt geweſen, aber nunmehr gänzlich verſchollen iſt. Das waren die Herren von Nithardishauſen. Im Jahr 1554 erbaute Biſchof Albrecht von Würzburg hier ein neues Schloß, worauf Herren von der Tann ſpäter als Amtleute wohnten. Die Sage erzählt, daß der letzte Sproß des Geſchlechtes der Herren von Auersberg eine kinderloſe Wittwe war, die einſam in der öden Burg gewohnt. Eines Tages hatte ſie eine Luſtfahrt in der Gegend gemacht und kehrte heim, als ein ſtarkes Gewitter ſich in das Ulſterthal ergoß, wodurch der kleine, aber nach heftigen Wettergüſſen oft ſehr reißende Fluß mächtig anſchwoll. Schon ſah ſie ihren heimathlichen Wohnſitz liegen, und gebot ihrem Kutſcher, den Fluß an der gewohnten Stelle zu durchfahren; der aber weigerte ſich deß, weil die Ulſter allzuſchnell durch das Thal ſchoß und übergetreten war. Die Herrin trieb ihn aber mit harten Worten an, hindurch zu fahren, und ſo gehorchte er zu ihrem Verderben. Die Wellen riſſen den Wagen um, der Kutſcher rettete ſich mit den Pferden nur mit Noth, und die letzte Frau von Auersberg ertrank.

Nach andrer Sage aber hatte es mit dem Tode der letzten Herrſchaft folgende Bewandtniß: Im Schwedenkriege nahm der letzte katholiſche Beſitzer eine Abtheilung der Truppen in das Schloß, welche gegen die Schweden kämpften. Darüber aufgebracht, berannten die Schweden Auersberg und nahmen die Burg ein. Die Gemahlin des Ritters entfloh, fand aber in den Fluthen der angeſchwollenen Ulſter den Tod, wo noch ein Steinkreuz den Ort bezeichnet, an welchem ſie mit ihrem Wagen verſank. Der Ritter aber, der ſein Schloß tapfer vertheidigt, ließ ein Fenſter im Schloß ausheben, und ſprengte, auf ſeinem Schimmel ſitzend, durch die Oeffnung hinab in die Tiefe, wobei er jählings umkam.

Eine abweichende Erzählung dieſer Sage lautet: Der Letzte von den Beſitzern der Auersburg, der dieſe jetzt zertrümmerte Feſte bewohnte, gehörte der evangeliſchen Kirche an.

Eines Tages fuhr er mit seinem Kutscher, welcher katholisch war, über Feld, da überraschte Beide ein furchtbares Gewitter, und es ergoß sich eine unendliche Wasserfluth, so daß bald weder Weg noch Steg zu erblicken war. Der Kutscher kreuzte und segnete sich und betete, der Herr aber fluchte. Der Kutscher sprach: Gott helfe uns, ich kann nicht weiter fahren, sonst sind wir verloren! Darauf rief der Herr zornig aus: Der Teufel wird Dich nicht gleich holen! Fahre zu in des Teufels Namen! Der Kutscher seufzete und sprach: So will ich denn hinfahren, doch nicht in des Teufels, sondern in Gottes Namen. — Bald kam die Kutsche in einen Wasserstrom, daß sie schwamm, die Pferde häkelten sich im Wasser ab, und der Kutscher entkam auf einem derselben. Der gottlose Herr aber mußte elendiglich ertrinken.

Auf dem Schlosse wohnten lange Zeit würzburgische Burgmänner, später Amtmänner, daher ward auch ehedem das Amt Hilters nach diesem Schlosse Amt Auersberg benannt. Lange ging die Sage, es liege in einer Ecke des Hofraums der Burgruine ein großer Schatz vergraben, und so kam vor Jahren eine Gesellschaft Schatzgräber dorthin, um den Schatz zu holen. Allein sie wurden allesammt vertrieben von einer erschreckenden Erscheinung, und soll der Schatz noch immer zu heben und zu holen sein.

762.

Milsenburg.

Milsenburg einer der höchsten Gipfel des Rhöngebirgs. — Nork Myth. d. Volksf. 510 nach Lothars Volksf. S. 239. J. W. Wolf d. M. u. S. 201.

Milsenburg will so viel sagen als Melusinenberg, und hat seinen Namen von der Fee Melusine, welcher er in uralten Zeiten geweiht war. Noch geht die Sage, daß sich auf diesem Berge häufig eine Jungfrau sehen lasse, die von unten Schlange ist und ein rechtes Ungeheuer.

763.

Der Gangolfsbrunnen.

Von J. N. Vogl. — Sage der Milſenburg; ob auch in Burgund heimiſch, das unſer Dichter nennt, iſt mir unbekannt. Nach Campanien verſetzt ſie Jac. a. Voragine leg. aur. c. 204.

Des langen Weges müde
Im heißen Sonnenbrand,
Der heil'ge Gangolf wandert
Durch's ferne Heidenland.

Wie brennen die Sandalen
So ſchmerzlich ihm am Fuß,
Der Glühwind von der Wüſte
Haucht ſeinen Feuergruß.

Am Gaumen klebt die Zunge
Und jeder Nerv erſchlafft,
Sich aufrecht zu erhalten
Hat kaum er noch die Kraft.

Da ſieht der Todesmüde
Mit einmal einen Quell
Aus einer Felswand ſprudeln,
Wie Silber rein und hell.

Und zu der Stelle ſchleppt er
Sich hin mit neuem Muth,
Und ſchöpft vom kühlen Brunnen
Mit ſeinem Pilgerhut.

Und ſchlürft und ſchlürft, als gäbe,
Der Quell den beſten Wein,
Und ſchlürfet Muth und Stärke
Auf's Neu' in ſich hinein.

Da tritt aus nahrer Höhle,
Die er erſt jetzt erblickt,
Zu ihm ein finſt'rer Heide,
Der höhn'ſchen Gruß ihm nickt.

„Behagt dir ſo die Quelle,"
Spricht der, „in Javas Sand,
So kauf' ſie dir und bringe
Sie heim in's Chriſtenland.

Ihr ſprecht ja doch, des Glaubens
Bedürf's ein Körnlein bloß
Um Berge zu verſetzen,
Von ihrem Mutterſchooß."

„So iſt es", ſpricht der Pilger,
„Ob ihr es gleich verlacht,
Allmächtig iſt der Glaube,
Allmächtig Gottes Macht.

Drum nenn' den Preis der Quelle,
Ich geh' den Handel ein;
Was ſoll ich dir bezahlen,
Sag' an, damit ſie mein."

„So meinſt du's, Thor, im Ernſte,"
Der Heide d'rauf, „wohlan,
Gib hundert Silberheller,
Und nimm die Quelle dann.

Doch kommſt du heim, ſo ziehe
Die Stirne nicht zu kraus,
Im Fall nicht wohlbehalten
Den Kauf du bringſt nach Haus!"

Allein des Hohnes achtet
Der fromme Pilger nicht,
Und reicht ihm dar die Summe
Mit ernſtem Angeſicht.

D'rauf zieht er wieder weiter,
Des Weges nach Burgund,
Von manchem Spott begleitet
Noch aus des Heiden Mund.

Und zieht wohl manche Monde,
Durchſchiffet Meer und Fluß,
Bis in die ferne Heimath
Ihn wieder bringt ſein Fuß.

Doch wie er nun erreichet
Sein Haus, von Moos bedeckt,
Da ſteht der fromme Pilger
Mit einmal froh erſchreckt.

Denn ſeinen Glauben ſieht er
Verwirklicht nun zur Stell',
Zunächſt dem Hauſe ſprudelt,
Ein luſtig friſcher Quell.

Der ſprang mit einem Male,
Dort aus des Berges Wand,
Zu ſelber Zeit, als jener
Verſiegt in Javas Sand.

764.

Gangolfskeller.

Bechſtein S. 82.

Auf der Milſeburg befindet ſich auch des heiligen Gangolfs Keller, aber an welcher Stelle, weiß Niemand zu ſagen. Er iſt voll großer Schätze, aber verwunſchen und verſchloſſen. Keiner weiß ihn zu finden. Einſt war eine alte Frau ſo glücklich, mittelſt einer Schlüſſelblume, die ſie zufällig pflückte, dieſen Keller zu entdecken. Sie ſah ihn plötzlich offen ſtehen, doch ging ſie nicht hinein, denn es kam ihr ein Grauen an, und ſie ging von dannen, Andern anzuſagen, was ihr begegnet war, und was ſie geſehen hatte. Alle, welche die Mähr hörten, verwunderten ſich, und viele folgten der Alten an den Ort, aber da war der Keller wieder verſchwunden, und nimmermehr fand die Alte jene Stelle wieder.

765.

Von einem frommen Einſiedel auf der Milſeburg.

Bechſtein S. 84.

Auf der Milſeburg lebte vor langen Jahren ein frommer Einſiedel, mit Namen Johannes. Das Volk, das häufig zu ihm auf den Berg kam, um ſeinen Segen wie ſeinen guten Rath und heilſame Kräuter von ihm zu empfangen, nannte ihn nur den Milſehans. Er war es, der zuerſt auf dem einſamen Gipfel des Berges aus rauhen Steinen und

Felstrümmern, eine kleine Kapelle baute. Mühsam trug er die schweren Steine zusammen, und rief dabei oft den Beistand des heiligen Gangolf an. Wenn ein Block ihm zu schwer war, dann rief er munter: „Hopp! Gangolf! Hopp!“ und da hoppte und hüpfte der Stein von selbst empor. Nahe am Brunnen des heiligen Gangolfs hatte der Eremit seine Zelle erbaut. Als die kleine Steinkapelle fertig war, beschloß der Einsiedler, auch ein mächtig hohes Kreuz auf der Milseburg zu errichten, ließ das in Fulda zimmern, und den steilen Berg hinauffahren. Vierundzwanzig Stiere zogen den Wagen mit dem schweren Kruzifix. Als dieses auf der Höhe ankam, offenbarte sich ein großes Wunder. Schon am Fuß der Milseburg war, ohne daß es von Jemand bemerkt worden wäre, der Felgnagel verloren gegangen, und erst oben wurde man gewahr, daß er fehlte. Und dennoch hatte der Wagen mit dem schweren Kreuz auf den Berg gefahren werden können. Solches Wunder that der heilige Gangolfus dem frommen Waldbruder zu Liebe und Dank, damit das Kruzifix durch den Fall nicht Schaden leide, und unversehrt von der geweihten Höhe als ein Gnadenzeichen empor rage. Und als die Kapelle fertig und das Kreuz errichtet war, ist der fromme Einsiedel auf dem Berge gestorben. Niemand weiß sein Grab.

766.

Der Teufelsstein auf der Rhön.

Nahe der Milseburg in Unterfranken. — L. Bechstein die Sagen des Rhöngebirges S. 79.

Als der Teufel sah, daß man auf der Milseburg eine Kirche baute, verhieß er einem Bewohner der Gegend, auf einem Nachbarberg ein Wirthshaus zu erbauen, und dieser gelobte ihm sich und seine Seele, wenn er das Wirthshaus nur einen Tag eher vollende, als die Kirche. Da aber beim Bau des Milseburgkirchleins der heilige Gangolfus selbst behilflich war, und auf dessen Geber die Steine sich schneller fügten, wie auf des Teufels Flüche, so wurde das Kirchlein fertig, eben als der Teufel mit dem letzten Stein durch die Lüfte geflogen kam. Kaum sah er, daß er seine Wette und obendrein eine Seele verloren hatte, so schleuderte er

den mächtigen Felsſtein auf das Wirthshaus herab und zertrümmerte ſeinen ganzen Bau, der noch alſo zu ſehen iſt. Die Felſen liegen über einander her, wie geſpaltene Eichſtämme in einem Holzhaufen.

767.

Der verſunkene Ritter.

Mündlich.

Im Norden des Landgerichtsbezirks Biſchofsheim, auf der Grenze gegen Gersfeld und Hilders, befindet ſich eine große Sumpfſtrecke, von der Farbe des darauf wachſenden Mooſes das „braune Moor“ genannt. Jedes Jahr läßt ſich in einer gewiſſen Nacht ein Eulenpaar ſehen, welches das Moor mit ſchauerlichem Gekrächze umſchwirrt. Dann vernimmt man Stöhnen und Gewimmer aus der todten Fläche, und eine Geiſtergeſtalt ſteigt aus derſelben empor. Das iſt der wilde Ritter Heinz von Teufelsſtein, der darin verſunken iſt. Auf dem Teufelsſtein, einem Punkte des Rhöngebirges, hauste der wilde Heinz auf ſeiner Burg. Wehe der armen Tochter des Landmanns oder des Bürgers, die vom Geſchicke ſeinen räuberiſchen Händen zugeführt wurde. Denn war es ihm geglückt, durch Liſt oder Gewalt ein Mädchen auf ſeine Burg zu bringen, ſo hatte die Arme nur die Wahl zwiſchen Entehrung und dem gräulichſten Tode. Mit der Larve des Heuchlers nahte ſich der Wüſtling ſeinem unglücklichen Opfer und ſuchte durch tauſend Schmeicheleien und ſüße Verſprechungen zum Ziele zu kommen; weigerte ſich aber die Schuldloſe ſtandhaft, dann ging ſeine geheuchelte Freundlichkeit in die erbittertſte Wuth über. Tief in dem ſcheußlichſten Kerker eines Thurms begraben, mußte die Arme erſt durch Gewalt ihrer Unſchuld beraubt werden und dann ihr Leben verhauchen. So war ſchon manches Opfer ſeiner verſchmähten Luſt gefallen, und nicht der ſchreckliche Gedanke an des Himmels Strafe, noch die verfolgenden Schatten der Ermordeten vermochten ſeinen in Bosheit verhärteten Sinn zu erſchüttern.

Einſt ſah er eine ſchöne Jungfrau in der Nähe ſeiner Burg allein umherwandeln und Kräuter ſuchen. Schnell eilt er ihr in wilder Luſt entgegen, um ſie auf ſeine Burg zu locken. Doch da ſie ſich auch durch die ſchönſten Verſprechungen nicht dazu bewegen ließ, und alſo ihre holde

Geſtalt noch viel reizender erſchien, ſchlang er trunken von Lüſternheit ſeine Arme um die Jungfrau. In demſelben Augenblicke aber ſieht er ſich von den Armen eines ſcheußlichen Todtengerippes umklammert. „Deine Zeit iſt abgelaufen!“ grinzt es ihn mit gräßlicher Stimme an, und drückt und preßt ihn furchtbar zuſammen. Nach langem, ſchrecklichen Kampfe mit dem ſcheußlichen Gerippe, wird er endlich freigelaſſen. Erſchüttert an Leib und Seele, eilt er von dannen. Die dichte Finſterniß der eingebrochenen Nacht läßt ihn auf ſeiner Schreckensflucht den mit tiefem Moore bedeckten Pfuhl nicht ſehen; laut ſchreiend ſtürzt er hinein, und der in den Mund eindringende Schlamm verhindert ihn, nach Rettung zu rufen; ſo mußte er im Sumpfe verſinkend ſeine ſchuldvolle Seele aushauchen. Jedes Jahr ſteigt in einer gewiſſen Nacht ſein Geiſt aus der todten Moorfläche, und Eulen umſchwirren ihn mit ſchauerlichem Gekrächze.

768.

Die Moorjungfern der Rhön.

Jäger Briefe über die hohe Rhön I., 144. II., 36—39. Bechſtein S. 103.

Auf der Rhöne befinden ſich Sumpfſtrecken, genannt das rothe und ſchwarze Moor. Daſelbſt ſtanden vor Zeiten zwei Dörfer; das auf dem rothen Moor hieß Poppenrode, das auf dem ſchwarzen Moor hieß Moor; beide ſind in Folge laſterhaften Lebens ihrer Bewohner verſunken und iſt von letzterem nur noch ein Baſaltpflaſter übrig Namens: die ſteinerne Brücke. Auf der Moorfläche tanzen Nachts in Geſtalt ſchwebender Lichtchen die Moorjungfern. Oft kamen ſie zu zwei oder drei nach Wüſtenſachſen und miſchten ſich unter die Kirchweihtänze, ſangen auch gar lieblich, wurden aber jedesmal um die zwölfte Stunde durch eine Taube, der ſie folgten, abgerufen; ſie zogen dann ſingend zum nächſten Berg hinein und verſchwanden ſo den Augen der Nachblickenden.

Aus dem verſunkenen Dorf Poppenrode ſollen zwei tugendſame Jungfrauen übrig geblieben ſein. Auch dieſe wurden beim unmäßigen Tanzvergnügen plötzlich hinweggenommen. Den nach ihnen Suchenden bedeutete ein Engel, ſie ſollten mit einer Ruthe auf's rothe Moor ſchlagen; wenn ſich Blut an der Ruthe zeigte, ſei alles Suchen vergebens. Und ſiehe, es zeigte ſich Blut. Die Jungfrauen wurden nie mehr geſehen.

769.

Die Zwerge im Joßgrund.

A. v. Herrlein die Sagen des Speſſarts S. 101.

Die fleißigen Zwerge waren auf der Wanderſchaft. Sie hatten den Menſchen redliche Dienſte geleiſtet, hatten für ſie geſchafft, wie Leibeigene, hatten gegraben, geſäet, geärntet, aufgebaut und niedergeriſſen, wie man es gewünſcht; aber ſie hatten nichts davon gehabt, als die traurige Ueberzeugung, daß das uralte Sprichwort: „Undank iſt der Welt Lohn," leider nur zu wahr ſei. Darum waren ſie auf der Wanderſchaft, ſie wollten den Undank, den ſie überall geärntet, nicht länger ertragen, ſondern lieber in ein fernes, unbewohntes Land ziehen und allen Umgang mit den Menſchen aufgeben, ſo ſchmerzlich ſie ihn auch vermiſſen würden; denn die Zwerge haben die Menſchen ſehr lieb und wohnten unter ihnen, ſo lange es nur immer geht.

Auf ihrer Wanderſchaft waren die Zwerge in den Speſſart und endlich in den Joßgrund gekommen. Damals war der Speſſart nicht ſo bevölkert, wie jetzt, und tagelang waren die Zwerge gezogen, ohne auf eine menſchliche Wohnung zu ſtoßen; die geringen Mundvorräthe, die ſie mitgenommen hatten, waren bald aufgezehrt, der tauſendjährige dichte Eichwald ließ in ſeinem Schatten weder genießbare Wurzeln noch Früchte wachſen und die Zwerge litten den bitterſten Mangel. Sie ſchleppten ſich weiter, ſo lange ſie die matten Beine tragen konnten; als es nicht mehr ging, lagerten ſie ſich in das hohe Heidekraut und ſahen ergeben ihrem Tode entgegen.

Da kam ein Bauersmann des Wegs. Er hatte ſich ein Bund Holz im Walde geholt und kehrte eben heim. Er mußte durch die Heide, ſein Fuß ſtrauchelte über einen der kleinen Leute, den er beinahe zertreten hätte, denn obwohl ſie längſt ihre Nebelkappen abgeworfen hatten und deßhalb ſichtbar waren, verbarg ſie doch das Heidekraut ſeinen Augen. Erſchrocken prallte er zurück, dann aber füllte tiefes Mitleid ſeine Seele, als er den erbärmlichen Zuſtand der Zwerge ſah; er brauchte nicht zu fragen, was ihnen fehle: der helle Hunger ſchaute aus ihnen. Er forderte ſie auf, ihre letzte Kraft zuſammen zu nehmen und ihm zu folgen; er ſei zwar ein armer Mann, mehr mit Kindern, als mit Glücksgütern geſegnet, aber ein Stückchen Brod werde ſich doch noch für ſie finden — und in

ſeinem Keller ſei mehr Platz, als ihm lieb. Die Zwerge wurden durch die Hoffnung ihrer Rettung neu belebt und folgten dem Manne zu ſeiner Hütte, die zum Glücke nicht ſehr entfernt war. Dort quartierten ſie ſich ein in den leeren Keller; ſie erhielten von dem Bauersmanne, was ſeine Armuth vermochte, und in einigen Tagen hatten ſie ſich wieder erholt.

Als die Zwerge aus dem Keller hervorkamen und ſahen, wie ſich der Mann abmühte, um auf einem Stückchen ſteinigen Landes ein paar Getreidehalme zu erzielen; wie er ſich plagte, in dem Walde oder von dem ſumpfigen Grunde eine Handvoll Gras für die mageren Kühe, deren Milch ſeinen zahlreichen Kindern die karge Nahrung gab, zuſammen zu bringen, hatten ſie alle Unbilden vergeſſen, die ihnen die Menſchen angethan. Sie hatten mit einem einfachen „Vergelt's Gott!“ — und das war mehr, als ihnen je die Menſchen gegeben — ſcheiden wollen, aber nun ſprachen ſie zu dem Manne: „Du haſt uns beherbergt und geſpeiſt mit dem, was du dir und deinen Kindern entziehen mußteſt, das werden wir dir vergelten. Wir ſind nicht ſo ſchwach, wie du uns anſiehſt; in uns lebt nur ein Wille und darum ſind wir zuſammen ſtark, wie Rieſen. Wir werden dich in deiner Landwirthſchaft unterſtützen und du wirſt mit uns zufrieden ſein, aber bleibe du auch freundlich gegen uns, wie du es bisher warſt!“ Der Bauersmann hatte zwar kein großes Vertrauen auf die Rieſenkraft der kleinen Bürſchchen, aber er dachte: „wenn's auch nicht viel nützt, kann's doch nicht ſchaden,“ und ließ ſie nach ihrem Gutdünken ſchalten und walten.

Am Tage blieben die Zwerge in ihrem Keller; aber ſobald es Nacht geworden, wurde es dort lebendig, wie in einem Ameiſenhaufen — und wenn der Bauersmann Morgens aus ſeiner Hütte trat, fand er bald einen berghohen Haufen des beſten Graſes vor ſeiner Thüre liegen, bald eine Arke Holz; bald ſah er einen großen Sumpf mit Abzugsgräben verſehen, und zu den ſchönſten Wieſen angelegt, bald ein großes Stück Wald gerodet, und von den Baumwurzeln und dem Steingerölle gereinigt, daß er es nur einzuſäen brauchte, um einer guten Ernte gewiß zu ſein. Bei ſeinen nunmehr ausgedehnten Beſitzungen fand er leicht die Mittel, ſich einen größeren Viehſtand anzuſchaffen; die Zwerge bauten ihm die Stallungen und das Vieh gedieh bei dem ausgeſuchten Futter wunderbar — und als die Zeit der Ernte kam, fiel ſie ſo reichlich aus, daß ſie zehn ſo kleine Scheuern, wie der Bauer eine beſaß, gefüllt hätte. Auch da halfen die Zwerge; ſie bauten ihm eine ſchöne große Scheuer, wie er

noch keine im Traume geſehen. Jetzt war dem Manne auch die Wohnung zu klein; er durfte nur den Wunſch äußern und die Zwerge bauten ihm zwei Häuſer, die Palläſten glichen.

Der Mann war nun der reichſte Bauer im Speſſart. Er nahm eine Menge Knechte und Mägde, obgleich er ſie der Zwerge wegen nicht gebraucht hätte, und lebte wie ein Fürſt. Die Zwerge aber wohnten nach wie vor in dem Keller der Hütte und begnügten ſich mit der früheren einfachen Koſt.

So vergingen einige Jahre. Als die Zwerge nichts mehr für den Mann zu thun hatten, kamen ſie zu ihm, und baten, er möge ihnen geſtatten, daß ſie auf ſeinem Eigenthum ein Haus für ſich ſelbſt erbauten; der Keller, in dem ſie wohnten, ſei doch gar zu dumpfig und unfreundlich. Mit dem Reichthume war der Mann hart geworden, wie die Felſen des Speſſarts. Er fuhr die Zwerge zornig an: „was ſie mit dem Hauſe thun wollten? Das nehme ihm zu viel Platz weg. Hätten ſie bisher im Keller gewohnt, ſo könnten ſie auch ferner da wohnen. Ein neues Haus für ſie ſei reine Verſchwendung; ſo kleines Volk brauche gar kein großes Haus — und wenn ihnen ihre jetzige Wohnung nicht recht ſei, ſo könnten ſie ſich weiter packen; er habe ſie ohnehin lange genug gefüttert.“ Die Zwerge waren erſt überraſcht von einer Antwort, die ſie nicht im Entfernteſten erwartet hatten, aber bald weckte der neuerliche Undank ihren alten Groll gegen die Menſchen. Sie verließen den Keller und zogen ſich in eine benachbarte Mühle. Von dort aus kamen ſie nächtlicher Weile und holten das Getreide aus der Scheuer des Bauern, denn die liebe Gottesgabe wollten ſie nicht verderben. Sie mahlten es auf der Mühle und verſchenkten das Mehl an arme Leute. Dann zündeten ſie die Scheuer und die Wohnhäuſer und die Stallungen des Bauern an und die Flammen verzehrten ſein Hab und Gut; die Felder, die ſie ſelbſt gerodet, bewarfen ſie mit Steinen, daß der Bauersmann drei Menſchenalter gebraucht hätte, um ſie wieder wegzuſchaffen; die Abzugsgräben der Wieſen verſtopften ſie, daß der alte Sumpf wieder entſtand — der Bauer ward der arme Mann, der er vormals geweſen und der nichts beſaß, als ſeine alte Hütte, ſein Stückchen Feld und ein paar magere Kühe und ſein kümmerliches Brod aß und Waſſer trank bis an ſein Ende. Die Zwerge aber wanderten weiter; wo ſie hingekommen, iſt nicht bekannt worden.

770.

Wie der Hirtenfriedel reich worden.

Mündlich.

Zu dem alten Hirtenfriedel (Hirtenfritz) von Frammersbach kamen einmal drei fremde Männer nebst einer Weibsperson, und fragten ihn, ob er wüßte, wo das „Rothen Sohl" wäre. Da er dieses bejahte, so hießen sie ihn mitgehen, es werde sein Schaden nicht sein. Dort angekommen, machten sie sich an die Arbeit, um den Schatz, der dort verborgen lag, zu heben. Wie sie nun recht daran waren, so daß sie den Kessel, in dem das Geld war, bereits hervorgeholt hatten, da kam eine Heufuhr, mit drei Geisböcken bespannt, und mehrere Männer mit Heugabeln umgaben dieselbe, und schrieen: „Halt fest, er fällt um!" — Hinter diesen hinkte einer drein auf Geisfüßen, ganz zwerch und krumm, und rief: „Halt! halt! Ist er schon weit fort? ich werde ihn bald haben!" — Da sagte das Weibsbild: „Du kriegst ihn doch nicht!" und in dem Augenblicke versank der Kessel, und die fremden Schatzgräber mußten für dießmal unverrichteter Sache abziehen. Später aber kamen sie wieder — ob das vorlaute Weibsbild auch dabei war, wird nicht gesagt — da haben sie den Schatz glücklich gehoben, und der Hirtenfriedel bekam auch seinen Theil davon. Daher schreibt sich dessen Reichthum. — Die alte Strohgreth hat mir aber auch erzählt, es sei zu Kriegszeiten einmal ein Reiter durch das Dorf gesprengt, dem sei ein Laib Brod und ein Sack gerade vor ihrem Hause vom Pferde gefallen. Sie, als arme Wittwe, sei um ihrer hungernden Kinder willen nach dem Laib Brod gelaufen, der Hirtenfriedel habe den Sack aufgehoben, darin seien blanke Goldstücke und harte Thaler gewesen — wiewohl der Friedel auf Befragen aussagte, es sei darin nur Speck und Dürrfleisch gewesen — und daher schreibe sich sein Reichthum; wenn er sich auch nie davon etwas habe merken lassen, sie wisse es doch ganz gewiß.

771.

Harte Thaler aus Kohlen.

Mündlich.

Ein Fuhrmann fuhr einmal des Morgens früh, als es noch dunkel war, mit seinem Geschirr von Frammersbach nach Lohr. Am „steinernen Heiligen" erblickte er einen Haufen Kohlen, wunderte sich, daß dieselben noch so hübsch glühten, denn er war der Meinung, daß sie von einem Feuer herrührten, welches die „Buben" Tags zuvor angemacht gehabt hätten, stieß mit seinem Fuße darunter, und nahm sich eine heraus, um seine Tabakspfeife damit anzuzünden. Als es Tag geworden war, hatte er einen harten Thaler auf seiner Pfeife liegen. Er kehrte sogleich wieder um, aber die Kohlen waren verschwunden, doch im Grase neben d'ran lagen so viele Thaler zerstreut, als er Kohlen mit seinem Fuße aus dem Haufen herausgestoßen haben mochte.

772.

Der verschwundene Schatz.

Mündlich.

Des Erzählers Großmutter, die in den dreißiger Jahren zu Frammersbach in einem Alter von nahe an hundert Jahren gestorben ist, hat selbem, da er noch Knabe war, mehr als einmal erzählt, und die Wahrheit ihrer Erzählung betheuert: „Ich war eine arme Wittwe und hatte große Noth meine unmündigen Kinder mit Brod zu versorgen. Ich wohnte damals unten im Dorfe bei der „Mang," der „Tränke" gegenüber. Da sah ich einmal des Nachts einen Haufen Kohlen, und sogleich fiel mir die Geschichte von dem Fuhrmann am steinernen Heiligen und der Gedanke ein, das könnte ein Schatz sein, und mir möchte dadurch mit Gottes Hülfe aus aller Noth geholfen werden. Ich ging hinaus und auf die Kohlen zu, die mir hell und freundlich entgegen glimmerten. Da sagte ich, im Begriffe, sie in meine Schürze einzufassen: „In Gottes Namen!" und wie ich das sagte, entschwanden mir die Kohlen vor meinen Augen. Ich erkannte daran, daß der liebe Gott für mich keinen Reichthum bestimmt

hatte, und vom „bösen Feind" wollte ich Nichts haben. Doch ging ich, weil es so Gottes Wille war, getröstet heim, und bin mein Leben lang arm geblieben.

773.

Der wandernde Hirschwirth.

Mündlich.

Eine Frau aus Lohrhaupten ging einmal über Frammersbach nach Lohr. Als sie in den „Lentgrund," ungefähr halbwegs zwischen Partenstein und Lohr gekommen war, da sah sie auf dem Stege den Hirschwirth sitzen und mit dem Kopfe wackeln, als ob ihm nicht recht wohl wäre. Es mochte so um die Morgendämmerung sein. Sie redete ihn an, da sie ihn sehr gut kannte. Er gab aber keine Antwort. Das kam ihr kurios vor, und sie eilte sich sehr und lief in das Hirschwirthshaus und sagte zu seiner Tochter: „Geht doch hinaus, und holt auf dem Stege euren Vater ab, der erfriert ja!" Die Tochter antwortete: „O schweigt doch davon, daß es nicht unter die Leute kommt, unser Vater ist gestorben!" Auch auf dem Rathhaus hat er oft rumort, und Alles drunter und drüber geschlagen. Ob er seine Gäste übel behandelt, oder als Rathsherr Unrecht verübt, oder was er sonst begangen hat, weßwegen er wandern mußte, ist mir nicht kund geworden.

774.

Der Brückenhund.

Mündlich.

Allgemein verbreitet im Dorfe Frammersbach ist die Sage von dem „Brückenhund." Derselbe ist von Farbe ganz „rescherich," hat Augen wie ein „Sechter" (ein Maß zum Getreide- und Fruchtmessen), geht in den Stunden um Mitternacht von der Brücke bis an den „dicken Stein," und hat schon Manchen, der zu spät vom „dicken Wirth" Abschied genommen und zu tief in das Glas geguckt hatte, durch sein Erscheinen gewaltig erschreckt.

775.

Der Waſſermann.

Mündlich.

In dem Wieſengrunde, „Rinderbach“ genannt, der von dem Lohrgrunde zwiſchen Frammersbach und Lohrhaupten rechts abführt, iſt es, beſonders im Frühlinge, ehe die Gräſer und Halme zu ſproſſen anfangen, oft nicht geheuer. Das ſoll daher rühren: Ein Ortsnachbar von Frammersbach, alt und außerordentlich geizig, hatte in der Rinderbach (auch Rinnerbach) einige Wieſen. Wenn nun Samstag Abends die andern Bauern ſich ihre Wieſen recht ſchön für den folgenden Sonn- und Feiertag gewäſſert hatten, ſo machte ſich der Geizhals gegen Mitternacht mit ſeiner „Haue“ auf, ging hinaus, und gewann, unbekümmert darum, daß der Sonntag oder der „hehre Feiertag“ ſchon angebrochen war, ſeinen Nachbarn das Waſſer ab, um ſeine Wieſen damit zu wäſſern. Zur Strafe dafür mußte er nach ſeinem Tode in der Rinderbach wandern. Ihn hat der alte „Hirtenbalter“ ſogar einmal, vielleicht auch zur Strafe und eigenen Beſſerung, am hellen Tage geſehen. Der genannte „Balter“ hütete nämlich am „Haurain“ am Sonntage nach Oſtern ſeine Schweine. Da ſah er drunten in der Rinderbach den Mann eine Wieſe wäſſern. Er ging nun hinab, auf ihn zu, um den Grauen ſich näher anzuſehen. Da wurde der Mann größer und immer größer, und verſchwand hierauf, wie ein Nebel, vor ſeinen Augen. Sogleich erhob ſich ein ungeheurer Sturmwind, der den „Hirtenbalter“ eine Stunde weit den Berg hinauftrieb, ohne daß er Widerſtand leiſten konnte. Seine Schweine aber wühlten ruhig fort, und ſchienen von dem Sturmwinde Nichts zu bemerken. Der Hirtenbalter hat ſpäter oft erzählt, welche Angſt er damals ausgeſtanden.

776.

Das Schloß bei Partenſtein.

Mündlich.

Auf einer Anhöhe bei dem Dorfe Partenſtein im Speſſart erhob ſich in früheren Zeiten ſtattlich das den Grafen von Rieneck zugehörige Jagdſchloß Partenſtein. Trümmer und Ruinen, Gräben und Mauern

zeugen noch jetzt von seiner ehemaligen Festigkeit. Nach der Volkssage ist dort ein Weinkeller, in welchem die eichenen Fässer freilich vermorschten, wo aber der vortrefflichste Wein wohlerhalten in seiner eigenen Haut liegt. Auch Schätze sollen sich daselbst befinden. Zwei fremde Männer kamen einmal dahin, um diese Schätze zu heben. Wie sie nun emsig gruben, kam eine Frau aus dem Gemäuer, und winkte ihnen. Sie folgten ihr nach. Die Frau hatte einen Bund Schlüssel an. Sie wollte eben den Männern die Schlüssel geben, und deutete auf eine eiserne Kiste. Da erschien plötzlich ein schwarzer Hund auf der Kiste mit erschrecklichen Feueraugen. Die Männer entsetzten sich darüber so sehr, daß sie schnell davon liefen. Erzähler hat als Knabe, da er sich einmal das Schloß besehen wollte, einen dickköpfigen Zwerg erblickt, und ist darüber so erschrocken, daß er eilig umkehrte. Noch lang scholl ihm in den Ohren das widerliche Hohngelächter des verwünschten Zwerges nach. — Ein Mann von Frammersbach sah einmal zwei weiße Fräulein vom Partensteiner Schlosse durch den Wald oben hinüber gehen, und dann durch denselben herunter kommen nach dem Wiesengrunde zwischen den beiden Dörfern. Sie gingen eine Zeitlang am Wasser hin und her, sprangen dann hinein, und waren plötzlich in zwei Enten verwandelt. Der Mann, jedenfalls ein goldenes Sonntagskind, ist darüber sehr erstaunt gewesen, und hat nachher, was er gesehen, vielen Leuten wieder erzählt.

777.

Bestrafte Unbarmherzigkeit.

Mündlich.

In der Amtskellerei zu Lohr war eine Frau, welche die Armen, wenn sie an ihre Thüre kamen und bettelten, unbarmherzig und mit Scheltworten fortwies, und Keinem je ein Almosen verabreichte, sondern Alles, was von dem Tische abgetragen wurde, ihren Schweinen zu fressen gab. Wie nun dieselbige Frau gestorben war, da bemerkte man, daß, wenn sechs Schweine gefüttert wurden, immer noch ein siebentes dazu kam und mitfraß, und bald ward es im ganzen Städtchen ruchbar, daß die verstorbene Frau zur Strafe für ihre Unbarmherzigkeit mit ihren Schweinen fressen mußte. Auch sonst war es im Hause gar nicht heimlich und geheuer.

Die bestürzten Hausbewohner wandten sich an den alten Herrn Dechant, der sich auf das Besprechen der unsaubern Geister verstand. Von diesem wurde dann die „arme Seele“ in die „Dunkel“ *) bei Rechtenbach versprochen, und von dem Augenblicke an war Ruhe im Hause.

778.

Die verwünschte Frau.

A. v. Herrlein die Sagen des Spessarts S. 210.

Als die Grafen von Rieneck ausgestorben und auch der Amtmann herab in's Dorf gezogen war, wohnte auf dem Wildensteiner Schloß der Schäfer. Er hatte ein Stück Ackerfeld für sich und einen Weidplatz für seine Schafe.

Einmal nun stand der Schafpferch auf dem sogenannten kleinen Höhacker, an welchem oben und unten das Gebüsch des Waldes anstößt und es war Nacht und der Schafknecht lag in seiner Hütte bei den Schafen und schlief. Da geschah eine Erschütterung an seiner Hütte und er sah hinaus und erblickte eine weiße Frau; dieselbe hatte einen schwarzen Schleier um den Kopf und ganz nasse Augen und winkte ihm, er aber erschrack, hielt sich die Augen zu und kroch in die Tiefe seiner Hütte. Des Morgens sagte er es seinem Herrn.

„Wenn sie wiederkommt,“ sagte dieser, „so rede sie an und sprich: Alle gute Geister loben Gott den Herrn! Was ist dein Begehr?“ Den Abend kam sie wieder und er that, wie sein Herr geboten. Die Frau sprach: „Ich bin eine verwünschte Dame aus dem Schloß, und du kannst mich erlösen. Sei morgen Abend zwischen elf und zwölf Uhr an der Schloßbrücke, da komme ich aber nicht so wie jetzt, sondern als eine Schlange, winde mich an dir hinauf und gebe dir die Schlüssel. Du darfst dich aber nicht fürchten, ich thue dir nichts und kann dir nichts thun.“

Der Schafknecht sagte: „Ja ich komme!“ — „Was soll ich mich auch fürchten?“ dachte er, „ich bin (als ein Schäfer) aus dem Geschlechte

---

*) Eine unheimliche Waldstrecke zwischen Lohr und Rechtenbach, wohin, der Volkssage nach, auch andere böse Geister und Gespenster gebannt sind.

Moſis — derſelbe hat ſich vor der Schlange, die aus dem Hirtenſtabe wurde, auch nicht gefürchtet," faßte guten Muth und einen ordentlichen Stolz in ſeinen Kopf, daß er Moſis Nachfolger werden ſollte, und als nun die beſtimmte Zeit da war, und die Nacht dunkelte, ſtellte er ſich an den beſtimmten Ort. Auf einmal erhob ſich ein großes Krachen in dem Schloß, daß er meinte, das Schloß wollte zuſammenſtürzen und ein erſchreckliches Rauſchen und Rollen, wie das Donnern eines Gewitters — und ſiehe! eine große eisgraue Schlange kroch daher, hatte ein Gebund Schlüſſel im Maul und fuhr auf den Schafknecht los; der aber, wie er ſie ſah, ſchrie auf und lief davon.

Da wurde die Schlange wieder zu einer Frau, jammerte herzzerreißend und ſprach: „Wehe, jetzt dauert's wieder hundert Jahre, bis ich erlöſt kann werden. Denn es wird ein Kirſchbaum wachſen drüben im Wald, und von dieſem werden Bretter geſchnitten, und aus den Brettern eine Wiege gemacht werden, und das Kind erſt, das zuerſt darin gewiegt wird, kann mich erlöſen!" —

Am folgenden Tag nahm der Schafknecht ſeine Schäferſchippe und ſeinen Hund und wanderte; denn er hätte das Weinen und Jammern der Frau nicht noch einmal hören können.

779.

Die Nachtmahlskannen.

Die vor. Schrift S. 191.

Ehe das Schloß Wildenſtein an die Grafen von Rieneck kam, gehörte es den Münzenbergern. Vielleicht haben dieſe Herren ihren Namen davon bekommen, daß ſie, wie man ſagt, eine eigene Münze hatten auf dem Berg oberhalb Eſchau, den man heutzutage die „Münzplatte" heißt: denn ſie waren ſehr reich. Wenn ſie aber einer gefragt hätte, wie ſie zu dem vielen Gold und Silber gekommen wären, das da oben gemünzt wurde, würde die Antwort nicht ſchön gelautet haben. Mancher Kaufmann wußte davon zu ſagen, den ſein Weg durch den Speſſart oder den Main herunterführte, manches Dorf und manches Städtlein, das ihren Zorn einmal unverſehens gereizt, und die armen Unterthanen auch, mit denen ſie kein Einſehen und kein Erbarmen hatten. Es iſt vielleicht auch

Mancher unter dieſen Herren geweſen, der gerade nicht ſo ſchlimm war, der Letzte aber, der auf dem Schloß hauſte, ehe es an die Rienecker kam, war noch einmal ein ächter Münzenberger, trotzig, waghalſig, raubſüchtig und geizig. Weil aber nun das Geſchlecht ſein Maaß erfüllt hatte, hub nun auch das Gericht über ihm an, und wie das erfüllt wurde, weiß man heutzutage noch zu erzählen.

In ſeinen jungen Jahren nämlich hatte dieſer letzte Schloßherr von Wildenſtein einmal ein Dorf angezündet und ausgeplündert, und hernach wollte er das geraubte Gut theilen laſſen. Wie nun ſeine Knechte vor ihm auf einen Haufen legen mußten, was ein jeder gefunden, brachten ſie auch die Nachtmahlskannen herbei, die ſie aus der Kirche geraubt hatten. Dieſe wollte er für ſich behalten, denn ſie waren von purem Gold und gar ſauber gearbeitet. Da trat der Pfarrer herzu und rieth ihm ab: er möchte ſich daran nicht vergreifen, denn es könnte ihm nimmermehr Glück bringen, — weder ihm noch ſeinen Kindern, er ließ ſich aber nicht einreden, ſondern frevelte noch dazu, indem er ſagte: er wolle es erſt abwarten. Wenn ihm die Kannen Unglück in's Haus brächten, dann könne er ſie ihm wieder ſchicken, wenn aber nicht, ſo ſollten ſie bei ihm auch gut aufgehoben ſein, und er wolle denken, ſie ſeien ihm beſcheert und beſtimmt geweſen. Wie er heimkam aus dem Krieg, wollte er's doch nicht Rede haben, ſondern verbarg die Kannen im Keller unter einem Steinhaufen, und wenn er zuweilen herunterging, um ſie ſich anzuſehen, durfte Niemand mit, als ſein großer ſchwarzer Fanghund, der niemals von ſeiner Seite kam, ſo daß Niemand erfahren hat, wo ſie denn eigentlich lägen.

Da geſchah es nun, daß der Schloßherr durch Unrecht, Raub, Gewalt und Bedrückung von Jahr zu Jahr reicher wurde, und wie ſeine drei Söhne heranwuchſen, von denen die zwei älteſten waren, wie der Vater, — der jüngſte aber der Mutter nachgefahren und hatte ein gut Gemüth, — konnte er jedem von ihnen ein Schloß bauen.

Dem älteſten baute er eines an den Künigenberg im Wildenſeeer Grund und füllte ihm das ganze mit Gold und Silber, denn er hatte ihn am liebſten: auch ließ er ihm einen großen Hirſch von lauterm Golde machen und ſtellte ihn über das Schloßthor, den ſah man glänzen und blinken ſchon von weither. Dem zweiten baute er eines in den Heßgrund neben das Dorf Heckbach, und dem dritten baute er eines auf die Wieſe oberhalb Unteraulenbach. Es ſah nicht aus, wie wenn ein Unglück kommen

wollte über den Schloßherrn und seine Kinder, und er war so sicher und wohlgemuthet, wie nur Einer.

Wie er nun aber einmal des Abends in seiner Stube sitzt und durchs Fenster schaut, fliegt ein Rabe heran und schlägt mit dem Schnabel an's Fenster; der schwarze Hund steht auf und fängt kläglich an zu heulen, und wie er ihm wehren will, thut's einen großen Schlag, daß das ganze Schloß zittert, und der Schloßherr sich am Stuhle halten muß. Folgenden Tages kommt die Nachricht, daß das Schloß am Künigenberg gestern Abends um die und die Stunde mit allen Leuten untergegangen sei: nur der Schlot gucke noch heraus, und aus dem komme der Schloßbrunnen geflossen, wie aus einer Röhre.

Eine Weile ging's dem Münzenberger hart nach, denn er dachte an die Nachtmahlskannen und an den Pfarrer; er war still und in sich gekehrt und war nicht mehr so hart und grausam gegen die Leute. Nach etlichen Monaten aber starb sein Weib, die ihn von manchem Bösen zurückgehalten, und er nahm eine Haushälterin, Else geheißen, die eben so hartherzig und geizig war, wie er selber. Bald war sein Gewissen wieder still geworden, und er trieb's wieder wie zuvor.

Jetzt kam ein großer Krieg in's Land. Der Feind kam und hauste mit Sengen und Brennen so übel, daß es zum Erbarmen war. Just um die Zeit, als der Feind heranzog, hatte der Schloßherr auf Wildenstein einen bösen Traum. Es kam ihm nämlich vor, als ob das Schloß, das er im Heßgrund gebaut hatte, auch nicht stehen bleiben wolle, sondern sich senke, und wie es schon stockwerkstief eingesunken, erscheine sein Sohn am Fenster und riefe: „Da seid ihr daran Schuld, Vater, weil ihr das Haus auf Sand gebaut, und weil ihr kein Kreuz darauf gesteckt habt und weil die Kannen noch unter dem Steinhaufen liegen.“ Wie er erwachte, schickt er gleich einen Boten nach Heckbach, er solle sehen, was sein Sohn mache, und wie er dem Boten nachschaut, steigt hinter dem Berg, wo Heckbach liegt, ein großer Rauch auf. Da wird's ihm noch bänger. Endlich aber kommt der Bote zurück und meldet, der Feind habe das Dorf abgebrannt und sei weiter gezogen, das Schloß stehe aber noch, und sein Sohn sei wohl und lasse ihn grüßen. Da ward's ihm wieder leichter und er meinte, das werde ihm im Traum vorgegangen sein.

Wie er aber des Abends in seinem Zimmer sitzt, heult der Hund wieder, gerade wie damals, und wie er zum Fenster hinaussieht, kommt der Rabe wieder geflogen, — langsam wie ein Vogelgeier, aber gerade

aus, wie ein Pfeil, — und ſchlägt mit dem Schnabel an's Fenſter, und es kracht wieder, wie wenn die Erde auseinander fahren wollte. Da war das Schloß im Heßgrund auch untergegangen und wie er folgenden Tags den Ort ſich beſieht, war keine Spur mehr davon zu ſehen, nur ein großer leerer Platz, wo es geſtanden, und dabei die Mauern von dem verbrannten Dorf, gerade wie man's heutzutage noch zwiſchen dem Haidekraut und Gebüſch ſehen kann.

Diesmal war's dem Schloßherrn doch zu arg geworden: er konnte ſich des Pfarrers Worte nicht mehr aus dem Sinn bringen und vertraute die Sache von den Nachtmahlskannen der Elſe, — wo er ſie aber verſteckt hatte, das ſagte er ihr nicht. Dieſe aber wollte ihm nach dem Munde reden, ſagte: „Hin iſt hin! eure Söhne kommen doch nicht wieder, der dritte aber iſt ein Betbruder, dem wird's nicht ſchaden, wenn ihr auch die Kannen behaltet.“ Das gefiel dem Münzenberger wohl, denn der Geiz hatte ſein Herz in einen Stein verwandelt, und er that wieder, wie zuvor, doch ſprach er ſchier mit Niemand mehr ein Wort, als mit der Elſe und ſeinem Hunde, lachte auch nicht mehr, ſondern war ſtumm und finſter.

Wiederum iſt der Schloßherr eines Abends in ſeinem Zimmer. Sein ſchwarzer Hund war krank geworden und eben im Verenden begriffen, — der Schloßherr hielt ihm ein Schüſſelchen mit Milch unter die Schnauze, daß er freſſen ſollte, aber der Hund rührte ſich nicht, mit einem Male aber ſteht er auf und ſtößt wieder ſein erbärmliches Geheul aus, dann fällt er um und ſtreckt alle Viere von ſich. Der Schloßherr fährt zuſammen und läuft an's Fenſter — richtig! da kömmt der Rabe wieder geflogen, gradaus wie ein Pfeil, diesmal aber nicht langſam, ſondern ſchnell, daß die Luft pfiff, und ſchlägt mit ſeinem Schnabel an's Fenſter, daß die Scheibe klirrt. Da that der Münzenberger einen Schrei, daß es einem durch Mark und Bein ging, und rief: „Zwei ſind hin, jetzt kommt's an den Dritten; lauft und holt mir den Pfarrer, denn ich muß beichten!“ Die Elſe läuft in einer Haſt nach Eſchau und holt ihn. Wie er ankommt, war's dunkel geworden, und wie ihn die Elſe in's Herrenzimmer führte, waren die Lichter angeſteckt und der Münzenberger liegt in einem Seſſel und ſchreit in einem fort: „Zwei ſind hin, jetzt kommt's an den Dritten!“ Der Pfarrer vermahnt ihn, daß er ſich das Herz erleichtern ſolle, und der Schloßherr nickt mit dem Kopf und ſagt: „Die Kannen liegen im — im —“ weiter kömmt er nicht. Seine Kinnbacken fingen

an zu arbeiten, als wenn er noch etwas sagen wollte, konnte es aber nicht mehr herausbringen. Der kalte Schweiß trat ihm auf die Stirne, dann schnappte er noch einmal nach Luft und — aus war es mit ihm. Wie er nun daliegt mit offenem, aufgesperrten Munde, wie wenn er immer noch etwas zu sagen hätte, — hui da klirrt das Fenster, die Scheiben fahren auf den Boden und der Rabe schießt herein, fliegt schreiend durch's Zimmer und schlägt mit seinen Flügeln die Lichter aus, daß es stockfinster wurde.

An dem Abend ist die Else närrisch geworden. Da der jüngste Sohn nicht herauf in's Schloß ziehen wollte, blieb sie allein drin wohnen. Bei Tag ging sie niemals heraus, in den mondhellen Nächten aber kam sie herunter in's Dorf an den Brunnen und wusch ihre Wäsche. Sie grüßte nicht und dankte nicht, wenn ihr Jemand begegnete, wenn man aber fragte: „wie geht's Else?" blieb sie stehen, sah einen mit starren Augen an und murmelte: „es wirft, es wirft, es wirft, im Keller mit Steinen, — man kann kaum bleiben vor dem Werfen."

Nun war noch der jüngste Sohn des Schloßherrn übrig; der war ein rechtschaffener, leutseliger Mann und hatte sich verheirathet, — Kinder aber hatte er nicht. Sonst ging's ihm gut, und alle Menschen gönnten's ihm, und er lebte noch lange mit seinem Weib, nachdem sein Vater gestorben war. Da zog der Krieg wieder heran, und alle Leute, die einzeln wohnten, flüchteten: so wollten denn auch die beiden Herrenleute, weil sie das Wildensteiner Schloß nicht bewohnen wollten, hinabziehen nach Eschau.

Ihre Habe hatten sie zusammengepackt, die Pferde waren angeschirrt und standen im Hof — vom Thale aber zog ein Gewitter auf. Wie sie nun über die Schloßbrücke fahren, bricht das Wetter los, es donnert und blitzt, und die Pferde werden scheu und springen mit dem Wagen in den See: drin sind die Herrenleute ertrunken. Den Grund, der ihnen gehörte, heißt man heute noch den Herrengrund, und die Wiese, wo ihr Schloß stand, die Herrenwiese, und den Brunnen, der dort quillt, den Herrenbrunnen. Das Schloß aber verfiel ganz und gar und aus den Steinen ist das erste Haus in der Unteraulenbach gebaut links am Weg, wenn man von Eschau her in's Dorf kommt. Hiermit war das Geschlecht der Münzenberger ausgestorben, und das Wildensteiner Schloß und Amt kam nun an die Grafen von Rieneck, die ein edles Geschlecht waren und viele Jahre regierten. Der Künigenbrunnen im Wildenseeer Grund, dort wo

das Schloß mit dem vielen Gold und Silber verſunken, fließt heute noch und ſpült von dem Golde hie und da aus. Vor nicht langer Zeit ſind fremde Leute von weither gekommen und haben Sand aus dem Brunnen geholt, und nach einem Jahre holten ſie wieder, und wußte Niemand, wo ſie her waren, und was ſie damit wollten. Wie ſie aber zum dritten Male gekommen und den Sand geholt hatten, ſagten ſie: „Jetzt kommen wir nicht mehr, wir haben nun Golds genug; wenn die Leute wüßten, was in dem Sand wäre, könnten ſie alle reich werden.“ Man vermuthet, es ſeien Bergleute geweſen.

780.

Graf Johann von Wertheim.

Von Alexander Kaufmann.

„Zieht nicht zum Waidwerk, Graf Johann,
Denn heilig iſt der Tag des Herrn!
Wohl winkt verlockend jener Tann,
Doch, Graf, bleibt heut dem Waidwerk fern!“

Der junge Tag iſt hell erwacht,
Aus fernem Grün blickt Hirſch und Reh;
Die Kuppen glüh'n in Frührothspracht:
„Ade, Herr Burgkaplan, ich geh'!“

Und rüſtig eilt der Graf hinaus
Und tiefer dringt er in den Forſt:
„Bring' ich denn heute Nichts nach Haus?
Birgt Alles heut in ſicherm Horſt?“

Schon glüht die Sonn' um Mittagszeit,
Dem Grafen brennt's um Stirn' und Bruſt:
„Ein kühler Brunnen fließt nicht weit,
Da trink' ich draus — willkomm'ne Luſt!

Willkomm'ner Trunk, bald labſt du mich,
Mir lieber jetzt, als Milch und Wein!“
Wie tief der Graf den Wald durchſtrich,
Verſiegt iſt Born und Börnelein.

Als hätte Wochen lang kein Thau
Den wilden Speſſart mehr getränkt,
Nie einer Wolke nächtig Grau
Der Flur ihr feuchtes Naß geſchenkt,

So dürr liegt Alles — wilder ſtets
Glüht Sonnenglut, todt ſtarrt die Rund',
Und wie ein Höllenbrodem weht's
Qualmig aus Thal und Felſengrund.

Verſchmachtend ſinkt der Jäger hin
Auf glühem Stein, fern jedem Pfad,
Da greift's ihm plötzlich Herz und Sinn:
„Verzeih, o Gott, mir, was ich that!

Gerecht beſtrafſt du, Herr: Ich nahm,
Was dein iſt — dieſer Tag iſt dein!
Doch ſieh die Reue, ſieh die Scham:
Laß mich nicht untergeh'n in Pein!

Du haſt ja Boten — ſende mir
Nur einen Tropfen" — Süßer Sang
Zieht fernher durch das Waldrevier,
Jetzt nah; 's iſt Sonntagsglockenklang!

„Iſt dies dein Bote? Ja, ich komm
Ich folge dir, geweihter Laut!"
Gekräftigt ſpringt er auf und fromm
Hat er dem Himmelston vertraut,

Der vor ihm herflog wunderbar,
Bald durch die Lichtung, bald durch's Grün;
Drei Schritte noch, und blau und klar
Wallt dort ein Bach, und Wellen blüh'n,

Und Wellen winken — hier im Born
Trinkt Leben ſich der todte Mann. —
Nie klang fortan ein Jägerhorn,
Zog Sonntagsläuten durch den Tann.

781.

Schloß Freudenberg.

Von Ph. Will.

1.

Zum ſchönen Ritterfräulein trat
Herr Kollenberg mit einer Roſe:
„Wenn euch der dritte Morgen naht,
Erhört mein Herz, das hoffnungsloſe.“

Und auch der Graf von Wertheim kam
Mit Edelſtein und Perlenſchnüren:
„Laßt holde Maid als Bräutigam
Mich bald euch zum Altare führen.“

Und als der dritte Morgen graut',
Da kam Herr Kollenberg geritten;
Die edle Maid küßt er als Braut,
Die ſchönſte Blum' hat er erſtritten.

Der Graf von Wertheim ritt herbei,
Zog ab mit unverricht'ter Sache,
Da ſchwur er hoch bei Rittertreu',
Dem ſtolzen Bettlerweibe Rache.

Und eine Gräfin ward ſein Weib.
Er baut' ein Schloß, das Freudenberger;
Stets gab's da luſt'gen Zeitvertreib,
Dem Nachbar Kollenberg zum Aerger.

Herr Kollenberg lebt ohne Harm,
Er war nicht reich, doch ſtets zufrieden.
In ſeiner treuen Gattin Arm
War ihm das ſchönſte Glück beſchieden.

Ein Bettlerweib ſandt' ihm auf's Schloß
Graf Wertheim, tückiſch ihm zu rauben
Das hohe Glück, das er genoß,
Der reinen Liebe frommen Glauben.

Das Weib empfing gar ſchlimmen Gruß.
„Wag's nimmermehr in's Schloß zu ſetzen
Verrätherin den frechen Fuß,
Sonſt laß' ich dich mit Hunden hetzen!“

„Die Hund', fürwahr! ich ſchaffe ſie;“
So rief das Weib im argen Grimme:
„Den Fluch vernimm! dir lalle nie
Des erſten Kindes ſüße Stimme!“

2.

Der Ritter zog zum blut'gen Strauß
Mit der Getreuen kleinem Heere.
Graf Wertheim fordert ihn heraus;
Da muß er wahren Mannesehre.

Von ihm getroffen, ſtürzt der Graf,
Doch Wertheim hat die Schlacht gewonnen;
Das Todesſchwert die Tapfern traf,
Kaum war der Ritter ſelbſt entronnen.

Und als er aus dem Treffen floh,
Sah er bei ſeines Schloſſes Hofe
Mit einem Korb, bedeckt von Stroh,
Der treuen Gattin treu'ſte Zofe.

„Was tragt Ihr in dem Korb fürbaß?“
„Ach die Gebiet'rin lag in Nöthen,
Als von zwei Hunden ſie genaß.
Die ſoll ich jetzt im Fluſſe tödten.“

Der Ritter reißt die Decke auf,
Ein Knabenpaar lacht ihm entgegen,
Das trägt er froh die Burg hinauf,
Dem Himmel dankt er für den Segen.

Graf Wertheim zog mit wundem Arm
Nach Freudenberg in Siegessprangen,
Ihm folgte der Genossen Schwarm;
Die Gattin hat ihn treu umfangen.

Der Vater nimmt voll sel'ger Lust
Auf seinen Arm den einz'gen Knaben.
Der Knabe glitt von Vaters Brust,
Zerschellt das Haupt im Schlosses Graben.

Siehst du den ernsten Leichenzug,
Sich langsam feierlich bewegend?
Schwer ruht auf Wertheim Gottes Fluch,
Er flieht für immer diese Gegend.

Die Schlüssel wirft er in den Fluß,
Auf ewig ist die Burg verschlossen;
Er flucht dem Schloß zum Scheidegruß
Dann geht's davon auf flücht'gen Rossen.

Und Freudenberg, der Widerhall
Von kühner Lust, von heiterm Schalten?
Die stolze Burg ist in Verfall,
Hier hat die Zeit Gericht gehalten.

782.

Die Michaelskirche auf dem Engelsberge.

Von Ph. Will.

Auf dem Engelsberg an schatt'ger Stelle
Wollt' man gründen eine Bethapelle
Die dem heil'gen Michael geweiht;
Rasch war schon das Holz im Wald geschlagen
Hin an den bestimmten Ort getragen,
Rasch die Steine für den Bau bereit.

Doch! o Gotteskraft in Wunderthaten!
Nachts der Engel Feierchöre nahten,
Und es wandern Balken, Steine fort,
Von den Seraphshänden sanft entrücket,
Hin wo sich das Auge nur entzücket,
Wie im Flug an einen schönen Ort.

Wer erkannte nicht des Himmels Deutung?
Rasch gedieh das Werk in frommer Leitung.
Jetzt noch prangt die Kirch' in stiller Pracht,
Wo Marias Gnadenbild den Armen
Mutterliebe spendet und Erbarmen,
In des Erdenlebens düstre Nacht.

783.

Heſſenthal.

Von J. B. Goßmann.

Sechs Tage ſind genug für eitle Plage,
Der Sonntag ſei geweiht zum Ruhetage!
O laß an'dem durch kein Geſchäft dich ſtören,
Wie ſehr dich auch des Lebens Sorge quält,
Das Wort des Herrn mit Andacht anzuhören,
Und merke, was die Sage dir erzählt.

Im Speſſart iſt ein altes Dorf gelegen,
Von Wäldern eingeſchloſſen, Heſſenthal.
Es lebte dort vor langer Zeit einmal
Ein gottlos Weib, das trotzig und verwegen
Entgegenſtrebte Gottes Gnadenſtrahl,
Doch nun dafür erduldet lange Qual.

Das hehre Pfingſtfeſt war herangekommen,
Zum Gotteshauſe hat den Weg genommen
Im ganzen Dörflein Alles, Jung und Alt,
Eh noch der letzte Glockenton verhallt,
Auf daß ein Jeder mit den Hausgenoſſen
Des großen Heiles auch theilhaftig werde,
Das heute ſich vom Himmel hat ergoſſen
In Flammenzungen auf den Ball der Erde.
Sie aber ſtand verſtockt an ihrem Herde,
Und kocht' im Waſſer aus dem nahen Bronnen
Das Garn, das emſig ihre Hand geſponnen.
Schon hat das Hochamt feierlich begonnen,
In herzerhebendem Geſange preiſ't
Die fromme Heerde Gott den heil'gen Geiſt,
Den Sohn und Vater. Still wird's wiederum —
Der Prieſter ſingt das Evangelium,
Die Glocke ruft's hinaus mit lautem Ton,
Erſchüttert wird die Arge nicht davon,
Die mit dem Böſen ſchon ſich hat verſchwiſtert,
Ihr Keſſel brodelt, ihre Flamme kniſtert,
Von Neuem ſchürt ſie. — Und von Neuem drang
Zu Ohren ihr der hellen Glocke Klang,
Verkündigt Wald und Flur die heil'ge Handlung,
Des Brods und Weines wundervolle Wandlung;

Sie kniet nicht nieder, klopft nicht ſchuldbewußt
Um Gnade flehend an die ſünd'ge Bruſt,
Bekreuzt ſich nicht an Stirne, Herz und Mund,
Sie betet nicht — da brauſ't es plötzlich — und —
Sie ſinkt mit ihrem Keſſel in den Grund.

Wie nun die Kirchengänger heimgekommen,
Da haben ſie die Höhle wahrgenommen,
Die heute noch daſelbſt ein Jeder ſieht
Der durch das Dörflein ſeines Weges zieht,
Und haben ob des Kochens ſich verwundert,
Das aus der Höhle kam, und dauern mag,
Bis daß erſcheinen wird der jüngſte Tag,
Weil's ſchon gedauert mehr als ein Jahrhundert.
Gar mancher Taube, der hinüber eilt',
Und gläubig betend an der Höhle weilt',
Am heil'gen Pfingſtfeſt — wurde ſchon geheilt. —

Sechs Tage ſind genug für eitle Plage,
Der Sonntag ſei geweiht zum Ruhetage!

784.

Der Künigenbrunnen im Elſavathale.

Von Ph. Will.

Weh' Dir! Was irreſt du
O Königin! in Waldesdunkeln
Ohn' Raſt und ohne Ruh'
Bis heiter die Geſtirne funkeln?

Den treuen Ehgemahl
Entriß der Tod in blut'gen Schlachten,
Die lieben Söhne all'
In Feindes Kerkern hilflos ſchmachten.

Ach keine Thräne netzt
Das trockne Aug' und löſt die Schmerzen,
Und keine Lindrung letzt
Die kranke Stelle in dem Herzen.

„O Kön'gin! eile ſchnell,
Zu baden dein vertrocknet' Auge.
Klar rieſelt dort ein Quell
Der Rettung hinter'm grünen Strauche."

Die arme Kön'gin eilt,
Das Aug' zu baden, raſch beſonnen.
Dort, wo der Wald ſich theilt,
Dort ſprudelt hell der Rettungsbronnen.

Sie labt das Aug', es fließt
Die Thrän', es heilt des Herzens Wunde.
Der Bronnen aber iſt
Der Kün'genbrunnen bis zur Stunde.

785.

Die Zaubermuſchel.

Von Alexander Kaufmann.

„Der Speſſart iſt ein wunderbarer Wald,
Und drin erzählt man ſeltſame Geſchichten —
Die Welt da draußen wechſelt die Geſtalt,
Wir bleiben ſtets die Alten, Treuen, Schlichten!“

Mein Jäger ſprach's und ſetzt' in Ruh den Hahn;
Vergeblich birſchten wir drei Morgenſtunden
Es lief kein Thier die müden Schützen an,
Daß Ruhe wohlthat Jägern ſo wie Hunden.

„Hier raſten wir! Der Platz iſt wunderſchön
So kühl, ſo frei — welch ein ergötzlich Schauen
Hier in das Thal, dort nach den grünen Höh'n,
Darüber fern und ferner Kuppen blauen!

Und hier der Bach, umrauſcht von Erlenlaub,
Und drin die Muſcheln, wie ſie prächtig blitzen!
O ſchöne Muſcheln, bald des Jägers Raub:
Es ſoll mein Lieb als Armband euch beſitzen!“

Drauf mein Gefährte: „Wünſcht ſolch Kleinod nicht,
O wagt es nicht, in dieſe Flut zu langen!
Ihr Klugen draußen nennt es ein Gedicht,
Was man erzählt von dieſer Muſcheln Prangen,

Uns iſt es kein Gedicht: Die Ahne mein
Hat's ſchon erzählt, Ihr könnt es jetzt auch leſen,
Wie einſt ein Schloß da drüben auf dem Stein,
Und ſtolze Ritter in dem Schloß geweſen.

Schön war des Ritters Tochter, wunderhold,
Weßhalb der Alte gern ſein Liebſtes ſchmückte,
Ihr Arm und Finger reich umwand mit Gold
Und auf das Haupt ein Perlenkrönlein drückte.

Sie aber ſprach: O ſchau das Volk umher,
Wie elend iſt's, wie ganz der Noth zu eigen!
Sieht es den Glanz, fühlt es die Qual nur mehr, —
Man ſoll den Armen keine Schätze zeigen!

Ja, gäb' es hier, wie drüben in dem Bann,
Gewicht'ge Pächter, wollt' in Gold ich prangen
Es könnte jeder reiche Vater dann
Für's Töchterlein den gleichen Schmuck erlangen.

Doch ſchaut, im Bache giebt es Muſcheln viel,
Mit Muſcheln will ich Stirn und Buſen kränzen,
Das ärmſte Mädchen mag zu eitelm Spiel
Sich Muſcheln ſuchen, kann in Muſcheln glänzen.

Bringt Muſcheln mir zu ſtolzem Krönelein,
Bringt Muſcheln mir als Armband und als Kette! —
Wie ſchön ſie war in ihrer Muſcheln Schein,
Schöner als wenn in Gold geſtrahlt ſie hätte! —

Da war ein Knab im Dorf, ſein Aug' ſo klar,
Sein Herz wie Gold. Niedrigem Haus entſprungen
Barg er den Wunſch, der ſtill erblühet war,
Doch Tag für Tag ihn mächtiger umſchlungen.

Sie kannt' ihn kaum; ſie kannte nur den Gruß
Des ſcheuen Knaben, der mit frommem Bangen
Den Weg betrat, auf dem gewallt ihr Fuß —
Er hörte kaum des ſchönen Kinds Verlangen

Nach Muſchelzier, ſo ging er Tag und Nacht
Zum Bach und ſuchte Muſcheln, ſuchte, wählte
Und wählt' und ſuchte, bis ein Schmuck voll Pracht
Beiſammen war; dem nur ein Stück noch fehlte.

Dies letzte aber ſoll das ſchönſte ſein! —
Der Bach geht tief; im tiefſten, tiefſten Grunde
Lag eine Muſchel, tück'ſchen Zauberſchein
Warf ſpielend ſie in weiter, grüner Runde.

Die wird noch mein! — Und willenlos faſt ſpringt
Der Knabe von der Brücke jähem Rande —
Die Muſchel wurde ſein — den Taucher ſchlingt
Die Welle fort und wirft ihn todt zum Strande.

Den Schmuck erhielt das Mädchen, und ſie hing
Ihn weinend um, die ſtumme, geiſterbleiche,
Und als der Knab begraben wurde, ging
Die Herrin weinend hinter ſeiner Leiche,

Trug nochmals jenen Schmuck und legt' ihn dann
Still zu den Schätzen, die nun alle ruhten —
Auch ſie war todt, bevor ein Jahr verrann —
O tückiſch ſind die Geiſter ſolcher Fluten!

786.

Die Klingenburg.

Von J. F. Adrian.

Wann voll der Mond am Himmel wacht,
Von goldnen Sternen hell umflimmert,
Und dumpf die Stund' der Mitternacht
Vom alten hohen Thurme wimmert;
Entwallet ernſt und hehr und bang
Der Klingenburg umgrünten Mauern
Ein reiner ſilberheller Klang;
Man hört's mit tiefem heil'gen Schauern.

Dort lebte in der grauen Zeit,
Wo für das Kreuz die Völker ſtritten,
Die ſchöne Jungfrau Adelheit
Mit frommen Sinn und reinen Sitten.
Vom Antlitz war ſie Engeln gleich,
Wie Raphaele ſie uns malen;
Die Seele ſanft und liebereich
Sprach aus des Auges blauen Strahlen.

Adolf von Hochburg kühn und hold
Umſchlang ihr Herz mit ſüßen Banden
Und als ſie einſt im Abendgold
Im ſtillen Eichenhain ſich fanden;
Da klopft' ihr Herz an ſeiner Bruſt,
Sie hielten innig ſich umwunden,
Und fühlten der Verklärten Luſt
Die niedre Erde ſchien verſchwunden.

Bald tönet — ach! des Kaiſers Ruf
In's Morgenland Adolf zum Streite;
Da ſank der Bau, den Liebe ſchuf,
Und höchſte Wonne wich dem Leide.

Es nahte trüb die letzte Nacht,
  Kein goldnes Sternchen mochte ſchimmern;
Umhüllet zog des Mondes Pracht
  Durch Wolken hin mit mattem Flimmern.

Und als nun ſchwand der nächt'ge Flor
  Und enden mußt der Trennung Stöhnen;
Da zog ein Glöckchen ſie hervor
  Mit reinen ſilberhellen Tönen: —
„Da nimm, und wenn des Todes Strelch
  Dir naht, ſo laß das Glöckchen klingen,
Es tönet durch der Lüfte Reich
  Und wird zu meinem Ohre dringen!“

Nun zog er hin, und Adelheit
  Lebt ihrer Lieb und ihrem Kummer
Und Nächte lang durchſchaut ſie weit
  Des Maines Thal, — ihr naht kein Schlummer.
So ſchwand ein Jahr; — in's weiße Thal
  Blickt einſt um Mitternacht ſie wieder,
Da klang des Glöckchens Silberſchall, —
  Und Adelheit ſank todt darnieder.

Das iſt der ſilberhelle Klang,
  Den man mit tiefem heil'gen Schauern
Entwallen höret hehr und bang
  Der Klingenburg umgrünten Mauern,
Wenn voll der Mond am Himmel wacht,
  Von goldnen Sternen hell umflimmert
Und dumpf die Stund der Mitternacht
  Vom alten hohen Thurme wimmert.

787.

Der Schäfer von Elſenfeld.

A. v. Herrlein S. 242.

Vor hundert und mehr Jahren lebte zu Elſenfeld ein Schäfer, der Hirtenjörg genannt, und ſeine Frau die Ev', und galten beide weit und breit für gottſelige, rechtſchaff'ne Leute. Beſonders der Mann wußte viel' fromme Sprüche und heilige Geſchichten, und wenn er die Schafe hütete

auf dem Dammesfeld, pflegte er lauter geistliche Lieder dazu zu blasen, so schön, daß den Leuten, die ihn hörten, das Herz davon bewegt wurde.

Es geschahen aber selbiger Zeit in der Gegend viele erschreckliche Unthaten, und wie man's auch anstellte, man konnte den Thätern nicht auf die Spur kommen; die Kirchen wurden ausgeraubt, und die Leute auf der Straße angefallen und todtgeschlagen, und besonders das Dammesfeld kam so in's Geschrei, daß sich Niemand mehr des Abends durch's Thal getraute. Denn nicht nur Einzelne, sondern auch Zwei und Drei, die sich verspätet hatten, wurden am Morgen todt im Wald gefunden, und man meinte nicht anders, als es müßte eine große Bande im Wald ihr Wesen haben.

Wer hätte gedacht, daß der Schäfer und sein Weib so gottlose Heuchler seien, und daß sie allein alle Raub- und Mordthaten verübten? Es war aber doch so, und sie brachten's fertig durch die schwarze Kunst, und stellten es also an: wenn ihnen ein Kind geboren wurde, brachten sie's um, schnitten ihm den kleinen Finger ab und dörrten ihn im Backofen. Wenn sie dann einen Einbruch oder Mord begehen wollten, brannten sie den Finger an, wie eine Kerze, und so lange der Finger brannte, waren sie unsichtbar. So gewahrten denn die Leute, wenn sie Nachts unter Schippach durch den Tannenwald gingen, Nichts, als ein Licht neben dem Weg, wenn sie aber hinzukamen und an nichts Böses dachten, schlug sie der Schäfer mit dem Holzbeil todt, ehe sie noch wußten, wo die Schläge herkamen.

Ehe nun der Schäfer sich verheirathet hatte und ein Mörder geworden war, gingen einmal im Frühjahre auf den zweiten Ostertag drei Burschе aus Elsenfeld in die Fremde: der eine war ein Schneider, der andere ein Schmied, der dritte, mit Namen Kasper, war der einzige Sohn aus der Mühle und war ein Müller. Daheim waren sie still und traurig fortgegangen, wie's aber das junge Blut zu machen pflegt, in Rück kehrten sie ein im Wirthshaus, um noch Ein's mit einander zu trinken, weil sie immer so gute Kameraden gewesen. Da wurden sie wieder munter, führten allerlei Reden, und zuletzt machten sie mit einander aus, sie wollten sieben Jahre in der Fremde bleiben, aber wenn sie am Leben blieben, auf den zweiten Ostertag wieder hier zusammenkommen, und wie ihren Auszug, so auch ihren Einzug wieder in Elsenfeld halten — alle drei miteinander. Darauf zogen sie durch's Dorf, singend das Handwerksburschenlied:

„Ich will mein Glück probiren,
Marſchiren!“

gingen den Bach hinauf, am Kloſter vorbei, und bei der Aubrücke trennten ſie ſich, — Zwei gingen rechts und der Dritte ging links. In der Fremde hatten ſie alle drei viel Glück, lernten ihr Handwerk ohne Tadel und erſparten ſich auch noch ein jeder ein ſchönes Stück Geld, und als die ſieben Jahre zu Ende gingen, dachten ſie auf's Heimgehen, und auf den zweiten Oſtertag kamen ſie wieder in der Krone zu Rück zuſammen, wie ſie's verabredet hatten. Der Müller war zuerſt auf dem Platz, dann kam der Schmied, und hernach der Schneider. Wie nun Einer nach dem Andern geſund zur Thüre hereintrat, hatten ſie eine große Freude, erzählten und ließen eine Kanne nach der andern bringen, auf baldige Meiſterſchaft anzuſtoßen, bis es endlich anfing zu dunkeln, — da brachen ſie mit einander auf und wollten heimwärts. Draußen aber blies ſeit etlichen Tagen der Thauwind und die Elſava war ausgetreten und hatte das ganze Thal unter Waſſer geſetzt, und es brauſte, wie wenn der Rhein das Thal entlang ginge.

Wie ſie nun unter die Kreuzmühle kommen, dorthin wo der große Nußbaum ſteht und der Bildſtock, hören ſie den Schäfer blaſen: „Nun ſich der Tag geendet hat,“ und ſagen: „Das iſt der Hirtenjörg, jetzt werden wir bald daheim ſein.“ Mit Einem Male aber hört das Blaſen auf, und es wird ein Licht aufgeſteckt und ſie ſehen das Licht, aber Keinen, der es trägt, ſondern das Licht fackelt vor ihnen kerzengrad in der Luft herum, — der Hirtenjörg hatte ſie kommen hören, und hielt ſich hinter dem Baum und lauerte auf ſie, der ausgetretene Bach aber ging bis gerad unter den Nußbaum. Wie ſie nun ſtutzten und nicht wußten, ſollten ſie voran oder zurück, ſchreit er ihnen zu: „Legt die Felleiſen ab, hernach will ich jedem von Euch ſeinen Treff geben!“ und zugleich ſchlug er den Schneider, der voranging, vor den Kopf, daß er taumelte. Da wußten die drei nicht, wie ihnen geſchah, und fingen an zu bitten, er ſolle die Felleiſen nehmen, nur das Leben ſolle er ihnen laſſen. Endlich ſagte der Hirtenjörg: „Meinetwegen, ob ich's ſchon nicht gern thue, aber die Felleiſen legt ihr hierher und all' eure Kleider darauf, und wenn ihr euch ausgezogen habt, ſteigt ihr auf den Nußbaum und muckſt euch nicht, — ſonſt iſt's euer Letztes.“ Sie thaten ſo und ſtiegen auf den Nußbaum, und der Schäfer, wie ſie droben waren, wollte mit den Felleiſen und Kleidern davon gehen, ließ aber dabei den Finger, den er angeſteckt hatte,

von ungefähr fallen: der ging aus, und in demſelben Augenblick war der Schäfer ſichtbar, und weil der Mond grad hinter einer Wolke hervorkam, kannten ihn die drei und ſchrieen: „Hirtenjörg, Hirtenjörg!“ Da warf er die Felleiſen und die Kleider wieder hin, nahm ſeine Doppelflinte von der Schulter, trat unter den Baum und ſagte: „Habt ihr mich erkannt, ihr drei, nun ſo betet jetzt euer letztes Vater unſer!“ Wie ſie das hörten, fingen ſie auf's Neue an, um ihr Leben zu bitten, verſprachen auch, ihn nie zu verrathen, und er ſollte an den großen Jammer denken, den er anrichten würde, wenn er ſie umbrächte. Der Hirtenjörg aber lachte und meinte: wem's denn ſo arg zu Leid geſchehen würde, wenn er ſie jetzt alle umbrächte?

Da ſagte der Schneider: „mein Meiſter hat mich immer gar zu lieb gehabt, denn es hat ihm Keiner ſo die Arbeit zu Dank gemacht, wie ich. Ich hab' ihm geſchrieben, daß ich komm' und wieder zu ihm will, und heute wartet er auf mich und wird ſich gar keinen Rath wiſſen, wenn ich nicht eintreffe.“

„'S iſt nicht wahr,“ ſagte der Schäfer, „heute morgen erſt hat er ſich einen neuen Geſellen eingeſtellt,“ und ſchoß ihn vom Baum. Der Schneider aber war nicht gleich todt, ſondern fiel hellaufſchreiend herab in's Waſſer und plätſcherte und gurgelte drin herum und ſchlägelte mit Händen und Füßen, daß der Schäfer laut auflachte — dann ward er das Thal hinabgeſchwemmt.

Der Schmied ſagte: „Das Evchen und ich kennen uns ſeit zehn Jahren, und jetzt wollen wir Hochzeit halten. Sieh' in meinem Felleiſen ſteckt das Kränzchen, — das ſoll ſie tragen an ihrem Hochzeitstage. Heute wartet ſie auf mich und hat keine frohe Stunde mehr, wenn ich nicht heim komme.“

„'S iſt nicht wahr,“ lacht der Schäfer, „das Evchen denkt nicht mehr an dich, — es iſt ſchon ſeit ſechs Jahren meine Frau, — ſchau hinüber, dort ſteht ſie bei den Schafen!“ und damit drückt er los. So fällt der Schmied maustodt vom Baum und ſchwimmt auch das Thal hinunter.

Der Kasper ſagte: „Hirtenjörg, Hirtenjörg! Wir ſtehen in Einem Taufbuch und haben als Kinder mit einander geſpielt und ſind mitſammen zum heiligen Nachtmahl gegangen. Wenn du mir auch thuſt, wie den zwei Andern, will ich dich verklagen vor Gottes Gericht, und ſollſt keine

ruhige Stunde mehr haben in deinem Lebenlang. Seit ſieben Jahren hat meine Mutter jeden Morgen und Abend gebetet, daß ich noch einmal heimkomme und ihr die Augen zudrücke, heute iſt ſie fünf und ſiebenzig Jahre alt geworden und wartet auf mich."

„'S iſt nicht wahr," ſagte der Schäfer, „deine Mutter iſt alt und täppelig geworden die letzten Jahre her, und weiß gar nicht mehr, daß ſie noch einen Sohn hat, und liegt jetzt ſchon lang in ihrem Bett." Damit ſchoß er ihn vom Baum. Er hatte ihn aber nicht recht getroffen, und der Kasper, wie er fortgeflößt wurde, ſchrie immer noch: „Hirtenjörg, Hirtenjörg!" Dieſer aber meinte, er könne ſich noch einmal an's Land herausarbeiten, und ſchlich am Waſſer hinunter, um ihm den Garaus zu machen. So kommt er auch an die Mühle, und weil er noch Licht drin ſieht, ſchaut er durch's Fenſter, — da ſitzt wirklich des Kaspers Mutter, die alte Müllersfrau, noch in ihrem Seſſel und betet und der Tiſch war mit weißem Linnen gedeckt, und ſtanden zwei Teller darauf und eine Flaſche Wein mit zwei Gläſern. Da ſchreit's noch einmal weit unten vom Waſſer her: „Hirtenjörg, Hirtenjörg!" daß die alte Frau den Kopf aufhob und horchte, den Schäfer aber ſchüttelte es am ganzen Leibe — denn gerade jetzt mußte der Kaspar in den Main getrieben ſein. *)

Wie aber dieſer geſagt, ſo geſchah's. Der Schäfer hatte von nun an keine ruhige Stunde mehr. Wo er gehen und ſtehen mochte, hörte er das Waſſer brauſen und zwiſchendrein rufen: „Hirtenjörg, Hirtenjörg!" Bald riefen's die drei Handwerksburſchen miteinander, bald der Kasper allein, wie er gerade untergehen wollte, und bald die alte Frau, und weil er's nicht mehr länger aushalten konnte, ging er hin vor Gericht und gab ſich an und ſeine Frau und bekannte Alles, was er gethan hatte. Dort ward ihnen das Urtheil geſprochen, daß ſie auf dem Dammesfeld lebendig von vier Pferden ſollten zerriſſen werden.

Sein Weib ſtarb reumüthig. Der Schäfer aber ſollte keine Gnade bei Gott mehr finden, ſondern nachdem er bekannt hatte, ward er wieder ſo hart und verſtockt, wie vorher. Als er ſchon auf dem Richtplatz ſtand, fing er an zu lachen, und als ſie ihn fragten, warum? ſagte er: drüben ſehe er den Nußbaum ſtehen, von dem er die drei Handwerksburſchen herabgeſchoſſen habe, und da falle ihm grade ein, wie der Schneider im

*) Unterhalb der Elſenfelder Mühle mündet die Elſava in den Main.

Waſſer ſo geplätſchert und gegurgelt habe: das ſei ſo luſtig anzuſehen geweſen, daß er jetzt noch darüber lachen müſſe.

Als die Hinrichtung vollzogen war, wurden ihre Körper verbrannt, und die Aſche in den Main geſtreut.

788.

Grubingen.

Die vor. Schrift S. 256.

Nach dem Ausſterben der Edlen vom Klingenberg ward die Burg Klingenberg Eigenthum der Herren von Bickenbach. Im vierzehnten Jahrhundert unternahm Einer der Letzteren, Konrad VIII., eine Wallfahrt nach Jeruſalem, hatte aber das Unglück, in die Gefangenſchaft der Ungläubigen zu gerathen und ſchmachtete lange in der Sklaverei. Da flehte er den heiligen Michael um ſeine Hilfe an und that das Gelübde, daß er, wenn er je wieder zu ſeiner väterlichen Burg gelangen ſollte, an der Stelle, wo er ſie zuerſt erblicke, dem heiligen Michael zu Ehren eine Kirche erbauen wolle. In einer Nacht träumte ihm, er befinde ſich wieder auf deutſcher Erde und auf dem Wege in ſeine Heimath. Die Freude über ſeine Befreiung weckte ihn auf — und vergoldet vom Strahle der Morgenſonne lag die Burg Klingenberg vor ihm. Entzückt wollte er ihr zueilen, aber ſein Schwert ſprang aus der Scheide, grub ſich in die Erde und mahnte ihn ſo an ſein Gelübde. Konrad wiederholte es dankbar ſeinem Heiligen und erbaute in der Folge an jener Stelle eine Kirche, die dem heiligen Michael geweiht wurde, und ein Dorf, das er, weil ſich dort ſein Schwert in die Erde grub, Grubingen nannte.

Dorf und Kirche lagen eine Viertelſtunde oberhalb Röllfeld am Main. Grubingen ward zur Pfarrei erhoben und Stadt und Burg Klingenberg, Röllfeld, Schmachtenberg und Seckmauern gehörten als Filiale zu ihr. Das Dorf verſchwand im Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts, aus welcher Veranlaſſung iſt unbekannt, die Kirche aber beſtand bis zum Jahre 1778, wo ſie wegen ihrer Baufälligkeit abgebrochen wurde. Den Kirchhof benützten die Röllfelder noch bis 1847, in welchem Jahre ſie einen größeren näher bei Röllfeld anlegten. Von der Kirche ſteht jetzt nur noch ein kleines Stück Mauerwerk, das einen Theil der Kirchhofs-

mauer bildet; in dem Kirchhofe aber iſt ein ſteinernes Cruzifix errichtet mit der Inſchrift:

Dahier auf dem Platz ſtand die Grubinger Pfarrkirche ad St. Michaelem, wohin die Ortſchaften Klingenberg und Röllfeld und mehrere andere der Gegend vorhin gehörten. Im Jahre 1778 wurde ſie wegen Alterthum abgebrochen und Alles, ſo ſie gehabt, nach dem Weisthum von 1630 unter die beiden Pfarrkirchen Klingenberg und Röllfeld getheilt.

In der Kirche zu Grubingen lag der Stifter derſelben, Konrad von Bickenbach, begraben. Sein Epitaphium wurde bei dem Abbruch der Kirche in die Kirchhofsmauer verſetzt, ſpäter aber wieder herausgenommen, weil es durch die Witterung litt; eine ſteinerne Tafel bezeichnet die Stelle, wo es geſtanden. Jetzt iſt es in der Kapelle zum hohen Kreuze zwiſchen Röllfeld und Klingenberg aufgeſtellt. Es zeigt einen geharniſchten Ritter, der auf einem Löwen, dem Sinnbild der Tapferkeit, ſteht; der ſchwere Helm ruht auf ſeiner linken Schulter. Die Umſchrift iſt nur noch theilweiſe lesbar und lautet: anno dm. m. ccc. LXXXIII. . . . . o. conradg dus in Bickenbach.

789.

Graf Eberſtein.

Von L. Uhland. — Lehmann Speyr. Chronik p. 344.

Zu Speier im Saale, da hebt ſich ein Klingen,
Mit Fackeln und Kerzen ein Tanzen und Springen
Graf Eberſtein
Führet den Reihn
Mit des Kaiſers holdſeligem Töchterlein.

Und als er ſich ſchwingt nun im luſtigen Reigen
Da flüſtert ſie leiſe, ſie kann's nicht verſchweigen:
„Graf Eberſtein,
Hüte dich fein,
Heut Nacht wird dein Schlößlein gefährdet ſein.“

Ei! denket der Graf, Euer kaiſerlich Gnaden,
So habt ihr mich darum zum Tanze geladen!
Er ſucht ſein Roß,
Läßt ſeinen Troß,
Und jagt nach ſeinem gefährdeten Schloß.

Um Eberſteins Veſte, da wimmelts von Streitern,
Sie ſchleichen im Nebel mit Haken und Leitern,
Graf Eberſtein
Grüßet ſie fein,
Er wirft ſie vom Wall in die Gräben hinein.

Und als der Herr Kaiſer am Morgen gekommen,
Da meint er, es ſeie die Burg ſchon genommen.
Doch auf dem Wall
Tanzen mit Schall
Der Graf und ſeine Gewappneten all.

„Herr Kaiſer! beſchleicht ihr ein andermal Schlöſſer
Thuts Noth, ihr verſtehet aufs Tanzen euch beſſer,
Euer Töchterlein
Tanzet ſo fein,
Dem ſoll meine Veſte geöffnet ſein.“

Im Schloſſe des Grafen, da hebt ſich ein Klingen,
Mit Fackeln und Kerzen ein Tanzen und Springen,
Graf Eberſtein
Führet den Reihn
Mit des Kaiſers holdſeligem Töchterlein.

Und als er ſie ſchwingt nun im bräutlichen Reigen,
Da flüſtert er leiſe, nicht kann ers verſchweigen:
Schön Jungfräulein
Hüte dich fein!
Heut Nacht wird dein Schlößlein gefährdet ſein.

790.

Die beiden Todten zu Speyer.

Von J. N. Vogl. — Verwüſtung der Kaiſergruft durch die Franzoſen 1589.

Wie! Fackeltanz im Dome? Fußtritte dumpf hinab
'S iſt Kaiſer Karl der Sechste, er ſteigt in der Ahnen Grab,
Er ſelber will es ſchauen, bei heller Fackelglut,
Wie dort der Franke gefrevelt in frechem Uebermuth.

Und immer röther färbte ſeine Wang' gerechter Grimm,
„Bei'm Himmel! ihr Franzoſen, was ihr gethan, iſt ſchlimm!"
Die Väter in den Särgen ſieht er des Schmuck's beraubt,
Die Krone abgeriſſen von manchem theu'ren Haupt.

Zertrümmert ſind die Särge, die Deckel liegen um,
Und Leichentuch und Purpur zerfetzt im Staub ringsum,
Da blickt manch hohles Auge ihn gar geſpenſtig an,
Als wollt' es zu ihm ſagen: „räch' uns, lebend'ger Mann!"

Und fürder ſchreitet Karl, erfaßt vom tiefſten Schmerz,
Der Fackelſchimmer gleitet über der Särge Erz.
Nun ſteht er dort vor zweien, die ſind zerſchlagen gar,
Und die Gerippe d'runter vermengt gar wunderbar,

Er ſteht wohl tief erſchüttert, die zwei', die kannt er gut,
Sie haßten ſich im Leben, die hier zuſamm' geruht,
Nicht konnten ſie beſtehen, wo Licht und Luft beſteht,
Es war der Kaiſer Adolf und Albrecht's Majeſtät.

Nun liegen ſie zerbrochen, vermiſcht ihr loſ' Gebein,
Von Keinem kann man ſagen: der Knochen hier war ſein;
Nur an dem Einen Scheitel, gefurcht von grimmem Schlag,
Das Haupt des Kaiſers Adolf man noch erkennen mag.

Und vor dem Staub der Beiden der Kaiſer lange ſteht,
Es iſt ein heilig Ahnen, was ſeine Bruſt durchweht;
„Ja, ob auch Haß und Zwietracht auf Erden hier zu Haus,
Es löſcht in jedem Herzen des Todes Hand ſie aus."

D'rauf manchen Kunſterfahr'nen er hin zur Gruft beſchied,
Und läßt dort den Gerippen anfügen Glied an Glied,
Und manch ein Bein des Adolf wird Albrecht's Eigenthum
Und manch ein Bein des Albrecht des Adolf wiederum.

So liegen beide Feinde vereinigt nun gar sehr,
Der Adolf-Albrecht jener, der Albrecht-Adolf der;
So liegen sie und ruhen, bis die Posaune ruft, —
Kein Frevler stör' hinfürder sie mehr in ihrer Gruft!

791.

Das Knäblein von Speier.

Von L. Schandein.

Zu Speier im Dom vor alter Zeit
Da war ein Muttergottesbild,
Gar manig ein Gruß ward ihm geweiht,
Gar manig ein Flehen hat es gestillt.

Kommt eine Mutter in Leid und Harm,
Sie klaget der Jungfrau ihre Not,
Ihr einig Knäblein auf dem Arm
Hält in der Hand ein Stücklein Brot.

„Ein Stücklein Brot und keines im Haus,
Maria hilf, nimm ab die Qual!"
Das Knäblein streckt sein Händchen aus:
„Da Büblein lieb, da beiß einmal!"

Das Knäblein sagt's, das Bild erbebt,
Maria blickt so liebewarm:
Lieb Jesukind herniederschwebt,
Nimmt Knäblein sanft in seine Arm':

„Iß selber du was dir gereicht,
Du herzig Kind, du hast ja Not;
Eh' dreimal sich der Tag geneigt,
Dann essen wir ein ander Brot!"

Und sieh, sein holdes Angesicht
Umwebt ein Leuchten wunderklar,
Die Mutter weiß zu deuten es nicht,
Es bebt ihr Herz so wunderbar.

Am Himmel kommt das Abendrot —
Der Mutter bangt bei seinem Schein;
Das Knäblein klaget, sie fraget in Not:
Ei wird das Wort wol Warheit sein?

Und wieder kommt das Abendrot —
Gut Knäblein liegt so krank und bleich,
Im Fiebertraum da ißt es Brot,
Ißt Lebensbrot im Himmelreich.

Und wieder kommt das Abendrot —
Es weinet die Mutter so Gotterbarm:
Ihr Ein und Alles ist ja todt,
Sie hält es todt in ihrem Arm.

Es will die Mutter in Trauer vergehn,
Gar manige Nacht sie nimmer schlief:
Und als am Grab die Röslein stehn —
Lieb Jesukind sie zu sich rief.

792.

Servatiusbrunnen.

Eysengrein chron. Spir. p. 24. Geiſſel Kaiſerdom I., 2 (6).

Als der heilige Servatius um die Mitte des vierten Jahrhunderts in der Gegend von Speyer war, wurde er eines Tages auf ſeiner apoſtoliſchen Wanderung von brennendem Durſte befallen. Vergebens ſchaute der Gottesmann nach einem kühlenden Bronnen oder rieſelnden Bächlein um. Da faßte er gläubiges Vertrauen und machte mit dem Finger ein Kreuzzeichen auf den Boden. Alſogleich ſprudelte eine lebendige Quelle hervor, welche von da an nie mehr verſiegte und nachmals Servatiusbrunnen und Tafelsbrunnen genannt wurde.

793.

Der heil. Bernard zu Speyer.

J. Geiſſel Kaiſerdom I., 93. Vgl. Sagenbuch I., 313. Gumppenbergs Marian. Atlas. Teutſch v. Wartenberg I., 83.

Die Speyerer beſchloſſen, das Andenken an die berühmten Worte des heiligen Bernardus: o clemens! o pia! o dulcis virgo Maria! die zuerſt im Dome zu Speyer erklungen waren, auf eine bleibende Weiſe der Nachwelt zu überliefern. Alſo ließen ſie in dem mittleren Gange des Langhauſes vier Meſſingplatten in den Boden einlegen, auf denen obige Worte eingegraben ſtanden; auf der erſten: o clemens! der zweiten: o pia! der dritten: o dulcis! der vierten: Maria! in vier Entfernungen, dreißig Fuß von einander. Dieſe Entfernung gab zu der Sage Veranlaſſung, es habe der heilige Bernardus bei jedem Gruße einen dreißig Schuh weiten Sprung gethan.

794.

Das Marienbild im Dom zu Speyer.

Geiſſel, Kaiſerdom III., 176.

Anno 1794, als die Franzoſen in Speyer eingezogen waren, holten ſie aus dem Dome unter andern auch das alte wunderthätige Marienbild, das vor Zeiten mit St. Bernhard geredet, von jener Zeit an aber geſchwiegen hatte. Es ſollte mit vielen kirchlichen Geräthen unter dem friſch gepflanzten Freiheitsbaume verbrannt werden, wollte aber, wie die Sage erzählt, durchaus nicht brennen, worauf es die Clubbiſten in kleine Stücke zerhieben, um es doch zu vertilgen.

795.

Der böſe Wolfsberger.

Träume und Schäume vom Rhein I., 71. Geib Reiſehandbuch durch die Pfalz S. 359.

Da, wo man jetzt auf der Eiſenbahn in's Neuſtadter Thal hineinfährt, juſt über dem erſten Tunnel, ſteht eine Ruine auf der Höhe, Schloß Wolfsberg genannt. Auf demſelben ſaß vor viel hundert Jahren ein arger Räuber, der alle Leute plünderte, die durch das Thal zogen. Auf einer vorſpringenden Felſenplatte hatte er immer eine Wache ſtehen, die nach Reiſenden ſpähen mußte. Noch heute ſieht man die Fußtapfen derſelben im Stein, aber ſeltſamerweiſe ſind es ihrer drei in einer Linie hinter einander und alle drei unmenſchlich groß. Das kommt daher, weil die Menſchen in der Ritterzeit halbe Rieſen waren. Der ſchlimme Wolfsberger that auch ſeinen Nachbarn in der Neuſtadt allerlei Leids, und doch konnten ſie ihm nicht beikommen, weil er ſehr klug war. Schlug ja zuweilen ſogar ſeinen Pferden die Hufeiſen verkehrt auf, um die Verfolger auf falſche Spur zu bringen. Endlich legte ſich die heilige Vehme in's Mittel und lud ihn vor ihren Freiſtuhl. Der Räuber erſchien wirklich in dunkler Nacht ganz allein. Auf ſein Roß aber hatte er vorſorglich einen Sack voll Erbſen geladen und dieſe ſo auf den Weg geſtreut, daß man ſeine Spur leicht finden konnte. Seine Freunde und Knechte gingen dieſer Spur nach und befreiten ihn in dem Augenblick, als er zum Tode

verurtheilt war und niedergestoßen werden sollte. Was später noch aus ihm geworden, weiß kein Mensch, aber die Leute meinen, der Krug werde so lang zum Brunnen gegangen sein, bis er zerbrochen sei, und der Teufel werde den Spitzbuben doch noch geholt haben.

796.

Woher Neidenfels seinen Namen hat.

Träume und Schäume vom Rhein I., 107.

Neidenfels liegt auch im Neustadter Thal, wie Wolfsberg, und die Eisenbahn geht daran vorüber. Es ist ein kleines Dörflein, und über demselben liegt eine stattliche Burgruine, von der es seinen Namen hat. Schloß und Dörfchen sollen vor Zeiten nicht Neidenfels, sondern Lichtenstein geheißen haben, gerade wie die andere Burg gegenüber auf einer waldigen Höhe, von der kaum mehr eine Grundmauer übrig ist. Zwei Brüder bewohnten die einander so nahe gelegenen Burgen, ihr Sinn aber war nichts weniger als brüderlich. Der, welchem der jetzige Neidenfels gehörte, war der Schlimmere von beiden und der Ursächer des Haders. Er hätte gern das ganze Besitzthum der Familie allein gehabt und ging ernstlich darauf aus, seinen Bruder aus der Welt zu schaffen. Wie er nun so Tag und Nacht mit neidischen Augen nach dem andern Lichtenstein hinüber schaute, entdeckte er, daß jeden Abend ein bestimmtes Fensterlein auf kurze Zeit beleuchtet war. Auch erfuhr er von einem Knechte seines Bruders, daß dieser jedesmal Abends den geheimen Ort besuche. Darauf legte er sich auf die Lauer und schoß von seiner Burg aus mit einem Standrohr eines Abends seinen Bruder hinter jenem kleinen Fenster nieder. Von der Zeit an wurde sein Schloß der Neidenfels geheißen und heißt sammt dem Dörfchen heute noch so.

797.

Der Teufelsſtein.

Von F. Weiß. — Vgl. Sagenbuch I, 334.

1.

Wie luſtig regen ſich die Hände
Bei Limburgs prächt'gem Kloſterbau!
Bald naht er dem erſehnten Ende,
Schon ragt er hoch in's Himmelsblau.

Das große Werk, es iſt gelungen,
Die Kuppel wölbt ſich ſtolz und kühn
Und ſchlank erheben, leicht geſchwungen,
Die Thürme ſich darüber hin.

Wohl haben Alle unverdroſſen,
Dem Werk gewidmet ihre Kraft,
Dem Herrn zu Ehren; der vergoſſen
Sein Blut für uns am Kreuzesſchaft.

Doch unter Allen ſah man Einen,
Der unermattet Tag und Nacht
Sich ſchleppte mit den ſchwerſten Steinen,
Aus weiter Ferne hergebracht.

Vielleicht ein Sünder war's, getrieben,
Zu ſuchen der Verſöhnung Glück?
Wohl war's ein Sünder, doch ihm trüben
Der Reue Thränen nie den Blick.

Der Teufel war's, ihm ward berichtet,
Ein Wirthshaus ſolle hier erſteh'n,
Drum hatt' er willig ſich verpflichtet,
Handlangerdienſte zu verſeh'n.

2.

Zum Hochamt rufen laut die Glocken,
Von allen Seiten drängt die Schaar
Der Gläubigen ſich mit Frohlocken
Zum kerzenhellen Hochaltar.

Des Chores Feiertöne wogen,
Zur Weihe durch das Gotteshaus,
Der Teufel merkt, — er ſei betrogen,
Und fährt in wildem Grimm hinaus.

Was ſoll er thun? Sein ganzes Dichten
Iſt nun zur Rache hingewandt;
Nicht ſäumen will er, ſchnell vernichten
Will er das Werk der eignen Hand.

Tief ſtürzet er voll Schadenfreude
Hinab ſich in der Erde Schooß,
Und wühlt aus ihrem Eingeweide
Der Felſen fürchterlichſten los.

Und eilet damit zu der Höhe,
Die gegenüber ſich erhebt,
Wo Limburgs Tempel in der Nähe
Mit ſeinen Thürmen aufwärts ſtrebt.

Zertrümmern will er das Gebäude,
Das ſich durch ſeine Kunſt gefügt,
Das bald nur Trauer weckt, nicht Freude
Wenn nun des Satans Tücke ſiegt.

3.

Im Himmel anders iſt's beſchieden,
Das Kloſter ſteht in ſeiner Hut;
Nicht ſtören darf den Gottesfrieden
Des Frevlers unheilvolle Wuth.

Schon hat er ſich zum Wurf bereitet,
Da blendet Lichtglanz ſeinen Blick;
Ein Himmelsbote weiß gekleidet,
Hält ihm die rohe Hand zurück.

„Was willst du thun?“ spricht sanfter Stimme,
In Glanz zerfließend die Gestalt;
Der Teufel flucht in seinem Grimme,
Doch ihm entfällt der Stein alsbald.

Ermattet fühlt er seine Glieder,
Unfähig jetzt zu allem Thun;
Er setzt sich auf den Felsen nieder,
Um Kraft zu sammeln und zu ruh'n.

Doch wie er sitzt, faßt ihn Entsetzen;
Der Stein erweicht sich unter ihm;
Wuth muß ihm nun die Kraft ersetzen,
Er springt empor mit Ungestüm.

Und knirschend will den Stein er schwingen,
Um ihn zu schleudern auf sein Ziel
Umsonst! Es will ihm nicht gelingen,
Er ist der höhern Mächte Spiel.

Stets rollt der Stein aus seinen Händen,
So oft er ihn auch fassen will,
Er kann die Unthat nicht vollenden,
Und fliehet fort mit Wuthgebrüll.

Und wo er saß, sieht man die Spuren
Tief in den Felsen eingedrückt,
Und wo hinein die Krallen fuhren,
Da wird der Griffe Mal erblickt.

Noch ruhet auf derselben Stelle,
Ein stummer Zeuge und allein,
Wo er entfiel dem Herrn der Hölle,
Auf hohem Berg der Teufelsstein.

798.

Der Wasserberg bei Rhodt.

Träume und Schäume vom Rhein II., 219.

Zu Rhodt in der Rheinpfalz erzählt man, es sei ein Berg in der Nähe, der Hoheberg genannt, in dessen Innerem es zur Winterszeit bisweilen furchtbar brause, worauf sich jedesmal das Wetter ändere. Da haben sie einmal einen Bergknappen aus dem Böhmerlande daran geschickt, der erforschen sollte, was eigentlich dahinter stecke. Der Bergknappe hat herausgebracht, der ganze Berg sei bis oben voll Wasser und die Erde nur eine dicke Kruste darüber. Wenn die einmal aufbreche, werde die ganze Gegend überschwemmt. Auch ist in demselben Rhodt ein tiefer, tiefer Brunnen, unter dem eine unterirdische Strömung hörbar hinbrausen soll.

799.

Die Königshecke.

Träume und Schäume vom Rhein I., 236. Bruckner, das Haardtgebirge S. 138.

Bei Frankweiler, eine Stunde von Landau, ſtand einſt eine Burg der fränkiſchen Könige. Der berühmte König Dagobert der Große verweilte nicht ſelten daſelbſt. Einmal hatten ſich mehrere Große ſeines Reiches gegen ihn empört und ſuchten ihn zu überfallen und zu tödten. Dagobert floh noch im rechten Augenblicke und verbarg ſich unter einen dichten Dornſtrauch, nicht gar weit von der Frankenburg, alſo daß die Verfolger ihn nicht entdeckten. Der Dornbuſch wurde von jener Zeit an ſehr in Ehren gehalten, wuchs hoch heran zu einem Baume und hieß zu aller Zeit die Königshecke. Erſt in neuerer Zeit hat der Blitz dieſes lebendige Denkmal zerſchmettert.

800.

Der Teufelsberg.

Mündlich.

Der Teufel hat ſchon viel durcheinander gemacht, aber noch nie etwas Ordentliches zuwege gebracht. Das zeigt ſich wieder auf dem Burer Berge hinter dem Bad Gleisweiler, der auch der Teufelsberg genannt wird. Dort liegen rieſige Felsmaſſen bunt und kraus durcheinander, und die Leute erzählen, der Teufel habe da oben gehaust. Nur darüber iſt man noch nicht einig, ob er da oben eine Stadt zerſtört und die Häuſer in große Steine verwandelt habe, oder ob er ſeine Reſidenz aus dieſen Felsblöcken bauen wollte, die ihm aber unter der Hand mißglückte. Sein Weſen ſoll er aber noch dort haben. Das merken die zu Weyher am beſten. Wenn der Wind ſo recht grauſig aus dem ſogenannten Teufelsloch durch die Mündung des Modenbacher Thales zwiſchen Weyher und Burweiler hervorſtürmt und das ſchwarze Nachtgewölk mit ſeinen unheimlichen Geſtalten vor ſich hertreibt, laſſen ſich allerlei gar wüſte Stimmen vernehmen, als ob das wilde Heer vorüberziehe. Das kommt

alles vom Teufelsberg her, und das Flämmchen, das zuweilen tief im Thalgrunde irrt, gilt wenigstens für einen Gevatter oder ein Geschwisterkind des leibigen Gottseibeiuns.

801.

Stiftung von Klingenmünster.

Alsatia dipl. I., 23. F. X. Remling urk. Gesch. der Abteien und Klöster in Rheinbayern I., 89.

Als Dagobert nach dem Tode seines Vaters Krone und Zepter erhalten, soll er anfänglich von jugendlichem Leichtsinne bethört, Lüsten und Leidenschaften gefröhnt, die Kirchen und Gotteshäuser beraubt und beschädigt haben, bis ihn der Herr zu einer Zeit heimgesucht und zur Besinnung zurückgebracht. Er wurde nämlich im Geiste vor den Richterstuhl Gottes geführt, wo ihn die Schutzheiligen der Kirchen, welche er zerstört hatte, vorab die allerseligste Jungfrau, der heilige Erzengel Michael und die Apostelfürsten Petrus und Paulus schwer anklagten. Sein schuldbewußtes Gewissen schloß ihm den Mund und er wurde von dem Richter zur schweren Strafe verurtheilt. Der heilige Michael nahete sich ihm mit flammendem Schwerte, schwang es über seinem Haupte und wollte so die gerechte Strafe wegen Kirchenraubes und Unterdrückung der Armen und Nothleidenden an ihm vollziehen. Dieß wehrte der heilige Dionys, der besondere Schutzheilige des Königs, erwirkte Aufschub der Strafe und deutete auf das Mittel, wie er Verzeihung erlangen könnte: daß er zur Ehre jener Heiligen, welche er vormals so schwer beleidigt, Kirchen erbauen sollte. Der König versprach, dieses gerne vollziehen zu wollen und wurde in Gnaden entlassen. Darauf erfüllte er sein Versprechen durch die Errichtung etlicher Klöster, unter diesen der Abtei Bliedenfeld, welche später Klinga oder Klingenmünster genannt worden.

802.

Kaiſer Rudolfs Grabritt.

Von W. Wackernagel. — Ottok. v. Horneck's Reimchronik c. 377. Ed. Pez. p. 344.

Was wandelt denn durch's Land für Trauerkunde?
Die Leute ſteh'n und weinen an den Wegen
Und alle Glocken klagen in die Runde.
Und einen Zug ſeh ich herab bewegen
Zum Thale ſich von Germersheim, dem Schloſſe,
Und auf der Straße weit den Staub erregen.
Und herrlich raget über all dem Troſſe,
Der weinend folgt und ſchmerzlich wehklagend,
Ein Greis hervor auf langſam geh'ndem Roſſe.
Und Prieſter ihm zur Seite Kreuze tragend,
Gebete ſprechend, feierliche Lieder
Mit Schluchzen ſingend, Segensworte ſagend.
Und durch die Felder geht der Zug hernieder'
Zum Rheine hin; und alle Leute weinen
Und ſchau'n und fragen ſich und weinen wieder.
Der Kaiſer iſt's, den dieſe Klagen meinen,
Der Kaiſer Rudolf iſt's; er will mit denen,
Die ſchon in Speier ſchlafen, ſich vereinen.
Der Kaiſer Rudolf iſt es: da, wo Jenen,
Die vor ihm herrſchten, iſt das Grab bereitet,
Will er ſein Haupt auf's Sterbekiſſen lehnen.
Der Kaiſer iſt's: er weiß, ſein Engel leite
In dreien Tagen ihn zur Todespforte:
Der Kaiſer iſt es, der zu Grabe reitet!" —
Und er iſt todt! mit ſolchem Schmerzensworte
Geh'n Zähr und Seufzer in das Land als Boten.
„Rudolf iſt todt!" So klingt's von Ort zu Orte.
Und Alles kömmt und drängt und will die rothen,
Verweinten Augen nur noch einmal ſchauen,
Nur einmal noch den heißgeliebten Todten.
Es zeigen ihren Kindern ihn die Frauen:
„Seht, dieſe Hand ließ einſt ſich das verwaiſte
Deutſchland als Braut in rechter Liebe trauen."
Sie ſteh'n und jammern; doch die allermeiſte
Wehklag' erhebt ein Alter, dem am Kinne
Und Scheitel längſt die Locke ſchon ergreiſte.
Ihr Fürſten gönnt mir eins nur zum Gewinne,
Nur eins zum Troſt. Ich ſchuf aus feſtem Steine
Einſtmal ſein Bild mit meinem beſten Sinne.

Das Werk der Lieb' und Treue, laßt es ſeine
Ruhſtätte nur für alle Zeit bewahren;
Zu Rudolf's Denkmal gnügt ſein Bild alleine.
Zu Rudolf's Denkmal, der mit grauen Jahren
Die Krone wie ein Jüngling hat getragen,
D'rin Mild und Recht die ſchönſten Steine waren."
Der Meiſter ſprach's und trat mit neuen Klagen
Zum todten Kaiſer, welchem tief gefaltet
Der unbewegten Stirne Furchen lagen.
Noch iſt das Bild zu Ende nicht geſtaltet!
So rühre Meiſel manches Bilds Geſtalter,
Noch einmal dich, eh meine Hand erkaltet!
Denn eine Falte grub ihm noch das Alter.
Nur ſei, o Hand, zur letzten Arbeit eilig!
Wer ſo in Sorgen war des Reich's Erhalter,
An deſſen Stirn iſt jede Falte heilig."

803.

Richard Löwenherz auf dem Trifels.

Von Friedrich Baader. — Vgl. Sagenb. I., 304. Th. Rymeri foedera, conventiones etc. I., 26. Michaud histoire de Croisades II., 324 theilt die Strophen des Liedes mit, welche Baader's Gedicht treu wiedergiebt. S. C. Lobſtein Hiſtor. Nachrichten über den Trifels. Landau 1827 S. 54.

1.

„Wie lacht der Frühling doch ſo ſchön,
Wie grünt die Au im holden Maie,
In Sonnengold der Berge Höh'n
Und drüber hin des Himmels Bläue.

Du kühner Aar in freier Luft,
Du Rhein, mit deinen Silberwogen,
O grüßt mein Land von dieſer Gruft,
Kommt ihr nach Albion gezogen.

Wohl nimmermehr, mein Heimathland,
Wall ich auf deinem felſ'gen Strande,
Wohl nimmer wird, mein Engelland
Dein König frei von harter Bande.

Ein Felſenneſt ſtatt — Königſchloß,
Der Boden Fels und Fels die Wände,
Statt ſchwellender Polſter — karges Moos,
Statt Schwert's — die Ketten an der Lende.

Ein härен Kleid — ſonſt ein Talar,
Ein Steinſitz jetzt — einſt auf dem Throne...
Und wild umrankt mein Haupt das Haar,
Das ſonſt ſo ſtolz trug eine Krone." —

So klagt Richard Plantagenet
In Trifels' dumpfem Burgverließ,
Worin die Rache Oeſterreichs
Den edlen König ſchmachten ließ.

Doch horch! welch ein bekannter Klang
Dringt jetzt zu König Richard's Ohr,
Wer ist der Sänger, der es wagt,
Zu nahen sich dem Kerkerthor?

„O Sultana! o Sultana!
Sieh den Fremdling liebebang
Sich zu deinen Füßen winden . . . .
Rührt dich nicht der Liebe Klang?
Du verstehst nicht seine Worte,
Doch du siehst sein Auge glühen
Von des Herzens Liebe-Drang."

Der König sinnt, der König lauscht
Der Laute klagendem Akkord,
Der zitternd durch den Kerker hallt,
Und wiederholt sich Wort für Wort.

„Wer könnte dieser Sänger sein? . .
Nur Einem ist das Lied bekannt —
Mein Blondel — Blondel nur allein!
Ihm sang ich es im heil'gen Land.

Es zittert, jauchzt, es stürmt auf's Neu
In seinen Adern Jugendgluth;
Er greift zur Laute schnell, die lang
Schon an der feuchten Mauer ruht:

„Schöner Fremdling, deine Sprache
Ist mir nicht so unbekannt,
Ich bin selbst aus fernem Norden,
Bin von einem Inselland;
Noch lebt dort mir wohl die Mutter,
Noch lebt dort mir wohl der Bruder —
Bin dir selbst vielleicht verwandt . . ."

Die Laute summt noch den Refrain
Verschwindend in ein leises Ach,
Und wie ihr Ton im Kerker klagt,
Hallt's wehmuthsvoll von unten nach.

„O wüßt' ich, ob's mein Richard ist!"
„„O wüßt' ich, daß mein Blondel er!""
Die Lauten rauschen im Verein,
Die Worte schweben hin und her:

„Und dein Name?" — „„Isabella"" —
— Dies ist { Blondel / Richard } nur bewußt! —
„O mein Bruder!" — „„Meine Schwester!""
Und sie sinken Brust an Brust.
„Meine Schwester!" — „„Du mein Bruder!""
Nur die ferne Mutter fehlet,
Zu der hohen Wonn' und Lust.

2.

Wie wenn der Sturm durch Föhren fährt,
Und Aeste, Bäume, Felsenschollen,
Daß zitternd dröhnt ringsum die Erd',
Den Abhang dumpf hinunter rollen;

Wie wenn, gepeitschet vom Orkan,
Das Meer die felsige Küste stürmet,
Zurückgedrängt — dann himmelan
Auf's Neu die Wogenrosse thürmet;

Der Blitz aus düst'rer Wolke zischt,
Der Donner mächt'ger stets gewittert,
Und hoch auf spritzt der Wogen Gischt,
Daß Meer und Fels zugleich erzittert:

So ringt jetzt Mann mit Mann in Wuth,
Die Lieb' und Haß zum Kampf entflammen...
Wo wichen je in Schlachten-Gluth,
Die Richard's Löwenblut entstammen?

Schon iſt das Thor erreicht — erſtürmt —
Doch will der muth'ge Feind nicht weichen,
Auf's Neu er einen Wall ſich thürmt
Von der erſchlag'nen Freunde Leichen.

Vergebens! — Unaufhaltſam bringt
Blondel hinein mit ſeinen Schaaren,
Vor ſeinem Schwert ein Jeder ſinkt,
Da kann nicht Helm, nicht Schild bewahren.

Er bricht ſich Bahn durch ihre Reih'n,
Er möchte zum Verließe fliegen —
Jetzt iſt er dort — ein Stoß — hinein
Eilt Blondel über dumpfe Stiegen.

Jetzt ſchweigt des heißen Kampfes Dräu'n:
Solch Bild muß Freund und Feind beſiegen:
Sie ſeh'n verklärt vom Abendſchein
Die Freunde Bruſt an Bruſt ſich wiegen.

804.

Der Einaug.

Von Ignaz Hub. — Vgl. Sagenb. I., 356.

Der Einaug ſprang, die Fauſt geballt,
Vom Lager, im Morgennebel,
Warf ſich in's Büffelwamms und ſchnallt'
Sich an den Gurt den Säbel;
Rief aus dem Schlaf den ſtärkſten Knecht:
„Heda, Geſell, mach' dich zurecht!
Mir träumte: ſollen reiten!
Du ſollſt mich heut begleiten!"

Und hurtig ging's zu Roß in's Thal
Querfeldein, — gen Annweiler.
„'S gibt einen Höllenfang, bei'm Gral!
Und wär's des Satans Keller!"
Sie ritten über Stock und Stein
Voll Raubbegier waldaus, waldein,
Durchſtöberten alle Wege,
Die Schluchten und Gehege.

Doch fand zu Raub ſich keine Spur,
Wonach die Beiden lechzten;
Grimm angeſchoßne Hirſchlein nur
Im ſtillen Grund verächzten.
Der Sperber ſchreit, es klopft der Specht,
Der Raubherr flucht, es murrt der Knecht...
So bogen um einen Hügel
Sie mit verhängtem Zügel.

Da, wie den Vorſprung ſie erreicht
Im halben Dämmerdunkel,
Ramberg, die Ritterburg, ſich zeigt
Und wandelnd Lichtgefunkel.
Ihr Anblick, heiſa! war kein Dorn
Dem Einaug. — Hei! ſtieß er in's Horn,
Daß ſchmetternd von dem alten
Geſtein die Töne prallten.

„Halloh, thut auf! ein Dach gewährt
Zween abwegs irren Recken!
Das Rößlein ſtutzt, der Nachtwind fährt
Grauſig durch Buſch und Hecken!" —
Auf Gaſtfreundſchaft der Ramberg hält,
Die Kette rollt, die Brücke fällt,
Und Schloß und Riegel ſprangen,
Die Gäſte zu empfangen.

„Beim Sakrament! ſo hat es Art."
Der Einaug rief's dem Knechte,
„Das Burgherrlein wohl hat bewahrt
Goldfiſchlein für die Hechte!"
Sie ſaßen ab bei Fackelſtrahl,
Sie traten in den Ritterſaal
Und ließen ſich's gefallen
Bei Wildpret, Fiſch und Quallen.

Sie machten ſich's bequem fürbaß,
Der Strolch und ſein Genoſſe;
Sie tranken aus dem beſten Faß
Und trieben Scherz und Poſſe.
Ernſt aber furcht' des Ritters Stirn,
In Fiebergluthen zuckt ſein Hirn,
Als wollt' ein böſes Ahnen
Geheimnißvoll ihn mahnen.

Und als genommen war das Mahl,
Beſtellt die Schlummerzellen,
Verläßt er alſobald den Saal,
Gehn ſchlafen die Geſellen.
Der Schnapphahn doch bei Seite raunt:
„Um Mitternacht ſei wohlgelaunt,
Wenn er im Schlaf verloren,
Das Herz ihm zu durchbohren!

Herum in Kiſt' und Truhe dann
Mit ſcharfer Naſe ſpähe,
Indeß ich ſammt dem Kaſtellan
Die Knappen niedermähe!" —
Und ſtille ward's im Ritterhaus,
Die Eule nur und Fledermaus
Umſchwirrten, wie Geſpenſter,
Die runden Erkerfenſter.

Unruhe hielt den Burgherrn wach;
Dämoniſche Gewalten
Umgaukelten ſein Schlafgemach
In hundert Schreckgeſtalten.
Es grinſt ihn an und winkt und nickt —
Er lauſchet . . . ſtill . . . nur leiſe pickt
Die Todtenuhr und kniſtert,
Der Wind verſtohlen flüſtert.

Er ſucht den Schlaf . . . er nicket ein . . .
Ha! ſchreckt's ihn auf vom Pfühle!
Ihm war, als ob ein Zentnerſtein
Auf ſeinem Herzen wühle.
Er ſpäht . . . da blutig von der Wand
Starrt ihm entgegen eine Hand, —
Aus ſeines Schwertes Scheide
Blutfunkelte die Schneide.

Und heißer ſchlug an ihm empor
Der Ahnung ſchwarze Welle . . .
So durch den ſchmalen Korridor
Wallt er zur Burgkapelle,
Kniet vor dem Altar gläubig hin,
Und fleht zum Herrn mit frommem Sinn,
Vor Unheil und Gefahren
Ihn gnädig zu bewahren.

Den Schimmer warf das ew'ge Licht
Auf's hohe Tabernakel,
Daraus die Liebe Gottes ſpricht
Im Brodwandlungs-Mirakel.
Darüber mit der Dornenkron'
Am Kreuze hing der Gottesſohn,
Zu Füßen ihm ſtand voll Schmerzen
Die Mutter, das Schwert im Herzen.

Wie alſo im Gebet er lag,
Mit ſeinem Gott im Bunde,
Verkündet dumpf der Glockenſchlag
Vom Thurm die Mittnachtſtunde.
Jetzt ſchleicht, in ſtarker Fauſt den Stahl,
Des Räubers Knecht, wie er befahl,
Hinauf zu Ramberg's Kammer . . .
Noch ſcholl im Erz der Hammer.

Er legt das Ohr an Wand und Schloß . . .
Kein Laut . . . und leiſe tritt er
Hinein, gezückt zum Todesſtoß
Das Eiſen auf den Ritter.
Doch als er fand die Kiſſen leer,
Drängt's ihn verwirrt zur Thüre quer. —
Geſchnarch' . . . ein Schrei! . . . der Kehle
Entfährt des Schläfers Seele.

Vom Feuerweine noch durchglüht
Entrauſcht die Lebensquelle:
Das letzte, leiſe Röcheln flieht
Aus tiefer Herzenszelle.
Der Einaug ſchwamm in ſeinem Blut, —
Da naht der Graf, in Gottes Hut, —
Die Fackel in der Linken,
Läßt er ſein Schwert erblinken.

Und vor den Mörder ſtumm und bleich
Tritt er mit ſtrengen Mienen;
Dem kam's als ob aus dunklem Reich
Der Rachegeiſt erſchienen.
Entſetzen packt den Böſewicht,
Als halte Gott ſein Strafgericht
Ueber dem rauchend rothen
Verruchten Blut des Todten.

Zu ſeinen Füßen ſtürzt er, fleht
Um Gnade für ſein Leben,
Des Räubers Meuchelplan geſteht
Er reuig und mit Beben:
„Erbarmen meiner Seele, Herr!
O laßt im dunkelſten Geſperr
Mich büßen, ſchlimm berathen,
Für meine Miſſethaten!“

„„Du haſt vollſtreckt nach Gottes Rath
Die Strafe,““ ſpricht der Ritter,
„„Vergeben ſei dir drum die That,
Fern Burgverließ und Gitter;
Nun aber flieh, elender Gauch!
Verbirg dich in den dickſten Strauch,
Und preiſ' durch Gottes Gnade
Der ew'gen Vorſicht Pfade!““

805.

Das Mädchen von Einöd.

Von Ludwig Schandein. — Weſtricher Mundart.

's war Jungelicht — 's is lange Jor —
Han zwe verheß ſich un verſchwor,
Ehr Herz war heß wie Kole;
Un 's Bärwel frei zum Bälte ſat:
„Ke' annre' werd geheierat,
Der Deuwel ſoll mich hole!“

's is Vollemond — do jolt die Gei
Un jolt un holt was Leut erbei,
Macht Hopſer uf un Walzer
Warum bin ſo gebutzt die Leut?
Ei weſcht de net, 's is Hochzig heut:
Das Bärwel un der Balzer!

's is Mitternacht — do jolt die Gei
Un jolt un holt e' Borſch erbei
Mit Auhe heß wie Kole;
Wer ſoll es ſei'? der dut bekannt
Un packt das Bärwel bei der Hand
Un will's zum Walze hole.

's is zwölfe grad — do klät die Gei
Un klat un jat viel Angſcht erbei,
Abſunnerlich dem Bärwel;
Sei' Dänzer erſcht is ſachte kumm,
Nau' trillt er's richt im Rad erum,
Die Gei die macht e' Werwel.

So trillt er's fort — do kracht die Gei
Un kracht un macht ſo wüſcht debei,
Un alles halt im Walzer:
Un hui er huſcht das Fenſchter 'naus,
M'r hört e' hell Gelächter draus,
Un 's Bärwel jomert: Balzer!

E' helle Greſch — un 's is gedan,
Un alles guckt verſtört ſich an,
Dann niemand is im Zweiwel:
Un wär er net wie fortgefloh,
Die Hörner ſchun un ſcharfe Klo'
Verroren jo de' Deuwel.

Zu Enöd is noch heut das Haus,
Un Eule flieje ei' un aus
Un Dauwe dann un Dole;
Un seit sich sell hot zugetrah,
Getraut sich dort ke' Braut se sah':
„Der Deuwel soll mich hole!" —

806.

Das Marienbild zu Gräfinthal.

F. X. Remling Gesch. der Abteien und Klöster in Rheinbayern I., 300. Frey Beschreib. des Rheinkreises IV., 83.

Etwa eine halbe Stunde von Bliesmengen, in einem freundlichen Thale liegt der Gräfinthaler Hof, in dessen Bezirke die Reste des Klosters Gräfinthal. Das Gotteshaus verdankte Namen und Dasein der Gräfin Elisabetha von Blieskastel. Sie hatte lange mit einem schmerzlichen Augenübel zu kämpfen, von dem sie endlich nach vielen fruchtlos angewendeten Mitteln auf die Fürbitte der heiligen Mutter des Herrn befreit wurde. Um dem Himmel ihren Dank für diese Hilfe zu beweisen, gründete die Gräfin im Jahre 1243 das Kloster zu Ehren Mariens, deren wunderbares Gnadenbild in dem neuen Gotteshause bald unzählige fromme Wallfahrer herbeiführte. Von diesem Bilde aber erzählt uralte Sage, es sei schon vor der Stiftung des Klosters zu Gräfinthal, daselbst unter einem Baume gestanden, und eines Tages von einem vorüberziehenden Ungläubigen mit einem Pfeile verletzt worden, worauf es wunderbarlicher Weise Blut vergossen. Der Ruf dessen ging hinaus in weite Ferne. Tausende von Pilgern wallfahrteten zu der schwarzen Muttergottes nach Gräfinthal. In der französischen Revolution wurde das Bild, welches der Sage nach nicht verbrannt werden konnte, öffentlich verkauft. Einige Mädchen von Blieskastel ersteigerten es um 200 Franken und schenkten es der dortigen Pfarrkirche, wo es jedoch später der öffentlichen Verehrung entzogen wurde.

807.

Kaiſerslautern.

Herzog Elſaſſ. Chronik IX., 149.

Von der Kaiſerpfalz zu Lautern ſowie von der Burg Trifels wird erzählt, man müſſe dem Rothbart daſelbſt jede Nacht ein Bett bereit halten, damit er dort ſchlafen könne; denn er ſei nicht geſtorben, ſondern zu Hagenau in der Burg lebendig verſchwunden.

808.

Schloß Beutelſtein.

Von Ludwig Schandein. — Weſtricher Mundart.

E' Märe rut im Gras im Dal,
Das arem Kinn hot Not un Qual:
Geſtorb is ſei' Vatter, ſei' Motter.

Un all ſei' Troſcht uf dere Welt
Den hot's uf ſeine Schatz geſtellt:
Doch leidt es net Vatter, net Motter.

Voll Mürigkät do nuckt es ei',
Was Wunners werd nor an em ſei':
Wie hoppelt ſo hortig ſei' Herzche!

Uf ee'mol hupft es in die Heh,
De' Berg enuf un raſch wie's Reh:
Ei werd es ſei' Glück wul verbaſſe?

„'s is wärlich wor, s' is alles ſo,
Mei' Tram der hot mich net beloh:
Do blüt jo der wunnerlich Garte!"

Un's fiet un ſucht net lang erum,
Es brecht ſich ſchun die Schlüſſelblum:
Do brecht es e' goldige Schlüſſel!

Am Dehrche kloppt es dreimol an,
Hot dann der Berg ſich ufgedan:
Un uf is gedan do der Himmel!

Nor Marmelſtee' un Helfebee',
E' Laſchter Gold un Erelſtee':
Es fiet ſich net ſatt an de Wunner.

Un 's traut ſich net un will net vor,
E' Stimmche ruft: „Ei nemm der nor:
's is alles for dich un dei' Schätzche!" —

Es weß net was es wäle ſoll,
Do rafft es ſeine Schorz ſich voll:
Ei hot's doch de' Schlüſſel an's Dehrche!

„Nau' bin ich reich un bin ich frei,
Un wann ich will is Hochzig glei;
Doch baße mer zwe noch ſeſamme?" —

So kummt's erauſer, nor e' Nu —
Un hinnig em is 's Dehrche zu:
Es hauſer, un — drei' is der Schlüſſel!

Un net genunk, 's is meh bermär,
Es ſucht un ſucht — ſei' Schorz is leer:
Un trauerig ſchlockert's enunner.

Un's Märe rut im Gras im Dal,
Sei' Gram is gros un gros ſei' Qual:
Es hot jo ke' Vatter, ke' Motter.

Un all ſei' Troſcht uf dere Welt
Der freit e' Braut mit Gut un Geld:
So will es ſei' Vatter, ſei' Motter.

Geſchiet is das uf Beurelſtee',
So ſtet m'r heut ke' Blümche meh:
Ke' Schlüſſel ſe hewe de Wunner.

809.

Hildegard von Hoheneck.

Von Laurian Mooris.

1.

Blaue Wolken ziehen kühlig
Durch das reine Aetherland,
Und der Tag, der gluthumfang'ne
Hat die Segel abgeſpannt.

Immer noch am grünen Bache,
Fern von luſtig wildem Troß,
Sitzt ein ſchlanker, blonder Jäger
Halbgelehnt auf ſein Geſchoß.

Sitzt die ſchöne, roſ'ge Jungfrau
Hildegard — allweit bekannt,
Raſtend von der müden Fährte,
Lettern ſchreibend in den Sand.

Mit dem letzten ihrer Pfeile
Gräbt ſie Nieblings Namen ein,
Und der Liebe ſüßes Bangen
Webt um ſie ſo holden Schein.

Doch da rauſcht's — und durch das Dickicht
Tritt ein Weib, gebückt und alt,
Vom Geſchlechte der Alraunen,
In prophetiſcher Geſtalt.

„Wehe, wehe!" droht ſie furchtbar,
„Wehe, wehe, arme Maid!
Hältſt in deinen zarten Händen
Jenen Pfeil geſpitzt und breit,

„Der noch, eh', der Tag geſchieden,
Deine Lieb' dem Tode weiht!
Wehe, wehe, armer Niebling,
Wehe, wehe, arme Maid!"

Hildegard ſah bang erſtaunet
Auf das Weib, das nun verſchwand,
Hob ſich dann, und folgt' dem Pfade,
Der ſich nach dem Schloſſe wand.

Träumte wieder ihre Liebe,
Ließ der Hoffnung freien Lauf,
Sieh! — da flog ein grauer Vogel
Aus der Eiche vor ihr auf.

Haſtig ſpannte ſie den Bogen,
Jagte kühn den Pfeil zum Ziel,
Dachte lächelnd noch des Weibes,
Als der große Reiher fiel.

Lange ſuchte ſie im Forſte,
Bahnte Weg ſich durch's Gezweig,
Doch ſie fand ihn nicht am Wege,
Fand ihn nicht in dem Geſträuch.

Sinnend ſchritt ſie und durchſchauert
Dann den Felſenweg hinan,
Und ſo ſtand hinunter blickend,
Bald ſie auf dem Burgaltan.

2.

Glühend ging die Sonne unter,
Purpur färbend Berg und Thal,
Nachtigallen ſangen ſchmetternd,
Sonnend ſich im letzten Strahl.

„Ha erwünſcht! — haſt gut getroffen,
Sollſt es auch zum zweitenmal!"
Zieht ihn aus dem weichen Herzen,
Horcht dabei geſpannt zum Thal.

Und es kommt ein Mann geritten
Einſam durch den dichten Wald
Zornig grinſen ſeine Züge,
Und am Kreuzweg macht er Halt.

Legt ihn auf die ſtraffe Sehne,
Hält ſich dichter hinter'm Baum,
Lauſcht noch einmal — und er höret
Tritte durch den öden Raum.

Hebt ſich von dem flinken Rappen,
Bindet feſt ihn mit dem Zaum,
Nimmt den Bogen und geht weiter
An des einen Weges Saum.

„Ha! er iſt's!" und immer näher
Hört man eines Pferd's Geklirr, —
Gegenüber jetzt — er zielt — und
Trifft mit ſauſendem Geſchwirr.

Sieh da liegt ein todter Reiher,
Blutend noch, vor ſeinem Fuß,
Den ein gut gezielter Bolzen
Hingeſtreckt mit kühnem Schuß.

Und ein junger blüh'nder Ritter
Stürzt vom Pferde todt herab!
Niebling iſt's, — ſein Nebenbuhler
Sprengt davon in raſchem Trab.

3.

Dunkel wird der Himmelsbogen,
Sterne füll'n den öden Raum,
Und die Blüthenflocken träumen
Säuſelnd ihren Abendtraum.

Sehnend breitet ſie die Arme —
Der Geliebte iſt es nicht, —
Stunden ſchleichen träg und träger,
Immer, immer, kömmt er nicht.

Lange harrend des Geliebten
Sitzt noch immer Hildegard,
Finſt'res Ahnen, dunkles Hoffen
Liegt auf ihrer Stirn geſchaart.

An der Veſte unter'm Thore
Werden Männerſtimmen laut,
Nieblings Namen hört ſie nennen —
Und man ſeufzt: „die arme Braut!"

„O, er kömmt!" ſie rennt hinunter —
— Weh, ach weh dir, Hildegard!
Niebling ihren Pfeil im Herzen,
Liegt vor ihr entſeelt, erſtarrt! —

810.

Der Ritter vom Huneberg.

K. Geib die Sagen u. Geſch. des Rheinlandes S. 42.

Wenige bemooſte Steine zeigen den Ort, wo vor Zeiten die Burg Huneberg auf der Haardt, ſo genannt von den Hunnen, oder auch von Hünen, das iſt Rieſen, geſtanden iſt. Auf dieſer Burg wohnte ein Ritter Namens Schott, der war arm an Gütern, aber tapfer und frohen Muthes. Nur Eines fehlte zu ſeinem Glücke: eine Gefährtin in ſeiner Waldeinſamkeit. Weil aber die Töchter der Nachbarſchaft reich und ſtolz waren, unterſtand ſich der arme Junker nicht, um die Hand eines adligen Fräuleins zu werben.

Einmal zog er frühmorgens hinaus in den Wald. Es war ein ſchöner Tag, die Sonne vergoldete das thaufriſche Laub der Gebüſche und die Vöglein begannen in den ſtillen Thälern ihre Lieder. Als ſo der Ritter ſeines Weges zog, ſah er auf einmal ein kleines Männlein von wunderlichem Ausſehen in dem Geſträuche ſitzen. „Schenkt mir einen Biſſen Brod," ſagte das Zwerglein, „mich hungert ſehr." Der Ritter langte in ſeine Waidtaſche, nahm von ſeinem Brod und Käs und reichte es dem Alten. Das Zwerglein bedankte ſich fein und zog freundlich ſchmunzelnd von dannen.

Einige Tage darnach zog der Junker wieder in den Wald. Da vernahm er auf einmal eine klagende Stimme, die um Hilfe rief. Sogleich ging er dem Rufe nach und ſah unter einem Baume einen ſchönen Knaben ſitzen; der bat ihn gar inſtändig, er ſollte ihn doch nach Hauſe tragen, weil er ſich im Walde verirret habe und vor den Wölfen fürchte. Flugs hob der gute Ritter das Kind auf den Rücken und eilte luſtig mit ihm von dannen nach einer ungefähr bezeichneten Richtung. Endlich kamen ſie an ein ſchönes Schloß, das von einem Teiche umfloſſen war. „Wir ſind am Ziele," rief der Kleine und ſprang munter von dem Rücken des Junkers zur Erde. Es plumpte, als wenn ein ſchwerer Stein niedergefallen wäre, der Ritter ſchaute ſich um und erblickte mit Staunen das Zwerglein, das er vor etlichen Tagen hungrig getroffen hatte. „Du wirſt deinen Lohn finden," rief der Kleine, „geh nur in's Haus da über die hölzerne Brücke." Mit dieſen Worten verſchwand der Zwerg, der Ritter aber ging neugierig und unverdroſſen in das Schloß. Eine wunderſchöne

Jungfrau trat ihm entgegen. Die wohnte allein auf dem Schloſſe mit ihrer hochbetagten Mutter. Sie hießen den Fremdling herzlich willkommen und labten ihn gaſtlich mit Trank und Speiſe. Dem Junker aber ging das Herz auf bei dem Anblicke der ſchönen, züchtigen Maid und er fragte ſie bald nach ihrem Stand und Herkommen. Da erzählte die Mutter, daß ſie die Wittwe eines Edlen von Schwanau ſei, der auf dem Kreuzzuge Friederichs geblieben. Darauf begehrte der Junker die Hand des Fräuleins und erhielt ſie. Die Mutter aber fügte eine Bitte hinzu. „Wiſſet," ſagte ſie, „edler Ritter, daß eine Weiſſagung in unſerm Hauſe beſteht. Die letzte Erbin dieſes Stammes ſoll großes Glück erlangen, wenn ſie auch in der Ehe den Namen ihres Geſchlechtes trägt." Gern fügte ſich der Junker dem Antrage der Mutter und führte die Jungfrau als Braut von hinnen. Das Geſchlecht der von Huneberg und Schwanau iſt erloſchen, man weiß nicht einmal mehr, wo das Schloß Schwanau geſtanden.

811.

Der Schatz auf Diſibodenberg.

W. O. v. Horn Bilder aus dem Nahethale S. 126.

Da, wo Glan und Nahe zuſammenfließen, ſteht auf felſiger Höhe die Ruine des Kloſters, das vor Zeiten der heilige Diſibod, der Irländer, gegründet und bewohnt hat. Während der Erbfehde zwiſchen Kurpfalz und Pfalzzweibrücken hatte der Herzog Alexander von Zweibrücken im Jahr 1504 das befeſtigte Kloſter durch ſeinen Hauptmann Eiſengrein beſetzen laſſen. Der Kurfürſt dagegen ſandte ſeinen Kreuznacher Vogt Braun von Schmidburg ſammt dem Landſchaden von Steinach mit Mannſchaft dahin, das Kloſter zu nehmen. Eiſengrein zog bei der Annäherung der Kurpfälzer ſchleunig ab. Die Mönche waren vorher ſchon geflohen und hielten ſich zu Meiſenheim auf. Nur der Pater Pförtner war nicht mit dahingegangen, unter dem Vorwand, er wolle ſich in der Nähe des Kloſters halten, um zu ſehen, wie es dort zugehen werde. Er ging aber bei Nacht und Nebel, noch ehe die Zweibrücker abgezogen waren, in das kurpfälziſche Lager und verrieth dem Schmidburger, daß der Abt die Koſtbarkeiten des Kloſters verſteckt habe. Den Ort wollt' er ihm zeigen,

wenn er Halbpart gäbe. Als sie nun in's Kloster kamen, befahl der Vogt dem Pförtner, ihm die Stelle zu zeigen, dieser aber verlangte erst zu wissen, wie getheilt werden solle. „Dir soll werden, was du verdienst," sprach Braun, und der Pater zeigte nun die Stelle im Keller, wo er, hinter einem Fasse versteckt, den Abt ein eisernes Kästchen hatte einsenken sehen. Der Schatz wurde gehoben und Braun und der Landschad theilten ihn vor des Pförtners Augen. Als dieser seinen Theil verlangte, ließ Braun zwei Landsknechte kommen und sagte: „Gebt dem Verräther seinen Theil!" und die Landsknechte hängten ihn auf unter der Klosterpforte.

Das Kästchen hat aber nicht alle Schätze des Klosters enthalten. Die ganze Umgegend weiß, daß noch Haufen gemünzten Goldes auf dem Disibodenberge verborgen liegen. Der böse Feind aber bewacht den Schatz in Gestalt eines schwarzen Hundes. Nur in der Nacht vor dem Tage des Ordenspatrons, des heiligen Benedikt von Nursia, weicht der Gottseibeiuns, und die zwölf Apostel des Herrn harren alljährlich in dieser Nacht des Erwählten, dem sie den Schatz geben können. Es ist jedoch nicht leicht, denselben zu erhalten, denn es sind drei Bedingungen daran geknüpft. Erstlich muß die Hand, welche den Schatz heben soll, rein sein von Betrug und Unrecht; zweitens darf nicht Habsucht in das Gewölbe führen, in dem der Schatz liegt; drittens muß der, welcher ihn haben soll, in jener Nacht in dem Gewölbe schlafen und völlig unabsichtlich durch die Noth dahingeführt worden sein.

Da war nun in dem nahen Flecken Odernheim vor vielen vielen Jahren ein Jude, der viele Kinder und viele Schulden, aber weder Geld noch Brod hatte, weil er sich auf den Schacher gar nicht verstand. Die andern Juden, die sich über den einfältigen ehrlichen Narren ärgerten, vertheilten seine Kinder unter sich, ihn aber ließen sie als Bettler laufen. Izzik, der für den Winter kein Obdach hatte, kam auf den Gedanken, in den Klosterkellern freie Herberge zu suchen und machte sich in einem trockenen Winkel ein Lager von Laub, Moos und Stroh zurecht. Er sah dort niemals ein Gespenst, nicht einmal den erhängten Pförtner, der doch umgehen soll. In der bewußten Nacht aber wurde er plötzlich geweckt durch den Ruf: „Izzik, steh auf!" Der gute Jude rieb sich die Augen und sah mit Schrecken, daß das ganze Gewölbe hell erleuchtet und doch kein Licht da war. Im Hintergrund des Kellers aber stand ein Tisch von Stein und um denselben saßen zwölf Männer mit mächtigen grauen Bärten, welche durch den Steintisch gewachsen waren und bis auf den

Boden reichten. Vor ihnen lag ein großer Haufe blinkender Goldstücke. Der Jude zitterte wie Espenlaub, und die Füße wurden ihm zu schwer zum Entfliehen. Einer der Zwölfe, es war der Apostel Petrus, rief Izzigs Namen und sprach: „All das Gold hier soll dein eigen sein, wenn du dreimal hier um den Tisch läufst, ohne das Geld anzusehen und ohne irgend etwas davon zu berühren.“ Judas, der Geizhals, sah scheel dazu und wühlte mit der Hand in dem Golde. Izzik aber freute sich, dasselbe so leichten Kaufes gewinnen zu können, drückte die Augen zu und fing an um den Tisch zu laufen. Es war ihm aber dabei, als läg' es centnerschwer auf ihm, und dicker Schweiß stand ihm auf der Stirne, als er einmal herum war. „Brav!“ sagte Petrus, der dem ehrlichen Juden das Geld gern gönnte, Judas aber grinzte und lachte höhnisch. Mit großer Anstrengung vollendete Izzik den zweiten Umlauf. Während er verschnaufte, sagte St. Peter: „Eile, denn wenn es auf dem Thurm zu Staudernheim Eins schlägt, ist alles vorbei!“ Izzik drückte die Augen noch fester zu und begann zum drittenmal. Judas aber, der Erzschelm und Neidhammel, stellte dem Juden ein Bein, daß er zur Erde fiel. Zugleich ließ er sachte ein Goldstück auf den Boden fallen. Beim Fallen schrie der Jude und that unwillkührlich die Augen auf. Er sah das Goldstück und griff's auch schnell, daß es ihm nicht entgehe. Da schlug die Glocke zu Staudernheim Eins. Judas lachte, daß das Gewölbe schallte, Izzik bekam eine Maulschelle, an die er sein Lebtag dachte, und alles war weg, ringsum stockfinstere Nacht. Das eine Goldstück aber hielt der Jude fest. Seitdem hat's keiner mehr so nahe gehabt, und der Schatz ruht noch zur Stunde.

812.

Ernesti-Glück.

Bergmannssage am Lemberg. — W. O. v. Horn, Bilder aus dem Nahethale S. 84.

In Bingart wohnte vor Zeiten ein Bergknappe, Namens Ernst, der sehr arm, aber dabei fromm und fröhlich, schlicht und recht war und gar artige Liedlein und liebliche Weisen singen konnte. Dabei war er der hübscheste Bursche weit und breit. Der arbeitete in den drei Zügen

jahraus jahrein fleißig, doch der Verdienſt war gering. Zu Hauſe hatte er keine Seele, die ihm etwas hätte kochen können, darum aß er ſein Stück Brod in der Grube, wenn die andern Knappen zu Mittag heim gingen. In dieſer Ruheſtunde ſchlief er einmal ein, und als er erwachte, ſah er, daß eine Menge Erz neben ihm lag, das ſeine Haue nicht abgelöst hatte. Die Andern ſchalten ihn einen Nimmerſatt, der ſich keine Ruhe gönne, Ernſt aber ſchwieg ſtille dazu. Des andern Mittags that er nur, als ſchlafe er, und ſah ein winzig Männlein kommen, das mit Fäuſtel und Eiſen für ihn arbeitete. „Glück auf!“ rief er dem Männlein zu. Dieſes wollte entfliehen, kam aber doch wieder zurück und ſagte ihm, es habe für ihn gearbeitet, weil er ſo artige Liedlein ſinge. Und das ging ſo fort.

Eines Tags that einer der Knappen einen ſchweren Fall, ſo daß er nicht mehr recht arbeiten konnte und fortgeſchickt werden ſollte. Ernſt, den der Mann mit Weib und Kindern jammerte, erbot ſich, in der Ruheſtunde für ihn zu arbeiten, und ſo durft' er bleiben und zog nach wie vor ſeinen Lohn. Der gute Berggeiſt half aber da treulich mit, denn er hatte ſeine Freude an dem wackeren Knappen.

Bald darauf ſang Ernſt nicht mehr, ſondern war immer betrübt. Er hatte das ſchönſte Mädchen von Hallgarten lieb gewonnen, das ihm jedoch der ſteinreiche Vater nicht geben wollte, weil er nur ein Bettelbube ſei. Das Bergmännlein kam wieder und fragte, warum er ſo traurig ſei. Als ihm der Burſche ſeine Noth klagte, fragte es wieder, ob er gar kein eigenes Feld beſitze. „Nichts als eine Hecke am Lemberg hat mir meine Mutter hinterlaſſen,“ ſagte Ernſt: „es wächſt aber kaum ein Strauch darauf.“ Der Berggeiſt beſtellte ihn auf die Nacht, wenn der Mond ſcheine, damit er ihm das Fleckchen zeige. Ernſt kam und das Männlein auch. Als ſie an die armſelige Hecke kamen, hüpfte das Männlein, klatſchte in die Hände und rief einmal über das andere: „Da iſt Erneſti Glück!“ — Der Burſche meinte, dem Berggeiſt rapple es hinter der Stirne, der aber ſagte: „Du biſt reicher, als der Bauer in Hallgarten. Schurfe du morgen für dich, und bald wirſt du freien können.“ Und ſo war es auch. Ernſt ſchurfte mit dem grauenden Tage auf ſeinem kleinen Eigenthum. Die Knappen lachten darüber, aber bald ſchwiegen ſie und er lachte. Das Erz, das er fand, war reicher als das in den drei Zügen. Der reiche Bauer von Hallgarten ſchalt ihn keinen Bettelbuben

mehr und gab ihm die Tochter mit Freuden. Das Bergmännlein blieb dem Ernſt hold, heutiges Tags aber ſieht man es bisweilen recht traurig, weil die Grube Erneſti-Glück nicht mehr gebaut wird.

813.

Die Geiskammer.

Bergmannsſage am Lemberg. — W. O. v. Horn, Bilder aus dem Nahethale S. 87.

Als im dreißigjährigen Kriege der General Gallas mit ſeinen Croaten in Kreuznach lag, wohnte zu Bingart eine arme alte Frau, die für eine Hexe galt. Sie hatte nichts als ein elendes Hüttchen und drei Geiſen im Vermögen, aber eine bildſchöne Tochter. Des Schulzen Sohn liebte das Mädchen, durfte ſich's aber vor ſeinem Vater nicht merken laſſen. Da kamen einſt die Croaten über die Nahe herüber und fielen in's Dorf. Das Mädchen lief in den Wald am Lemberg, um ſeine Mutter zu ſuchen, die dort die drei Geiſen hütete. Im Lemberg aber war eine kleine Felſenhöhle hinter dichtem Geſtrüpp, dahinein flüchtete ſich die Alte mit ihrer Tochter und den Ziegen. Die Croaten hausten derweilen übel in Bingart, ſteckten das ganze Dorf in Brand und ſtachen den Schulzen bis auf den Tod. Der wurde nach der Höhle getragen, und Mutter und Tochter pflegten ſein dort auf's eifrigſte. Die Leute zogen großentheils von Bingart nach Feil hinüber, der Schulze auch und vergaß gar bald der Wohlthat, die er von den armen Frauen genoſſen, die nun kein Häuschen mehr hatten und in der Höhle wohnen bleiben mußten.

Mit Schrecken gedachten ſie des kommenden Winters, und zu dieſem Kummer kam noch die Botſchaft, der Sohn des Schulzen müſſe eine Andere freien. Als ſie einmal ſo betrübt in der Höhle ſaßen und weinten, trat plötzlich das kleine Bergmännlein zu ihnen und tröſtete ſie. Mit einem ſilbernen Fäuſtel klopfte daſſelbe an die Felswand der Höhle und ſagte: „Hier iſt euer Reichthum. Gehet hin, zeiget dem Pfalzgrafen an, ihr hättet eine reiche Mine entdeckt, und ſo er Halbpart gäbe, wolltet ihr's ihm kund thun.“ Die Mutter dachte an Erneſti-Glück und ging nach Kreuznach zu des Pfalzgrafen Amtmann. Der ſagte den Halbpart zu. In der Höhle wurde darauf geſchurft, und ſiehe da, es war wirklich

eine reiche Mine. Der Kurfürſt baute der Alten und ihrem ſchönen Töchterlein ein ſtattlich Haus, und der Schulze ſah's nun gar gern, daß ſein Sohn das Mägdlein zum Weibe nahm. Die Halbſchied der Grube aber kaufte der Kurfürſt um ſchweres Geld den Leuten ab und betrieb noch am letzten unter den drei Gruben des Lembergs dieſe Geiskammer, wie ſie nach jener Höhle heute noch genannt wird.

814.

Die Roſentreppe.

Von Chr. Böhmer. — Wiederholung der öfters vorkommenden Sage: „Eliſabeths Roſen." S. Simrocks geſch. deutſche Sagen S. 528 A. 117.

Des Winters Stürme ziehen
Und jagen wild den Schnee,
Und weiße Flocken fliehen
Hernieder aus düſtrer Höh'.

„So ſattle mir die Mähre
Zum Jagen raſch, mein Knecht!"
Er ſprach's, griff nach dem Speere
Der rauhe Graf Rupprecht.

Noch rief er an der Pforte
Der ſanften Gemahlin rauh:
„Vergiß nicht meine Worte,
Du ſchmucke Edelfrau!

Nicht darf es fürder geſchehen,
Daß, wie eine Bettlerin,
Ich dich muß irren ſehen
Von Häuſern her und hin!"

Dann eilt er kalt von hinnen
Hinaus ins Schneegefild,
Sieht nicht die Thränen rinnen,
Der Gattin bleiches Bild.

Sie blicket ſinnend zum Himmel,
Zum trüben Raum empor;
Da bringt vom Hofe Getümmel
Herauf zu ihrem Ohr.

Die Knechte drunten toben
Und ſchelten wild und rauh,
Und zitternd ruft noch Oben
Eine abgezehrte Frau:

„Es liegt den ganzen Winter
Der Mann bis auf den Tod,
Es ſchreien die kleinen Kinder
Zu Hauſe jammernd um Brod."

Der Gräfin Blicke beben
Voll tiefem Weh und Schmerz;
„O Gott, du magſt ihm vergeben,
Der Jammer bricht mein Herz!"

Sie füllt nach ihrer Sitte
Ein Tuch mit Geld und Brod,
Und eilt mit ſchnellem Schritte
Ein Engel in Jammer und Noth.

Da ſtürmet zu der Stiege
Graf Rupprecht fluchend herauf,
Es flammen ſeine Züge:
„Wohin in raſchem Lauf?"

Erſchreckt fährt ſie zurücke
Die Gräfin todtenbleich;
Da ruft er, Wuth im Blicke:
„Das Tuch da öffne gleich!"

„Wie lange ſoll ich warten?“ —
„Es ſind ja Roſen — o Gott!“
„Iſt's Frühling in deinem Garten?“
Ruft er mit Hohn und Spott!

Er reißt ihr die Schürz herunter
Der Gräfin ſo blaß wie der Tod
Und drinnen — o göttlich Wunder!
Blühn Roſen weiß und roth.

Sie hat das farbeloſe
Antlitz zum Gebet geneigt,
Selbſt gleich der weißen Roſe,
Von jähem Schrecken gebleicht.

Und erzählt dem Grafen in Treue
Wie Noth die Lüge erpreßt;
Der rief in tiefer Reue,
Das Auge von Thränen genäßt:

„O wohl iſt Gottes Segen
Mit denen, die Segen verleihn;
So laß uns auf allen Wegen
In Zukunft Segen ſtreun!“

Die Treppe iſt lang verſchwunden,
Wo einſt das Wunder geſchehn,
Doch hörſt du von Mund zu Munde
Die alte Mähre gehn.

815.

Der Raub der Monſtranz.

W. O. v. Horn Bilder aus dem Nahethale S. 101.

Die Montforter waren zum Theil gar arge Geſellen. Wenn ſie auf Raub und Fang ausgezogen, hatten ſie die Hufeiſen ihrer Pferde verkehrt aufgenagelt, um ihre Feinde irre zu leiten. Einſt hörten ſie, der Abt von Sponheim laſſe zu Köln eine koſtbare Monſtranz von Gold und Edelſteinen fertigen. Nach dieſer gelüſtete ſie, und wirklich raubten ſie dieſelbe beim Transport und ließen ſie in Mainz um ſchweres Geld verkaufen. Der Graf von Sponheim, der Schirmvogt des Kloſters, beſchloß die Frevelthat zu ſtrafen und überfiel einſt die Räuber im Dörflein Boos an der Nahe beim Plündern. Einer der Montforter wurde gefangen und nach Sponheim gebracht. Dieſer aber behauptete hartnäckig, er habe keinen Theil am Raub der Monſtranz. Abt und Graf forderten einen Schwur auf die Monſtranz von ihm, und der gottesläſterliche Räuber leiſtete den Schwur. Gegen geringes Löſegeld freigegeben, kehrte er nach Montfort zurück und ſchrieb einen Brief voll Hohn, in dem er herausſagte, er allein habe das Kirchenkleinod geraubt. Aber alsbald verdorrten ihm die beiden Finger, die er ſchwörend auf die Monſtranz gelegt hatte. Sein Gewiſſen erwachte, er hatte fürder weder Ruh' noch Raſt und ging endlich in ein Kloſter bei Trier. Die Bewohner des Montforter Hofes haben ihn ſchon oft geſehen und ſein Wehklagen gehört in ſtiller Nacht.

816.

Die Brautfahrt.

Die vor. Schrift S. 99.

Mit dem Erzbiſchof von Mainz lebten die Herren von Montfort in Fehde, darum auch mit ihrem Nachbar, dem Rheingrafen vom Stein, einem Bundesgenoſſen des Erzbiſchofs. Mit dem Ritter von Böckelheim aber, einem Freunde derer auf dem Stein, ſtand ein Montforter in guter Freundſchaft. Bei dieſem ſah er die Tochter des Rheingrafen, und es knüpfte ſich ein Liebesbündniß, das natürlich geheim gehalten werden mußte. Aber des Fräuleins Vater, der davon nichts ahnte, ſagte ſeine Tochter dem Rheingrafen von Grehweiler zu, und der Hochzeitstag ward anberaumt. Den Liebenden war ſchlimm zu Muth, doch der Böckelheimer tröſtete ſie und verſprach zu helfen. Der Hochzeitstag kam, die Vermählung aber ſollte auf dem Schloſſe zu Grehweiler gefeiert werden. Der Böckelheimer war auch geladen. Der gab dem frommen Pferde, das die Braut gewöhnlich ritt und das ſie auch heute zu ihrem Bräutigam tragen ſollte, heimlich ein Pülverlein, daß es erkrankte und unbrauchbar wurde. „Schicket nach meiner Burg," ſprach er, „und laſſet den Zelter meiner Schweſter holen, er geht ſanft und iſt lammfromm." Geſagt, gethan. Das Pferd kam, war aber das des Ritters von Montfort, das den Weg von der Alſenz nach Hauſe gar wohl kannte. Es trug die Braut immer eine Strecke voraus, und an der Mühle, wo der Weg gen Montfort abbiegt, flog es plötzlich mit ſeiner ſchönen Laſt windſchnell davon. Der ganze Zug natürlich eiligſt hintendrein. Als man der Burg Montfort anſichtig wurde, war der Zelter mit der Braut ſchon am Thor. Das that ſich flugs auf und ſchloß ſich hinter der Reiterin wieder. Der Rheingraf tobte und forderte ſein geraubtes Kind zurück. „Hab' Euer Kind nicht geraubt," gab der Montforter zur Antwort: „es wird freiwillig mein Weib." Der Rheingraf zieht mit Heerhaufen vor die Burg, aber der Montforter ſpricht: „Gegen den Vater meines Weibes ſtreit' ich nicht." Da redet der Böckelheimer ein gutes Wort ſeinem Freunde zu Gunſt, und der Rheingraf gibt nach, der zu Grehweiler aber hat das Nachſehen.

817.

Drei Züge.

Bergmannsſage vom Lemberg an der Nahe. — Die vor. Schrift S. 82.

Es war einmal vor vielen Jahren ein Ritter auf der Ebernburg, der hatte all ſein Hab und Gut durchgebracht, daß er mit Weib und acht Kindern ſchier hungern mußte. Das ging ihm ſchwer zu Herzen. Da ging er einſt auf den Lemberg in den Wald und ſah auf einem Baumſtrunk Einen ſitzen, der ihn hell verlachte, weil er ſo betrübt ausſah. Der arme Ritter ward grimmig und drohte mit dem Bogen, aber der Geſell lachte nur ärger. Der Ritter zielte und ſchoß. Der Andere ſtand auf, warf ihm den Pfeil zurück und ſagte: „Ihr ſeid ein ſchlechter Schütze, gebt mir Euern Bogen her.“ Dem Ebernburger ward etwas unheimlich, doch reichte er den Bogen hin. Jener nahm eine rothe Hahnenfeder vom Hut, legte ſie auf, ſchoß aufs Gerathewohl in den Wald hinein, und ein mächtiger Rehbock ſtürzte getroffen zuſammen. „Füttert Eure hungernden Würmer damit!“ ſagte der ſeltſame Schütze. Der Ritter ſtand kreidebleich und war keines Wortes mächtig. „Wollt Ihr den Bock nicht,“ ſprach jener, „ſagt's nur, ſo mag er wieder davon laufen. Soll ich Euch helfen?“ „Ja, hilf, wenn du kannſt!“ rief der Ebernburger wie bethört. „Ich weiß eine Queckſilberader,“ ſprach der Unheimliche, „die kann Euch zum reichen Mann machen, aber ich muß etwas dafür haben.“ Er griff in's Gras, rupfte drei Halme ab und fuhr fort: „Da ſind drei Züge, thut einen davon. Ziehet Ihr den großen Halm, ſo ſeid Ihr ſelbſt mein eigen; ziehet Ihr den mittleren, ſo iſt's Euer Weib; ziehet Ihr den kleinſten, ſo ſind's Eure Kinder.“ Dem Ritter ſchwindelte, denn er wußte nun, wen er vor ſich hatte, und doch zog es ihm ordentlich die Hand zu den drei Halmen. Schon berührte er ſie, da zuckte er zuſammen und rief: „Heiliger Gott, erbarme dich mein!“ Da that's einen Donnerſchlag, daß der ganze Lemberg zitterte, der Ritter bekam eine ſo gewaltige Maulſchelle, daß er trillte und wie ein Kreiſel den Berg hinunter flog. Als er wieder zur Beſinnung kam, lag er unten bei ſeinem verpfändeten Dörflein Feil. Er faßte indeß Muth, ging in den Wald zurück und fand richtig den alten Baumſtrunk wieder, aber weder den mit der Hahnenfeder, noch den todten Rehbock dabei. Die Stelle merkte er ſich wohl, nahm des andern

Tages Bergleute von Bingart mit, grub nach und fand die reiche Queckſilberader. Die Grube verkaufte er dem Rheingrafen vom Stein um ſchweres Geld. Sie heißt heute noch die drei Züge.

818.

Der Eberkopf.

Die vor. Schrift S. 70.

Das Thor der berühmten Sickingenſchen Ebernburg bei Kreuznach, die auch die Herberge der Gerechtigkeit genannt wird, war von Alters her mit einem Eberkopfe geziert, an den ſich folgende Sage knüpft.

Die Burg, früher nur die an der Alſenz genannt, gehörte zu dem Gebiete der Raugrafen von Altenbaumberg und wurde von einem derſelben bewohnt, der als ein tapferer aber wilder und zornmüthiger Geſelle bekannt war. Dieſer kam einſt auf die unfern gelegene Burg Montfort und ſah daſelbſt des Ritters ſchöne Tochter. Alsbald beſchloß er, ſie heim zu führen, erhielt aber, ganz gegen ſein Vermuthen, abſchlägigen Beſcheid. Die Jungfrau hatte ſich nämlich bereits ſeinem Nachbar, einem Rheingrafen auf dem Stein bei Kreuznach zu eigen gelobt. Des Raugrafen Zorn war groß. Er warf glühenden Haß auf den Rheingrafen und ſann auf Rache. Eines Tags jagte er in dem Forſte unweit des Rheingrafenſteins, Ein grimmiger Eber ſtieß ihm auf. Im Kampfe mit demſelben zerbrach ihm die Waffe, er gerieth in die äußerſte Todesgefahr. In dieſem Augenblicke blitzte vor ſeinem Auge eine blanke Klinge, und der Kopf des Ebers rollte, vom Rumpfe getrennt, vor ſeine Füße. Sein Feind, der Rheingraf, war's, der den kräftigen Hieb zur rechten Stunde geführt. Da war des Raugrafen Zorn gebrochen, er reichte dem Gegner die Hand, ward ſein Freund und ſelbſt der Brautführer an deſſen Ehrentage. Ueber dem Thore ſeiner Burg aber ließ er zum immerwährenden Gedächtniß einen Eberkopf ausmeiſeln und nannte ſie fortan die Ebernburg.

819.

Das Fräulein mit dem steinernen Herzen.

W. O. v. Horn Bilder aus dem Nahethale S. 93.

Der Raugraf von Altenbaumberg hatte eine schöne Tochter, die aber fast wilder war, als der wildeste Knabe. Reiten, Jagen und Kämpfen war ihre Lust. Von Liebe wollte sie nichts wissen, und da sie alle Freier abwies, nannte man sie nur das Fräulein mit dem steinernen Herzen. Einst saß sie am Burgthor unter der Linde, da kam ein häßlich schwarzbraunes Heidenweib mit sieben hungerigen Knaben heran und bat sie um Brod. Ohn' Erbarmen wies das Fräulein sie ab, und schalt sie „Heidenbrut," als sie noch fürder baten. Das Weib fiel auf die Kniee, aber das Fräulein fluchte und rief den Knechten, daß sie die Hunde auf das Heidenvolk hetzten. Das Weib floh mit ihren Kindern und rief: „Auch du wirst Mutter werden, Mutter von sieben Knaben auf einmal, und sie werden der Fluch deines Lebens sein. Wenn dir dann die Welt zur Hölle wird, so denke, du habest es an einer armen Mutter verdient, die du unbarmherzig von dir gestoßen."

Der Fluch des Heidenweibes erschütterte die junge Raugräfin tief, aber sie wurde dadurch fortan nur herber und wilder und dachte mit Abscheu an eine Ehe. Siehe, da kehrte der Sohn des Ritters von Montfort, einst ihr Jugendgespiele, aus Welschland zurück, und die Liebe schlich sich doch in des Fräuleins steinernes Herz. Sie ward sein Weib und nach Jahresfrist wirklich Mutter von sieben Knäblein. Mit Schrecken sah sie das Fluchwort der Bettlerin in Erfüllung gehen, und da ihr Gemahl eben nicht daheim war, beschloß sie in ihrem argen Herzen, sechs der Kinder zu ertränken. Eine alte vertraute Dienerin trug sie in der Schürze fort zu den „drei Weihern." Der Ritter von Montfort aber begegnete zufällig der Alten und fragte, was sie da trage. „Junge Hunde," antwortete diese stotternd. Der Ritter wollte sie sehen, sah sechs Knäblein in der Schürze und erfuhr das ganze Geheimniß. Er nahm die Kinder und brachte sie an entfernten Orten unter, die Dienerin aber stürzte er in die drei Weiher. Zu Hause sprach er kein Wort davon, aber seine Liebe zur Gattin war dahin, er wurde hart und kalt gegen sie und schied bald darauf, um einen Zug zum heiligen Grabe zu thun. Bei dieser Gelegenheit nahm er auch das siebente Kind, das die unnatürliche

Mutter zurückbehalten, heimlich weg und ließ ſie mit ihrem böſen Gewiſſen und ihrem Jammer allein. Nach fünf Jahren trieb ihn die Sehnſucht nach ſeinen Kindern zurück. Noch ehe er ſeine Burg Montfort erreichte, vernahm er ſchon, daß die Burgfrau ihr Leben unter ſteten Bußübungen hinbringe. Da wich von ihm der alte Groll. Als Pilger verkleidet ließ er ſich melden und fand ſeine Gattin bleich und abgehärmt im Büßergewande. Nun gab er ſich ihr zu erkennen, ſie aber bekannte unter vielen Thränen ihre ſchwere Schuld und ihren Entſchluß, in ein Kloſter zu gehen. Der Ritter eilte fort und kam erſt gegen Abend wieder zu ihr. „Gott iſt barmherzig," ſprach er: „und hat deine ſchwere Sünde abgewendet." Damit führte er ſie in eine Halle, und ſiehe, ſieben fünfjährige Knäblein, friſch und geſund, ſpielten da mit einander. Der Fluch des Heidenweibes war gelöst, das Weib mit dem ſteinernen Herzen hatte jahrelange Höllenqual ausgeſtanden, und von der Stunde an wurde ſie nun eine glückliche Gattin und Mutter, denn das ſteinerne Herz war weich und milde geworden.

820.

Der verwünſchte Rehbock.

Mündlich.

In der ehedem öſterreichiſchen Grafſchaft Falkenſtein am Donnersberg lag einſt ein kaiſerlicher Hauptmann, der ſich häufig auf der Jagd herum trieb. Der kam einmal in die unheimliche Nähe des Schloſſes Hohenfels, wo die Berggeiſter nicht gern geſtört ſind, aber heim kam er nicht mehr. Ein ſolcher erzürnter Geiſt ſoll ihn in die Irre geführt und dann in einen Rehbock verwandelt haben, als welcher er eine Zeit lang im Walde geſehen und endlich von einem Förſter erſchoſſen worden.

821.

Die Mordkammer.

Träume und Schäume vom Rhein II., 60. Geib Reiſehandbuch durch die Pfalz S. 186.

An der Nordweſtſeite des Donnersberges gegen Falkenſtein zu ſenkt ſich eine ſogenannte Thälle oder thalartige Schlucht hinab, die den Namen Mordkammer führt. Von dieſer geht die Sage, „der Schwed" habe im dreißigjährigen Kriege hier ein großes Blutbad angerichtet, und wiederum habe der Herzog von Lotharingen einen Haufen aufrühriſcher Bauern, welcher die Burg Falkenſtein erſtürmt und ausgeraubt, in dieſer Schlucht bis auf den letzten Mann zuſammen hauen laſſen.

822.

Die Silbergrube.

Mündlich.

Im Wolfersthal am Donnersberg, nicht weit von dem ehemaligen Schloſſe Hohenfels mit ſeiner ſilbernen Treppe und ſeinen verborgenen Schätzen, iſt eine alte, verlaſſene Grube, die Kobolds- (Kobalt) auch Silbergrube genannt. Vor mehr als hundert Jahren grub man dort nach Kobalt. Da ſaßen einſt zur Zeit der Schicht die Bergknappen in einer ſogenannten Strecke beiſammen um ein helles Feuer. Mit einmal kam eine Kröte von ungeheurer Größe zum Feuer gekrochen. Die Bergknappen erſchracken. Etliche wollten das Thier tödten, etliche aber mahnten davon ab und ſprachen: Wer weiß, was dahinter ſteckt? Die Kröte aber kroch fort und hüpfte in ein nahes Geſenk. Kaum war ſie drunten, ſo entſtand ein Toſen und Heulen in dem Geſenke, daß die Bergleute entſetzt flohen und zu Tag fuhren, dem Steiger die Anzeige zu machen. Des andern Tags ſollte die Knappſchaft das Geſenk unterſuchen, aber niemand wollte hinabfahren. Der Steiger faßte Muth, einige Knappen folgten ihm, und ſie fanden dort nicht nur eine große Menge Kobalts, ſondern auch eine reiche Silberader. Von jener Stunde hieß die Grube die weiße oder Silbergrube.

Ein andermal saßen die Bergleute wieder zur Ruhezeit beisammen in der Tiefe, da hörten sie plötzlich in der Ferne arbeiten. Sie waren gewiß, daß der Berggeist ihnen etwas anzeige, merkten sich genau die Richtung, legten einen neuen Ort (Seitengang) in der Grube an und fanden dort Kobalt und Silber die Menge.

823.

Die Erzgrube im Langenthal.

Mündlich.

Vor mehren Jahrhunderten war das waldige Langenthal still und öde, und unter seinem Boden hatten die Berggeister gute Ruhe. Da entstand einst ein wüthender Sturm. Wahrscheinlich fuhr das wilde Heer, das man nicht selten um die Burg Hohenfels rasen hört, durch die Schluchten des Donnersberges. Der Wald sah am andern Morgen übel zugerichtet aus. Der Sturm hatte sogar eine uralte mächtige Eiche niedergeworfen. An den Wurzeln dieses Baumes aber fand man Erz. Alsbald wurde an der Stelle, wo die Eiche gestanden, ein Schacht niedergeschlagen, und noch heutiges Tags liefert die Grube dem Freiherrn von Gienanth viel treffliches Eisen.

824.

Der Schatz zu Rodenkirchen.

Remling, Geschichte der Klöster in Rheinbayern II., 137.

Nordwärts vom Donnersberg, nicht gar weit von dem Städtlein Kirchheimbolanden, liegen die wenigen Trümmer der alten Prämonstratenser- oder Norbertiner-Abtei Rodenkirchen. Ein einsames Gehöfte steht seit gar langer Zeit schon auf der Stelle des Klosters. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts will die Frau des damaligen Hofbauers, so oft sie im Garten arbeitete, einen Mönch gesehen haben, der immer auf einem alten Gewölbe stand. Sie machte der fürstlich Nassau-weilburg'schen Regierung zu Kirchheim die Anzeige von diesem Gesicht und erklärte, den Hof verlassen zu wollen. Sie wurde als albern verlacht. Endlich gab der Fürst

doch einem Italiäner Namens Cavallari den Auftrag, das Gewölbe zu unterſuchen, mit der Bedingung, ihm von dem etwaigen Schatze den zehnten Pfennig zu geben. Lange durchwühlte der Italiäner das Gewölbe, ohne etwas zu finden. Endlich bemerkte er an der Mauer einige verſchobene Steine, hob ſie heraus und fand irdene Töpfe mit blinkenden Goldgulden gefüllt. Lachend zahlte er dem Fürſten den zehnten Pfennig, die Räthe kratzten ärgerlich hinter den Ohren, der Norbertinermönch aber ward von der Hoffrau nicht mehr geſehen.

825.

Der Schatz auf Hohenfels.

Mündlich.

Am ſüdlichen Hange des Donnersberges, nicht fern von dem Dorfe Imsbach, ſtand vor Zeiten die Burg Hohenfels, von der kaum mehr eine Spur zu ſehen iſt. Die Leute in der Umgegend erzählen, es hätten vor Zeiten ſilberne Treppen zu derſelben geführt, und reden viel von dort verborgenen Schätzen, die von Berggeiſtern gehütet werden, und von einem tiefen Keller, in welchem der uralte Wein in ſeiner eigenen Haut liegt, nachdem die Fäſſer längſt vermodert und zerfallen ſind. Den Hohenfelſer Schatz zu heben, ſind ſchon viele Leute ausgegangen. Einmal that dies eine kleine Geſellſchaft von Männern in tiefer Nacht. Plötzlich ſtanden ſie vor einem offenen, hellerleuchteten Gewölbe, von dem am Tage noch Niemand etwas geſehen. Sie traten hinein und ſahen in der Mitte eine ſteinerne Tafel, auf der ein großer Haufe Geldes lag, und nebſt dem Gelde noch ſilberne Blumen und ein Schlüſſel. Davor aber ſaß ein Berggeiſt, den Schatz zu hüten. Der Berggeiſt bot den Männern das Geld ſammt dem Schlüſſel an, ſo ſie ihm dafür einen aus ihrer Mitte zu eigen gäben. Die Geſellſchaft berieth ſich, welchen ſie als Kaufpreis geben ſolle, und verfiel auf einen Juden, der dabei war. Der Sohn Iſraels aber ergriff entſetzt die Flucht. Die Andern eilten ihm nach, erwiſchten ihn aber erſt außerhalb des Gewölbes. Als ſie den kläglich Jammernden zurückbrachten, fanden ſie den Eingang zu dem Gewölbe nicht mehr, hörten aber in der Tiefe ein fürchterliches Geheul. Seitdem hat kein Menſch mehr den Schatz geſehen.

826.

Das Königskreuz.

Von Franz Weiß. — (Geissel) Schlacht am Hasenbühl, Speyer 1835. G. Litzel Histor. Beschr. S. 149.

Dort bei Göllheim auf dem Felde
Schon seit langer Jahre Raum,
Von dem Blitze halb zerschlagen,
Steht ein alter Rüsterbaum.
Traurend ruht in seinem Schatten
Eines Kreuzes steinern Bild,
Drauf die Zweige, wie zum Schutze,
Sich herniederbeugen mild.

Wohl bedeutsam ist die Stätte,
Die ein solches Zeichen schmückt,
Das nur selten, wo die Freude
Sich gebettet, wird erblickt.
Ward ein Mord einst hier begangen,
Oder birget wen das Grab,
Dem des Freundes Hand ein Zeichen
Seiner treuen Liebe gab?

Glüh'nde Strahlen wirft die Sonne
Nieder in des Thales Schooß,
Wo zur Erndte reif die Saaten
Harren rüst'ger Schnitter blos.
Aber an den Hügelhängen
Hat der Herrscher Machtgebot
And're Saaten aufgepflanzet,
Deren Schnitter ist der Tod.

In dem bergumkränzten Thale,
Hei, wie braus't die laute Schlacht
Heute gilt es Kron' und Leben,
Messen will sich Macht an Macht.
Mörd'risch treffen sich die Heere,
Und in heißer Kampfesgluth,
Achten sie nicht ihrer Wunden,
Kargen nicht mit ihrem Blut.

Lange schwankt des Sieges Waage,
Immer wilder tobt der Streit;
Jeder ist zum Heldentode,
Wie zum Siege gleich bereit.
Ob auch ganze Schaaren sinken,
Hingemäht vom scharfen Schwert,
Dennoch furchtlos steh'n die Kämpfer,
Alle höchsten Ruhmes werth.

Und der Kaiser, kampfbegierig,
Sprenget vor auf hohem Roß,
Oestreichs falschen Herzog suchend
In der Streiter dichtem Troß.
„Heute wirst du nicht entrinnen,
Wie, du Feiger, oft gethan,
Reich und Leben sollst du lassen
Hier zur Stund'!" ruft er ihn an.

Und mit hochgeschwung'nem Stahle
Dringt der Kaiser auf ihn ein;
Jener steht in kalter Ruhe,
Unbekümmert um sein Dräu'n;
Hebt das Schwert zum Todesstreiche,
Der vernichtend niederfährt,
Und den todeswunden Kaiser
Niederschleudert von dem Pferd.

Mittag war's, im nahen Kloster
Schlug die Glocke zwölfmal an,
Als der hochgesinnte Kaiser
Endete die Heldenbahn.
Unter Rosseshufen liegend,
Und mit Staub und Blut bedeckt,
Ward die kaiserliche Leiche
Nach der Mordschlacht spät entdeckt.

Dort bei Göllheim auf dem Felde,
Wo gefloſſen Kaiſerblut,
Steht ein ſteinern Kreuz in eines
Alten Rüſterbaumes Hut.
Schattend neigen ſich die Zweige
Auf des Helden Todtenmal,
Leiſe ſchauernd, wenn des Frühlings
Lüfte wehen durch das Thal.

827.

Kaiſer Adolph's Tod.

Von Laurian Mooris.

Es neigte ſich der Tag;
Ein nebeligtes Grau
Umfloß das Abendroth,
Umſchwamm der Lüfte Blau;
Des Sturmes Fittig zog
In flatternden Geſtalten,
Und immer mehr ſah man
Die Schwingen ihn entfalten.

Dann Donner fürchterlich —
Und Blitze kreuz und quer
Durchziſchten hell die Luft,
Als ob es Morgen wär'.
Die Vögel flogen wild,
Sich bergend in den Riſſen
Des nahen Roſenthals
Vor Wind und Regengüſſen.

Drin ſaß Imagina
Still betend am Altar,
Verworr'n und aufgelöſt
Flog um den Hals das Haar.
Die Blicke unverwandt
Zur Mutter mit dem Kinde,
Vergaß im heißen Fleh'n
Sie Donner, Blitz und Winde.

Und harrend des Gemahls
Ward trüber ſtets ihr Blick,
Gen Albrecht zog er heut,
Und ließ ſie hier zurück.
Das galt ein hartes Wort —
Das Schwert in ihrer Rechten
Wollt' ſie zur Seite ihm
Des Reiches Glück verfechten.

Da nun der frühe Tag
Zum Kampf den Kaiſer trieb
Und ſie, auf ſein Geheiß,
Ihn hier erwartend blieb —
Da hat ein langer Gram
Den freien Blick umhüllet,
Ein dunkles Ahnen ihr
Das reine Herz erfüllet.

Des Sturmes Wüthen ſank!
Der Mond mit bleichem Licht
Umgab das weite Land
Mit freundlichem Geſicht.
Da ſchwankt Imagina
Heraus zum Kirchportale;
Und ſchaute in die Fern',
Und lauſchte in die Thale.

Und durch die Föhren drang's
Wie raſcher Pferde Tritt,
Und ſchnaufend näher kam's
Wie von zu langem Ritt.
Dann winſeln hin und her
Wie von verlaſſ'nen Hunden,
Die auf geroch'ner Spur
Den Herrn noch nicht gefunden.

Als ſie zur Quelle kam
Die von dem Hügel floß,
Schoß dicht an ihr vorbei
Ein reiterloſes Roß;
Zwei Bracken ihm zur Seit'
Mit kreiſchendem Gehetze,
Zernagend in der Wuth
Des Sattels lang Gefetze.

Ein greller Schrei entfuhr
Der ahnungsvollen Bruſt,
Und hin zur Erde ſank
Imag'na unbewußt.
Es war des Kaiſers Roß,
Verfolgt von ſeinen Hunden,
Die bei des Reiters Sturz
Vom Schlachtgewühl verſchwunden.

Denn als nach langem Kampf
Der tapf're Adolph fiel,
Entfloh ſein wildes Roß
Wohl ohne End' und Ziel;
Die Bracken hetzen drein,
Das raſche Thier zu lähmen,
Das ohne ſeinen Herrn
Verſucht' die Flucht zu nehmen.

Und als zu neuer Qual
Erwacht Imagina,
Da ſtand das treue Paar
Bang winſelnd vor ihr da;
Und ſprang wohl lockend hin
Zum Weg, den es gekommen,
Und klagend dann zurück —
War ſie nicht nachgekommen.

Sie folgte! — Es lag ſtill
Beſternt und lau die Luft,
Als wär' die Erd' ein Sarg
Der großen Weltengruft.
Sie folgte — Gott, als läg'
In dieſem Sarg ein Leben,
Das ſelbſt der Himmel nicht
Ihr könnte wiedergeben.

Jetzt Trümmer argen Kampfs —
Ein Rumpf dort — hier ein Bein
Dort Flehen um den Tod —
Hier um das Leben Schrei'n.
Die Hunde heulten bang,
Den finſtern Weg ſich bahnend,
Wie oft des Nachts ſie's thun
Den Tod des Nachbars ahnend.

Dann ſtanden ſie verzagt,
Sich nähernd allgemach,
Wo an des Feindes Bruſt
Der todte Kaiſer lag.
Da ihn zum letztenmal
Durchfuhr ein krampfhaft Recken
Verſuchten mit Gebell
Sie froh ihn aufzuwecken.

Er ſchlief den langen Schlaf!
Noch in der Fauſt das Schwert,
Das ſich in mancher Schlacht
So ſtark und treu bewährt.
Imag'na ſtarb vor Gram.
Todt — mit den treuen Hunden —
Hat man ſie eines Tags
Auf Adolph's Gruft gefunden.

828.

Rosenthal.

F. X. Remling Gesch. der Abteien u. Klöster in Rheinb. I., 276.

Auf der Landstraße von Grünstadt nach Göllheim gelangt man bei Kerzenheim auf schmalem Waldwege in ein enges Thälchen, in welchem etwa dreiviertel Stunden waldeinwärts das graue, gothische Thürmlein des ehemaligen Klosters Rosenthal aus dem Schatten der Bäume trauernd hervorragt. Eberhard II., Graf von Eberstein und seine Gattin Adelinde waren die Stifter desselben. Der Name soll aus dem Wappenschilde der Grafen von Eberstein, welche eine Rose in weißem Felde führten, entlehnt worden sein. Dagegen hielten die Nonnen zu Rosenthal an der Sage, es seien, als man mit dem Baue des Klosters mitten im Winter beschäftigt war, blühende Rosen in den Gesträuchen gefunden und daher dem Kloster der Name beigelegt worden.

Es war im Jahre 1298, als der unglückliche Kaiser Adolph von Nassau auf dem Felde bei Göllheim den Tod fand und darauf in dem Kloster Rosenthal beigesetzt wurde.

829.

Die Geisterschlacht bei Neuleiningen.

Lehmann Geschichte des Klosters Limburg S. 24. Träume u. Schäume vom Rhein II., 92.

In der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts ließ sich bei Neuleiningen ein seltsamer Spuck vernehmen. Aus einem Berge kam in gewissen Nächten eine bewaffnete Geisterschaar hervor, um auf der nahen Ebene eine große Schlacht zu schlagen. Es kam Jedermann vor, als stritten sie zu Fuß und zu Roß mit großem Getöse. Deutlich hörte man das Klirren der Waffen, das Schnauben und Stampfen der Rosse, das Stöhnen und Wehklagen der Verwundeten. Mit der neunten Stunde zog jedesmal das ganze Heer in den Berg zurück. Drei Jahre lang dauerte dieses Wesen, und obwohl viele Menschen, gelehrte und ungelehrte, herzukamen, es mit anzuhören: so wagte doch Niemand, dieser Geisterschlacht

ſich zu nahen. Endlich kam der Abt Rupert vom Kloſter Limburg bei Dürkheim, ein gelehrter und frommer Mann, und wartete eines Abends unter Gebet auf die Geiſter. In Schlachtordnung rückten ſie aus dem Berge hervor und kämpften länger und wüthender als je. Als ſie nun um neun Uhr den Rückzug antraten, ſtellte ſich ihnen Abt Rupert an dem Berge gegenüber und beſchwor ſie im Namen Jeſu, Halt zu machen und ihm Rede zu ſtehen. Sie ſtanden, und er fragte, wer ſie ſeien. Da ſprach der Vorderſte derſelben: „Wir ſind die armen Seelen derer, die vor etlichen Jahren im Kampfe gegen ihren rechtmäßigen Fürſten gefallen und unbegraben an dieſem Berge liegen geblieben ſind. Du ſiehſt unſere Waffen, das Flämmchen aber, das du ſiehſt, iſt ein unerträgliches Feuer, das uns martert.“ Der Abt fragte, ob ſie nicht erlöst werden könnten. „O ja,“ ſagte jener: „durch Faſten, Beten, Almoſengeben und Meſſeleſen.“ Darauf ſchrieen alle zuſammen: orate pro nobis! orate pro nobis! und wurden ein Feuer und eine Flamme, bis ſie im Berge verſchwanden. Dreißig Tage lang ließ der Abt täglich dreißig Seelenmeſſen leſen, dann begab er ſich wieder auf das Schlachtfeld der Geiſter, aber dieſe kamen nicht mehr zum Vorſchein, und ſtatt des wilden Getöſes und Klagens hörte er ihren Jubelgeſang in der Höhe.

830.

Der Hirt von Oggersheim.

Von Wolfgang Müller. — Vgl. Sagenb. I., S. 335.

Der Feind iſt noch weit, doch rüſten ſich halt
Zu Oggersheim mächtig die Bürger:
Sie wollten nicht weichen der Macht und Gewalt
Der frechen ſpaniſchen Würger.
Hei, hei! es iſt ein ſtattliches Heer
Dort auf dem Markte verſammelt,
Sie ſchleifen das Schwert, ſie ſchärfen den Speer,
Sie halten die Thore verrammelt.

Auf einmal blickt es heran auf dem Plan,
Es nahen die feindlichen Haufen:
Jetzt fangt ihr in tödtlicher Kampfluſt an! —
Doch ſeht nur, die Tapfern laufen!

Spießbürger werfen den Spieß auf den Grund,
Pfahlbürger fliehn aus den Pfählen:
Gevatter Schuſter und Schneider ſind Schund,
Auf Krämer läßt ſich nicht zählen.

Sie flüchten im allernothdürftigſten Kleid,
Durch Pförtchen und Hecken getrieben,
Wo ſind ſie in Feldern und Wäldern weit,
In Felſen und Höhlen geblieben?
Die Häuſer ſind leer, die Straßen ſind todt,
Schier hört man die Gräſer wachſen.
Ein einziger Mann nur trotzet der Noth,
Ein Mann im Haar von Flachſen.

Der göttliche Sauhirt iſt's der Stadt,
Sein Weib liegt eben in Wochen,
Und als er den Knaben geſehen hat,
Fühlt kühn das Herz er pochen.
Er küſſet das Kind, umarmt die Frau,
Die Hütte verläßt er ſchnelle,
Bald ſteht auf des Thurmes altem Bau
Der ehrenfeſte Geſelle.

Er ſtehet zwiſchen Gewehr und Geſchütz
Und ſchwenkt eine weiße Windel,
Er denkt: Vielleicht iſt Schlauheit was nütz
Bei dieſem wüſten Geſindel.
„Wir öffnen" — donnert der Kühne hinab, —
„Wollt ſchonen ihr den Flecken,
Doch denkt ihr zu plündern, dann ſoll das Grab
Noch heute Manchen bedecken!"

Der Feldherr ſpricht: „Laß ein uns ſodann!
Wir krümmen euch nicht die Haare."
Der Sauhirt ruft: „Ein Wort, ein Mann!"
Doch denkt er: „Wohlfeile Waare!" —
Er klimmt hinab und öffnet das Thor,
Die Feinde durchſtrömen die Gaſſen,
Sie ſchärfen das Aug', ſie ſpitzen das Ohr:
„Die Stadt iſt ja verlaſſen!"

„Das iſt ſie," ruft der kecke Hirt:
„Mein Weib hat heute geboren,
Ich bin allein hier Meiſter und Wirth,
Doch haltet ihr, was ihr geſchworen.

ſich zu nahen. Endlich kam der Abt Rupert vom Kloſter Limburg bei Dürkheim, ein gelehrter und frommer Mann, und wartete eines Abends unter Gebet auf die Geiſter. In Schlachtordnung rückten ſie aus dem Berge hervor und kämpften länger und wüthender als je. Als ſie nun um neun Uhr den Rückzug antraten, ſtellte ſich ihnen Abt Rupert an dem Berge gegenüber und beſchwor ſie im Namen Jeſu, Halt zu machen und ihm Rede zu ſtehen. Sie ſtanden, und er fragte, wer ſie ſeien. Da ſprach der Vorderſte derſelben: „Wir ſind die armen Seelen derer, die vor etlichen Jahren im Kampfe gegen ihren rechtmäßigen Fürſten gefallen und unbegraben an dieſem Berge liegen geblieben ſind. Du ſiehſt unſere Waffen, das Flämmchen aber, das du ſiehſt, iſt ein unerträgliches Feuer, das uns martert.“ Der Abt fragte, ob ſie nicht erlöst werden könnten. „O ja,“ ſagte jener: „durch Faſten, Beten, Almoſengeben und Meſſeleſen.“ Darauf ſchrieen alle zuſammen: orate pro nobis! orate pro nobis! und wurden ein Feuer und eine Flamme, bis ſie im Berge verſchwanden. Dreißig Tage lang ließ der Abt täglich dreißig Seelenmeſſen leſen, dann begab er ſich wieder auf das Schlachtfeld der Geiſter, aber dieſe kamen nicht mehr zum Vorſchein, und ſtatt des wilden Getöſes und Klagens hörte er ihren Jubelgeſang in der Höhe.

830.

Der Hirt von Oggersheim.

Von Wolfgang Müller. — Vgl. Sagenb. I., S. 335.

Der Feind iſt noch weit, doch rüſten ſich halt
Zu Oggersheim mächtig die Bürger:
Sie wollten nicht weichen der Macht und Gewalt
Der frechen ſpaniſchen Würger.
Hei, hei! es iſt ein ſtattliches Heer
Dort auf dem Markte verſammelt,
Sie ſchleifen das Schwert, ſie ſchärfen den Speer,
Sie halten die Thore verrammelt.

Auf einmal blickt es heran auf dem Plan,
Es nahen die feindlichen Haufen:
Jetzt fangt ihr in tödtlicher Kampfluſt an! —
Doch ſeht nur, die Tapfern laufen!

Spießbürger werfen den Spieß auf den Grund,
Pfahlbürger fliehn aus den Pfählen:
Gevatter Schuſter und Schneider ſind Schund,
Auf Krämer läßt ſich nicht zählen.

Sie flüchten im allernothdürftigſten Kleid,
Durch Pförtchen und Hecken getrieben,
Wo ſind ſie in Feldern und Wäldern weit,
In Felſen und Höhlen geblieben?
Die Häuſer ſind leer, die Straßen ſind todt,
Schier hört man die Gräſer wachſen.
Ein einziger Mann nur trotzet der Noth,
Ein Mann im Haar von Flachſen.

Der göttliche Sauhirt iſt's der Stadt,
Sein Weib liegt eben in Wochen,
Und als er den Knaben geſehen hat,
Fühlt kühn das Herz er pochen.
Er küſſet das Kind, umarmt die Frau,
Die Hütte verläßt er ſchnelle,
Bald ſteht auf des Thurmes altem Bau
Der ehrenfeſte Geſelle.

Er ſtehet zwiſchen Gewehr und Geſchütz
Und ſchwenkt eine weiße Windel,
Er denkt: Vielleicht iſt Schlauheit was nütz
Bei dieſem wüſten Geſindel.
„Wir öffnen" — donnert der Kühne hinab, —
„Wollt ſchonen ihr den Flecken,
Doch denkt ihr zu plündern, dann ſoll das Grab
Noch heute Manchen bedecken!"

Der Feldherr ſpricht: „Laß ein uns ſodann!
Wir krümmen euch nicht die Haare."
Der Sauhirt ruft: „Ein Wort, ein Mann!"
Doch denkt er: „Wohlfeile Waare!" —
Er klimmt hinab und öffnet das Thor,
Die Feinde durchſtrömen die Gaſſen,
Sie ſchärfen das Aug', ſie ſpitzen das Ohr:
„Die Stadt iſt ja verlaſſen!"

„Das iſt ſie," ruft der kecke Hirt:
„Mein Weib hat heute geboren,
Ich bin allein hier Meiſter und Wirth,
Doch haltet ihr, was ihr geſchworen.

Die Kammer voll Wild, der Keller voll Wein —
Ihr alle ſeid geladen!
Denn morgen ſoll die Kindstauf ſein,
Und Pathe des Feldherrn Gnaden!" —

Der Spanier ſchaut ihn lächelnd an:
„Du Schalk machſt Schelmenſtücke!
Doch gut haſt du dein Werk gethan
Dem Städtlein iſt es zum Glücke!
Geſagt, gethan! Ein Mann, ein Wort!"
Zur Taufe gab's Wein und Braten. —
Wir rühmen den Sauhirt fort und fort,
Dem ſolch ein Werk gerathen.

831.

Der Schäfertanz zu Rotenburg.

J. D. W. v. Winterbach Geſchichte der Stadt Rothenburg a. d. T. I., 318.

Als die Juden zu Rotenburg der Stadt nachtrachteten, und ein Schäfer ſie verrathen, ſind ſie aus der Stadt vertrieben worden, den Schäfern aber erlaubt worden, alljährlich Dienſtag nach Bartholomäi einen Tanz zu halten. Dazu verſammelten ſich Schäfer von ganz Franken in großer Zahl. Vormittags zogen ſie in feierlicher Prozeſſion zur Wolfgangskirche, darauf in den Gaſthof zum Lamm, nach dem Mittagseſſen in's Spital, wo ſie eine Gans abholten und mit Wein und Konfekt tractirt wurden. Von da zogen ſie mit Muſik auf den Markt, wo ſie den Schäfertanz aufführten und während die mitgebrachte Gans enthauptet wurde, den Herrichbrunnenkaſten umtanzten.

832.

Heinrich Toppler.

Benſen Hiſtor. Unterſſ. über die Geſch. v. Rotenburg S. 219 ff. Deſſelben Alterthümer ꝛc. S. 93.

Der Mann, von dem die Rotenburger Sage am meiſten zu erzählen weiß, war Heinrich Toppler, der Bürgermeiſter. Toppler galt als der

reichste Mann seiner Zeit in der Stadt, so daß er 80,000 Gulden besteuerte; dabei besaß er viel an Gütern, Waldungen, Mühlen und Gülten. Als ein Hauptmann der verbündeten Städte in Schwaben und Franken erwarb er sich großen Kriegsruhm, und war so kühn, daß er seine Feinde bis an den Rheinstrom verfolgte und ihre festen Schlösser zerbrach. Ja viele bedeutende Anlagen in der Stadt werden ihm zugeschrieben und besonders war er auf ihre Erweiterung und Befestigung bedacht. Bei Fürsten und Herren im weiten Umkreis galt sein Name viel, und das gemeine Volk war ihm so anhänglich, daß wenn er an Festen in die Kirche ging, stets dreißig oder vierzig Bürger ihn heimbegleiteten. Damit seinem Glück es in nichts fehle, so war er auch im Haus mit drei kräftigen Söhnen und fünf züchtigen Töchtern gesegnet, von denen zwei bereits an Söhne edler Rathsherren vermählt waren. Gegen einen solchen Mann schlief der Neid nicht. Es verbreitete sich das Gerücht, Toppler halte mit seiner Sippe gegen den Stadtbrauch in seiner Wohnung über seine Vasallen Gericht und habe sich für diese ein eigenes Gefängniß bauen lassen. Den weitern Verlauf erzählt die Volkssage nach ihrer Weise also: Im trunkenen Muth würfelten Burggraf Friedrich von Nürnberg und Heinrich Toppler um die Stadt Rotenburg, wer künftig ihr Herr sein sollte; Toppler warf eilf Augen, aber der Burggraf zwölf. Seit der Zeit dachte jener darauf, die Stadt seinem Bundesgenossen zu übergeben. Dieses erkannte aber die Weisheit der Rathsherrn daran, daß einige alte Thüren der Stadtmauer, die der Bürgermeister der Befestigungsarbeiten wegen hatte einreißen lassen, gar lange nicht wieder aufgebaut wurden. Als nun Toppler einstmals mit zwei andern Rathsmannen nach Ansbach gesendet wurde, rief die Rathsglocke plötzlich den Rath zusammen, und die Parthei seiner Feinde trat jetzt hervor. Durch nachsetzende Reiter wurde Toppler unter einem Vorwand zurückgerufen, und da er als Bürgermeister die erste Stimme hatte, so wurde er befragt: was einem Verräther der Stadt gebühre. „Hungers zu sterben," erwiederte der Unbesorgte unverzüglich. Da ließ ihm der Rath sein eigen Urtheil verkünden, und ihn in das geheime Staatsgefängniß unter dem Archiv werfen. Dort lag er manchen Tag, bis er verschmachtete. Andere behaupteten, er sei an Gift gestorben. Sein bekümmertes Weib, setzt die Sage noch hinzu, versuchte es, von den Kellern ihres Hauses aus, einen unterirdischen Gang bis zum Gefängniß ihres Eheherrn treiben zu lassen, kam aber zu spät. — Toppler wurde in die Kirche begraben, wo ein Altar seinen Namen führt. Im

Jahr 1839 fand man bei einer Wiederherſtellung der Steinplatten auf dem Boden des Chores unter dem größten ſchwerbeweglichen Stein das guterhaltene Gerippe eines langgewachſenen Mannes, der faſt dicht unter der Fläche des Steines und dem Anſchein nach ohne Sarg und Zubehör, von dem ſich doch immer eine Spur erhält, leicht in die Erde verſcharrt war. Das dürften wohl Heinrich Topplers Reſte geweſen ſein. Der Grabſtein an der Kirchenthür von St. Jakob mit dem Wappen iſt wohl erſt ſpäter geſetzt, als der Kaiſer Ruprecht über das Verfahren des Raths ein ſtrenges Urtheil gefällt hat.

833.

Der Herren von Rotenberg Herkommen.

H. W. Benſen Alterthümer. Inſchriften und Volksſagen der Stadt Rotenburg S. 78.

Als die Herzoge auf der Rotenburg ſaßen, waren in der Burggaſſe nicht mehr als ſieben Häuſer. In einem derſelben wohnte ein Kürſchner, ein redlicher und frommer Mann, der die Herren am Hof gut mit Pelzwerk verſorgte und ſonſt wohl gelitten war. Zu derſelben Zeit begab es ſich, daß Edelleute von Burlenſchwab auf Raub ausritten und einen großen Stübig mit trefflichem Rauchwerk gewannen. „Wir wollen die Pelze," ſprachen ſie, „dem Kürſchner bei der Rotenburg verkaufen, das wird dem Herzog gefallen und er mag uns mit gutem Imbiß ergetzen."

Als nun der Kürſchner den erkauften Stübig aufbrach, fand er ganz unten eine große Summe in Silbergeld und Goldgulden, welche die Kaufleute unter den Fellen verborgen hatten. Anfänglich erzürnte der Herzog über den Handel und wollte das Geld an ſich nehmen; da ſtellten ihm aber ſeine Räthe und andere ehrbare Leute vor: wäre der Mann doch ſchon ſo lange an ſeinem Hof geweſen und habe viel hübſcher Knaben von kräftiger Art, die wohl zu frommen Leuten erwachſen möchten; bei dieſen ſei das Geld gut angelegt. Darauf zog der Herzog ſeine Hand zurück, und weil der Kürſchner fortan ſich redlich hielt, ſo begnadigte ihn der Fürſt mit einem Wappen und machte ihn zu ſeinem Küchenmeiſter, deſſen Söhnen aber geſtattete er, Land und Leute zu erkaufen und ſich ſonſt in ehrlichen Dingen mit Edelleuten zu vermiſchen.

834.

Der Hohenlohe Herkunft.

Benſen a. a. O.

Es war ein armer Wagner im Dorfe Holbach — Hohenlohe — der hatte eine Anzahl hübſcher Knaben. Wie nun von ungefähr der Kaiſer durch das Ort ritt und jene ſah, rief er verwundert aus: „Mein Gott! wem gehören die ſchönen Knaben? ſollte ein Landesherr ſolche Kinder haben, er könnte ſtolz darauf ſein. Als er nun hörte, ſie ſeien des Wagners im Dorfe, ließ er den Vater zu ſich kommen und bat ihn um ſeine Söhne: er wolle ſie an ſeinen Hof nehmen, allwo ſie Zucht und Ehre erlernen ſollten. Alſo ließ der Wagner ſeine Söhne dem Kaiſer über, der ſie vor allen andern Kindern lieb und theuer hielt. Da ſie aber kräftig aufwuchſen und dem Kaiſer in vielen Dingen gute Hilfe leiſteten, begnadigte er ſie mit einem Wappen, einem Rädlein in weißem Felde und einem aufgeſchwungenen halben Adler.

835.

Der Kappenzipfel.

H. W. Benſen S. 82.

Die Bürger von Rotenburg gingen den Kaiſer Albrecht oftmals mit Bitten an: er möge ihnen geſtatten, das reiche Hoſpital zum heiligen Geiſt in ihre Mauern einzuſchließen. Lange weigerte ſich der Kaiſer, weil die Stadt durch die Erweiterung zu ſchwer zu vertheidigen ſei. Endlich, als die Bürger nicht nachließen, ſagte er ärgerlich: „Sieht eure Stadt doch ſo ſchon aus, wie eine Schlafkappe, ſo mag dieſes der Zipfel daran ſein.“ Demnach nannte man den neuen Anbau: „den Kappenzipfel.“

836.

Der blaue Thurm in Rothenburg an der Tauber.

Nachricht von der Stadt Rothenburg an der Tauber, Windsheim, Schweinfurth und Weißenburg, am Nordgau. Herausgegeben in Frankf. u. Leipz. c. 1708.

Von dem blauen Thurme geht eine Sage, daß, wenn er umfallen und solches nach auswärts geschehen sollte, Würzburg sodann das Recht an selbigen bekommen würde; fiele er hingegen einwärts, so verbliebe er der Stadt. Wie weit dieses der Wahrheit gemäß, oder woher es rühre, kann man so genau, in Ermangelung mehrerer Nachrichten, nicht sagen; doch mag es so gar sonder allen Grund nicht sein, sondern zum wenigsten etwas Wahres dahinter stecken, ob man gleich nicht weiß, was es eigentlich sei, oder woher es rühre.

837.

Das Steinkreuz.

Benfen a. a. O. S. 85.

Bei Horabach oben im dichten Holze liegt ein einsames Grab mit einem halbversunkenen Steinkreuz. Dort spielten einst Knaben und ahmten das hochnothpeinliche Halsgericht in der Stadt nach. Als nun der Kläger und die Zeugen vernommen waren, die Schöppen abgestimmt hatten, brach der Ritter den Stab und hieß seinen Schergen, den jüngsten Knaben, welcher den Dieb vorstellte, an eine alte Eiche henken. Kaum aber war dieses geschehen, so brach eine gehetzte Bache durch das Gesträuch und die Spielgefährten entflohen: denn sie glaubten, der Böse wolle sie für ihren Frevel bestrafen. Das erwürgte Kind aber liegt unter dem kleinen Hügel.

838.

Der Schlingenbach.

Die vor. Schrift S. 86.

Unter dem Berge, worauf einst das Schloß Entsee stand, liegt ein kleines, wildes Gehölz: der Schlingenbach. Dort ist vor Zeiten eine Unthat geschehen, wie denn auch der bekannte Gelehrte und gekrönte Dichter Bruschius daselbst von Räubern ermordet wurde. Furchtbarer aber war der Wald für das Landvolk dadurch, daß er den verwünschten Seelen der Rotenburger Herrn angewiesen war. Denn wenn sich sonst in der Stadt so eine arme Seele als „Schlarfer" oder „Klopfer" oder als ein Spuk anderer Art bemerkbar machte, da ließen die Verwandten heimlich den klugen Mann kommen, den man insgemein „den Pöpelträger" nannte. Der bannte sofort den schlimmen Geist in einen Sack und trug ihn fein säuberlich nach dem Schlingenbach, wo er volle Freiheit hatte, sein Unwesen zu treiben.

839.

Das Herrgottskloster zu Nördlingen.

Stengel. comment. rerum August. II. c. 55. Crusius Schwäb. Chronik I., 957. Franc. Petrus Suevia eccles. p. 639.

Am Mittwochen, in den heiligen Osterfeyren, als man zählt nach Christi Geburt 1381, ist ein wunderbarlich Zeichen durch Gottes Verhängniß zu Nördlingen geschehen. Denn zu der Zeit war ein Mann, genannt Ulrich Meyninger, auf der Hofstatt, da nun jetzunder unsers Herren Altar stehet, mit Haus gesessen; dem man in seiner Krankheit nach christlicher Ordnung das heilige Sakrament reichen und geben wollt. Und als der Priester vor demselben Kranken stund und ihm das Sakrament darbot, war an derselbigen Statt unter ihnen ein Keller, dessen Gewölb unter dem Priester und allem Volk gegenwärtig einfiel und niedergieng. Daselbsten war das Sakrament verschütt und verloren, daß man mit dem Proceß aller Priesterschaft, samt dem Rath und ganzer Gemein der Stadt Nördlingen das verlorne Sakrament mit fleißiger Andacht und großer

Arbeit gesucht: und das bis auf ein Stuck, das darvon kommen, nit gefunden war. Und als man das einig Stuck nit finden kunt noch möcht, ward gemacht ein Feuer von Stroh und Holz allda und an derselbigen Stätte alles Erdreich zu Aschen verbrannt. Allererst fand man das einig Stück des heiligen Sakraments an der Statt, da die Grub unter gegenwärtigem Altar gesehen wird, so ganz klar, lauter und unversehrt, wie es der Priester allererst aus der Büchsen genommen hatte. Und als oft darnach der Hirt das Vieh über dieselbige verbrannte Hofstatt trieb, wollt kein Vieh noch auf dieselbig Statt kommen, bleiben und Wesen han; ward darnach solchem Wunderzeichen nach allererst eine Kapell gebauet, und geschahen täglich so große Wunder, daß viel fromme Leut hierher walleten und Almosen gaben, darumb man ein Kloster und Gotteshaus gebaut hat, welches auch das „Herrgottskloster" genannt worden.

840.

Der suchende Geist.

Von Rehlen. Vgl. Sagenb. I., 382.

Zu Deiningen schmausen die Templer im Thurm,
Da sind sie sicher vor Regen und Sturm;

Da sind sie sicher vor Raub und Mord,
Der ihnen dräuet von allem Ort.

Sie sitzen beisammen beim frohen Mahl;
Vom Weine duftet der goldne Pokal.

Sie haben getrunken bis Mitternacht,
Der trauteste Diener bei ihnen wacht.

Nun schlafen sie ruhig nach fröhlichem Mahl,
Da fasset der Diener den blinkenden Stahl.

Das Gold und das Silber das leitet den Arm,
Wie fluthet das Blut aus den Herzen so warm.

Und als nun geflossen das edle Blut,
So suchte der Mörder nach ihrem Gut.

Seit iſt vergangen manch' hundert Jahr,
Das Gut iſt zu finden noch immerdar.

Die Kammer gebrochen, zerbrochen der Schrein,
Noch ſuchet der Diener beim Mondenſchein!

841.

Die Kapelle in Trochtelfingen.

Trochtelfingen im Ries. — J. B. Guth das Ries, wie es war und iſt, Nördlingen 1844. X. H. S. 47 ff., woraus auch die Beziehung der Sage zum bayr. Ries erhellt.

Im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts nach Chriſti des Herrn Menſchwerdung, hauste auf dem Schlößchen in Trochtelfingen, da wo man gen Bopfingen geht, Herr Gerung von Entmershofen, ein ſtattlicher Ritter, edel von Geſchlecht wie von Geſinnung. Neben allen ſchönen Gaben am Körper, Geiſt und irdiſchen Gütern, womit Gott nach ſeiner Gnade ihn reichlich geſegnet, war ihm auch der herrlichſten Gottesgaben eine geworden, ein ſchönes, frommes Weib, Margaretha von Holheim geheißen. Vor Kurzem hatte er ſie heimgeführt auf ſein Schlößlein, und ſie machte ihm die Erde zum Garten Eden, in welchem jedoch weder eine Eva noch eine Schlange war. Er war auch gerade der Mann dazu, ſein Glück ſo recht von ganzem Herzen zu fühlen, und wenn ihn auch öfter nach adeliger Sitte und Ritterbrauch das edle Waidwerk in die nahen dunkeln Forſten, oder Stand und Beruf zu Hof und Feſtgelag rief, ſo kehrte er ſtets um ſo lieber zum heimiſchen Herde, und zu ſeinem trauten Weibe zurück.

Auf den höchſten Gipfel war ſein irdiſch Glück geſtiegen, als ſie ihm nach Jahresfriſt ein Söhnlein gebar, ſchön wie eines der Engelein, die er oft in der nahen Kloſterkirche zu Neresheim geſehen. Aber es erging ihm wie ein altes Volkslied ſingt:

Und hat dir Gott ein Lieb beſchert,
Und haltſt du es recht innig werth,
Die Deine,
Dann wird's wohl nicht mehr lange ſein,
So läßt ſie dich ſo gar allein,
Dann weine.

Ja, er weinte die bitterſten Thränen, die je ein Mann geweint, und doch wollte das herbe Weh des Herzens ihn nicht verlaſſen. Wenige Tage nach der Geburt ſeines Söhnleins ſtarb die Mutter in ſeinen Armen. Ein Fieber hatte ſie dahingerafft. Oed und ausgeſtorben war ihm Haus und Hof, und der Umgang mit Menſchen widerte ihn an. Das fröhliche Wiehern ſeines muthigen Roſſes drang nicht in ſeine Ohren, des Forſtes Schatten zog ihn nicht an, die treuen Rüden kannten ihren Herrn nicht mehr und die Diener des Hauſes ſchüttelten wehmüthig den Kopf, wenn ſie ihren Gebieter ſahen. Wäre nicht das Kindlein geweſen, aus deſſen Augen er das Ebenbild ſeiner Verlornen zu ſehen glaubte, er wäre gar bald zu ihr hinabgetragen worden in die kühle Gruft, um dort Ruhe zu ſuchen von des Herzens tiefſtem Gram.

Doch die Zeit geht mildernd auch über ſolches Weh, und als das Knäblein mit der Zeit ſeinen Vater kannte, und ihn ſelbſt in ſeiner großen Trauer anlächelte, als wollte es ihm Troſt in's zerriſſene Herz hinein lächeln, da ward ihm immer deutlicher, daß ihn doch noch etwas im Leben feſthalte, und er noch eine Schuld abzutragen habe, die des Vaters gegen ſein ohne ihn ja ganz verlaſſenes Kind. So geſchah es denn auch, daß endlich die oft zornig oder wehmüthig zurückgewieſenen Ermahnungen der wohlmeinenden Freunde, dem Kindlein eine andere Mutter zu geben, Eingang fanden, wenn auch nicht im Herzen, ſo doch im Verſtande, und er führte, ſeinen oft deutlich gefühlten Widerwillen männlich niederkämpfend, Wiltrude von Schopflohe heim in ſein Schlößlein.

Sie war ſchön und klug, und unter den Glückwünſchenden waren nicht Wenige, welche ihn als einen Ausbund des Glücks laut prieſen, oder heimlich beneideten, weil er nach ſo herbem Verluſt abermals ſolch herrlich Kleinod gewonnen. Dieſe Anſicht ſchien ſich auch immer mehr als richtig zu bewähren. Emſig und verſtändig ſtand Frau Wiltrude ihrem Hausweſen vor, freundlich und ſcharfſinnig kam ſie den Wünſchen ihres Eheherrn entgegen, und je mehr er ſich ſelbſt oft Vorwürfe darüber zu machen hatte, daß er ſeine Hausfrau nicht nach Verdienſt mit gänzlicher Hingebung zu lohnen im Stande ſei, um ſo mehr gab er ſich Mühe, ihr wenigſtens äußerlich alle Beweiſe der Achtung und Liebe zu geben. So ſchien Allen das Glück des Paares feſt begründet, beſonders als Wiltrude ihrem Eheherrn zwei geſunde und wie alle Welt behauptete, ihrem Vater gar ſehr ähnliche Knäblein geboren hatte. Aber was auch

das schärfste Falkenaug des Verstandes nicht gewahret, das fühlt richtig das liebende Herz.

Wiltrude hatte schon früher das Bild des edeln Emmershofen liebend im Herzen getragen, und dies war ihr, wenn nicht vorher, so doch damals schrecklich klar geworden, als er seine Margaretha heimgeführt hatte, und sie aus Herzeleid fast vergehen mußte. Je mehr sie das vor der Welt zu verbergen sich gedrungen fühlte, um so mehr ward ihr ganzes Wesen mit Haß gegen die glückliche Nebenbuhlerin erfüllt. Dieser Haß war zwar eingeschlummert, als das Schicksal ihr so unverhofft nun dennoch den Mann ihres Herzens zuführte, aber er erwachte um so heftiger, als sie sah, mit welchem Wohlgefallen Gerung oft seinen Erstgebornen betrachtete, wie Jedermann die Aehnlichkeit des heranwachsenden Knaben mit seiner verstorbenen Mutter rühmend pries und ihr Eheherr auf solche Reden bald laut Antheil nehmend einging, bald wehmüthig stille vor sich hinsah, und wohl zuweilen einen leisen Seufzer zu unterdrücken suchte. Sie wähnte sich und ihre Kinder schmählich zurückgesetzt, und wenn sie darin auch Unrecht hatte, weil der redliche und von Herzen wohlwollende Gerung dessen in der That unfähig war, so hatte sie doch darin Recht, daß sie sich nicht im gleichen Maße geliebt glaubte, als Margaretha geliebt war; denn solche Liebe blüht nur einmal im Leben und nicht wieder.

Und wie sie das richtig herausgefühlt hatte, so mußte ja auch dem Ritter immer deutlicher werden, wie sehr ihr es auch die Klugheit zu verbergen rieth, daß Wiltrude seine Margaretha noch im Grabe hasse und diesen Haß auch auf sein geliebtes Kind übertrage. So konnte es dann nicht anders kommen, als daß die Herzen der Ehegatten sich immer mehr abstießen, und wie mit heimlicher Zaubergewalt auseinander gehalten wurden.

Der starke Mann suchte sich mit willenskräftigem Entschlusse stets auf der Bahn der Pflicht zu halten, und sein eifrigstes Bestreben ging nach wie vor dahin, sein Weib in Ehren zu halten, und vornämlich die Knaben in wahrer Bruderliebe zu einander zu erziehen. Aber wie oft auch bei solchen offenbaren Beweisen seines redlichen und tugendlichen Strebens Wiltrude in alter Liebe sich oft zu ihm hingezogen fühlen mochte, das schwächere Weib war nicht im Stande, die gewaltige Leidenschaft zu unterdrücken, oder doch in den rechten Schranken zu halten. Ungerechte und bittere Vorwürfe machten öfter und immer öfter dem

zwiſchen Liebe und Haß gewaltſam gepreßten Herzen Luft. Gerung trug ſtill, konnte es aber natürlich bei aller Seelenſtärke doch nicht ganz vermeiden, daß nicht ſeine Gedanken immer wieder bei Margaretha weilten, und endlich auch ſein Gang in die Gruft immer regelmäßiger und häufiger wurde.

Wie er aber Troſt und Ergebung dort ſuchte, ſo das leidenſchaftliche Weib bei ihren Söhnen, und ihre anfänglich halb erſtickten, bald nur zu deutlichen Aeußerungen drückten frühe ſchon den Stachel der Leidenſchaft in die Seele der beiden Knaben. Der ausgeſtreute Same wuchs kräftig zum Bruderhaß heran, und wurde nur zu eifrig von der in entſetzlicher Verblendung raſenden Stiefmutter groß gezogen. Vergeblich war alle Bemühung des unglücklichen Vaters, in den Brüdern das üppig aufſchießende Unkraut zu unterdrücken, der Haß der Beiden gegen den Erſtgebornen ward um ſo giftiger, je mehr ſie ihn vor der Welt und vor dem Vater zu verbergen ſuchten, und je mehr ihr Bruder nicht Gleiches mit Gleichem vergalt, ſondern immer ſanft und freundlich blieb. Der Vater ermattete in ſtillem Gram, und die ungetheilte Liebe, welche ſich der immer herrlicher aufblühende Jüngling durch ſein freundliches und wohlwollendes Benehmen überall erwarb, ſchürte die Flamme nur heftiger.

Früher faſt ſtets unter Aufſicht des Vaters in ritterlicher Uebung und im edeln Waidmannswerk erhalten, zogen die drei jetzt oftmals allein in den Forſt. Da brachten eines Abends Knechte auf einer von Aeſten und Zweigen geflochtenen Bahre die Leiche des Erſtgebornen in's Schloß. Stumm und das Kainszeichen auf der Stirne folgten die beiden Andern, und es fuhr wie ein entſetzlich grell leuchtender Blitz durch die Jammernacht des troſtloſen Vaters, daß die Brüder den Bruder erſchlagen, wenn gleich der Leichnam am Fuße des Felſens gefunden worden, über den er im blinden Eifer der Jagd herabgeſtürzt ſein ſollte. Wenige Fragen und Antworten gaben ihm die Gewißheit, daß der fürchterliche Verdacht nur zu wohlbegründet ſei. Da verließ ihn die Kraft, und mit dem Ruf zu Wiltrude: du haſt Brudermörder geboren und groß gezogen, und deinen Mann gemordet, ſank er zuſammen.

Mit Entſetzen und Abſcheu wandte ſich Alles von dem elenden, zernichteten Weibe, von den von Gott gezeichneten Brudermördern, und als man nach wenigen Tagen den armen unglücklichen Gerung zu ſeiner Margaretha in die Gruft hinabtrug, da waren die Brüder verſchwunden, und Niemand wußte wohin. Sie hatten ſich entfernt, als Alle im Hauſe

um das Bette des von unsäglichem Jammer bis zum Tode gebeugten Ritters, und um die in Verzweiflung tobende Frau beschäftigt waren.

Die Unselige schlug sich die Brust wund, zerraufte ihr Haar und klagte sich laut selbst an; sie rief bald ihrem Gatten im Grabe, bald ihren verschwundenen Söhnen, und bald Gottes Strafgericht auf sich herab, und dennoch überstand Leib und Seele die furchtbare Prüfung. Wie von Höllengeistern gejagt, flog sie in der Nacht Treppe auf Treppe nieder mit fliegendem Haare, die Hände ringend und wehklagend, und wer sie sah, der glaubte einen Geist zu sehen, der nicht Ruhe finden konnte im Grabe. Wie war doch Alles so verändert im Hause! Noch vor Kurzem von einem treuen Gatten und von blühenden Söhnen umgeben, war sie jetzt so fürchterlich allein in ihrem selbstverschuldeten Elend. Wie oft sie auch von einem Fenster zum andern im Schlößlein gehen und ihr Auge umherirren lassen mochte, sie sah Niemand, der sich in bekannter Gestalt ihr genähert hätte, und so fehlte ihr der einzige Trost, der den Verlassenen auf Erden gegeben ist, wie das Lied sagt:

Nur mußt du mich auch recht versteh'n,
Ja recht versteh'n,
Wenn Menschen auseinander geh'n,
So sagen sie auf Wiederseh'n,
Auf Wiederseh'n.

Eine Ahnung sagte ihr, daß sie sie nicht mehr wiedersehen sollte, ihre Söhne, und wenn auch, konnte sie sich des Wiedersehens freuen? Furchtbar klang ihr noch der schneidende Vorwurf ihres heimgegangenen Gatten in die Seele: du hast Brudermörder geboren und herangezogen; und mußten nicht die Söhne diesen Vorwurf still oder laut wiederholen? Hatte sie nicht ihre Jugend mit tödtlichem Hasse vergiftet? Sagte ihr nicht das eigene Gewissen, daß die eigene Mutter ihre Söhne um ihres Lebens Glück schändlich betrogen hatte?

Und wenn sie nun vollends an das Wiedersehen jenseits denken wollte, ach da kam sie vollends ein Grauen an. Es war ein entsetzlicher Zustand, in dem sie lebte, und wer das auch in den späteren Jahren noch schön gewesene Weib gekannt, wer sie vollends in ihrer Blüthe gesehen hatte, der erkannte sie wahrlich nicht wieder! Doch die Zeit, die Alles mildernde, wirkte beruhigend auf ihre Seele. Sie, die früher leider gar wenig an Gott gedacht hatte, die in der letzten Frist nur mit Furcht und Zittern an ihn hatte denken können, machte sich nun allmählig mehr

mit dieſem Gedanken vertraut, und dachte, wenn auch öfter an den gerechten, doch zuweilen auch an den barmherzigen Gott.

Da kam einſtmals ein Pilgersmann zu ihr, gar ehrwürdig von Anſehen, und Vertrauen gewinnend in ſeiner Art zu ſein und zu reden. Er hatte eine Erquickung und ein Nachtlager verlangt, und Beides war ihm von der Wittwe bereitwillig zugeſagt worden. Da wünſcht er zum Danke ihr und den Ihrigen Heil und Segen, und dieſer Wunſch entlockte ihr Seufzer und Thränen. In dieſer weichen Stimmung konnte ſie der beſcheidenen Frage des Pilgers um die Urſache ihrer Trauer nicht widerſtehen, ſie erzählte was wir wiſſen und vertraute zum erſten Male ihr Elend einem menſchlichen Ohre. Das diente zu ihrem Frieden, wie es denn auch das erſte äußerliche Zeichen aufrichtiger Beſſerung war. Immer geſpannter hörte der Fremde zu, und ſprach als ſie geredet hatte, gerührt: Da komme ich wohl zur rechten Stelle. Und nun fing er an zu erzählen, wie er als Pilger in's Morgenland gekommen, wie er dort unter den Malteſern zwei ritterliche Knappen kennen gelernt, welche als Büßende um einer ſchweren Sünde willen vom Papſt in Rom in den Krieg gegen die Türken geſendet, düſter und in ſich gekehrt, in Folge ihrer Buße ohne Wappen und Namen als die Tapferſten unter den Tapfern in einem Gefechte beide ſchwer verwundet worden ſeien; wie er, der Pilger, ſich ihrer Pflege unterzogen und durch liebevolle Aufmerkſamkeit ihr Vertrauen gewonnen habe. So hätten ſie ihm denn auch einen Theil ihrer Geſchichte, jedoch ohne Nennung eines Namens vertraut, und ihn um ſeine Meinung gefragt, ob ſolche ſchwere Sünde je Vergebung finden könne? Er habe ſie ſodann auf den Gnadenſchatz der Kirche verwieſen, und ſie zu beichten überredet. Bis aber der Prieſter, der nicht in der Nähe geweſen, von ihm aufgefunden und herbeigeführt worden, habe ſich der Zuſtand der beiden Verwundeten in dem Grade verſchlimmert, daß ſie faſt unter der Beichte und zu gleicher Zeit geſtorben ſeien. Er ſei ſodann nach vollzogener chriſtlicher Beerdigung von dem Geiſtlichen, der ihre Beichte empfangen, beauftragt worden, im Schwabenlande bei ſeiner Heimkehr die Mutter der Verſtorbenen aufzuſuchen, (deren Wohnort und Namen er der deutſchen Sprache wenig mächtig, nicht behalten habe), und ihr zu hinterbringen, daß ſie mit vollkommener Abſolution, nach Erfüllung der ihnen vom heiligen Vater in Rom aufgelegten Buße geſtorben, und auch ihr der Mutter von Herzen vergeben hätten. „Das waren eure Söhne," ſagte der Pilgersmann, „wie ich nach dem, was ſie ſelbſt, und der Prieſter

nach ihrem Tode, in voller Uebereinstimmung mit eurer Erzählung gesagt, vollkommen gewiß bin. Sie starben in Frieden, so suchet auch ihr den Frieden, edle Frau, und gewiß ihr werdet ihn finden, wie eure Söhne. Euer Gemahl, der nach eurer eigenen Schilderung schon auf Erden so liebevoll und sanftmüthig war, hat euch droben im Lande des Friedens und der Liebe gewiß längst vergeben, und auch Gott wird euch vergeben, wenn ihr ernstliche Buße thut.

Bei diesem Zuspruch ward der sonst so leidenschaftsvollen Frau das Herz gerührt, und sie weinte heiße Thränen und erbat sich noch manchen Rath von dem frommen Pilgersmann an diesem Abende.

Als derselbe am folgenden Morgen geschieden war, kam bald der ehrwürdige Geistliche, welchen sie hatte rufen lassen, und dieser verließ sie fortan nicht mehr. Unweit des Schlößleins erbaute sie eine Kapelle und daneben ein Haus für den Priester, welchem sie zur Pflicht machte, bekümmerte und niedergeschlagene Herzen aufzusuchen und zu trösten, und die Pilger, welche des Weges kamen, zu bewirthen und zu pflegen. Der Friede, den sie in ihrem früheren Leben nie gekannt hatte, zog ein in ihr Herz, noch ehe dasselbe aufhörte zu schlagen, und als sie an einem stürmischen Herbsttage 1351 ihr so bewegtes Leben endigte, da ward sie in die Gruft jener Kapelle getragen zu ihrem Gemahle und zu dem einst so gehaßten Stiefsohn, mit dem sie nun im Grabe vereint ward.

Wanderer stehe still an ihrem Grabe, lerne die Sünde fliehen, die dich elend macht, und suche den Frieden des Herzens in Demuth und Gottesfurcht.

842.

Der Graf von Pappenheim.

Von Karl Ulmer.

Zu Pappenheim im hohen Saale
Da sitzt der alte Graf;
Die Lampe glimmt mit mattem Strahle,
Rings waltet tiefer Schlaf.
Der Alte nickt auf weichem Stuhle,
In Schlummer eingewiegt;
Die Tochter neben spinnt zur Spule,
Die Spille schnurrt und fliegt.

Es heult der Wind, es klirrt das Fenster,
Es schreit die Eule bang,
Und gleich als hausten drin Gespenster,
Erhallt's den Saal entlang.
Tief unten wogt der Strom, es rauschet
Herauf aus finsterm Thal,
Und durch zerriss'ne Wolken lauschet
Der Mond mit bleichem Strahl.

Das Mägdlein bebt, der Ritter lächelt,
Es träumt der müde Greis;
Um die ergrauten Locken fächelt
Ein Lufthauch ſanft und leis.
Die Tochter ſtreicht die Silberhaare
Ihm ſtill vom Angeſicht,
Und auf dem Lieben ruht das klare
Und keuſche Augenlicht.

Der Graf erwacht, ſein Auge flammet,
„Hab' ich denn recht gehört?"
So ruft er: „Hat der Nacht entſtammet,
Ein Traum mich nur bethört?
Wo iſt die Mutter? — Wo ſie ſäumet?
Sprich, haſt du Nichts geſehn?"
Die Jungfrau ſagt: „Ihr habt geträumet,
Es iſt wohl Nichts geſchehn."

„Maria! geh' und nimm die Harfe!
Stimm' an den Lieblingſang!
Das alte Herz erquickt der ſcharfe,
Vertraute Saitenklang."
Er ſpricht's, das Fräulein geht, und bringet
Die ſchwere Harfe ſchnell,
Und rührt ſie, daß es rauſcht und klinget,
Drein tönt die Stimme hell:

„Es zog von ſeinem Schloſſe
Ein Graf zum heil'gen Land,
Er zog auf ſtolzem Roſſe,
Das Kreuz auf dem Gewand.

Er half das Grab befreien,
Er ſtritt voll kühner Glut;
Nur Liebe konnte feien
Des Helden tapfern Mut.

Er war allein gezogen
Zur feſten Burg hinaus,
Doch kam auf Meereswogen
Mit ihm ein Weib nach Haus.

Es fiel ihr ſchwer und bitter,
Vom Mutterland zu flieh'n,
Doch folgte ſie dem Ritter,
Denn Liebe hieß ſie ziehn.

Die Blume beugte nieder
Des Nordens eiſ'g Weh'n;
Nach Morgen trieb ſie's wieder,
Der Heimat Licht zu ſeh'n.

Da iſt ſie einſt verſchwunden
Hinweg von Kind und Mann,
Und ward nicht mehr gefunden,
Obſchon manch Jahr entrann."

Das Mägdlein ſchließt mit zagem Munde,
Leis ſchwirrt der Harfe Strang,
Da ſummt die mitternächt'ge Stunde
Vom Thurme dumpf und bang.
Im Vorgemach ertönt ein Schallen
Von Tritten, leicht und lind,
Und kniſternd weht es durch die Hallen,
Wie kühler Morgenwind.

Es knarren auf die Pforten ſchnelle,
Es liſcht der Lampe Schein,
Da ſchwebet raſch zur offnen Schwelle
Ein Frauenbild herein.
Ein weiß Gewand umfließet ſchimmernd
Das milde, blaſſe Weib,
Und hehres Licht entſtrömet flimmernd
Dem geiſterhaften Leib.

Der Graf erſtarrt. Sie naht, und winket
Mit zarter Hand ihm zu.
Er ſieht's, erhebt ſich, ſchwankt und ſinket,
„Biſt's du's, o Agnes! Du? —
Leb wohl, mein Mägdlein!" ruft er, haltend
Sein Kind an's morſche Herz,
Und drückt es ſanft, und ſchließt erkaltend
Die Augen ohne Schmerz.

Die Jungfrau, zitternd, hält umfangen
Den ſtillerblichnen Greis,
Und Thränen thauen auf die Wangen
Des Vaters, viel und heiß.
Da legt die Mutter, glanzumwoben,
Die Hand auf's treue Kind,
Und lächelt mild und zeigt nach Oben,
Dann fleht ſie luftgeſchwind.

843.

Geſchichte und Sage vom Gottfried Pappenheim.

Von J. Sendtner. — Döderlein hiſtor. Nachrichten von dem Hauſe der Erbmarſchalle Grafen zu Pappenheim. Schwabach, 1739. S. 325. Lex. histor. univ. Basil. III., 794 u. A.

Zu Pappenheim im Schloſſe da ſchaut gar hoch und weit
Vom Berg aus in die Sterne der Erbmarſchall Graf Veit.

Er weiß geheim zu leſen in der Geſtirne Lauf,
Und ſucht dort ſeines Söhnleins verborgen Schickſal auf.

Dein Gottfried, ſtark und kräftig, als wär' ſein Leib von Stahl,
Trägt auf der jungen Stirne ein ſeltſam Muttermal.

Wie auf dem Wappenſchilde der Herrn von Calentin
Kreuzweis zu ſeh'n zwei Schwerter, ſo zeichnen ſie auch ihn.

Nicht ſichtbar, wenn der Knabe im Schooß der Mutter ſpielt,
Siehſt du die Schwerter funkeln, wenn er im Zorne glüht.

Wohl glänzt, ſo deutet kundig, der Vater dieſes Mal,
Auf Gottfrieds Heldenſtirne dereinſt des Ruhmes Strahl.

Das Kind wußt nichts von Thränen, ein einzigmal im Bad
Sah es die Amme weinen, was nie ſeitdem es that.

An Kraft und Kerngeſundheit dem Mark der Eiche gleich,
Schien an Verſtand nicht minder der friſche Knabe reich.

844.

Pappenheim bei Prag.

Von E. Duller. — Die vor. Schrift.

Das war eine Nacht im November wie grimm!
Da lagen viel hundert, voll Wunden gekerbt,
Und ſchrieen und ſtöhnten mit heiſerer Stimm;
Es hat ſie all' die Pragerſchlacht verderbt.
Am weißen Berg in der Pragerſchlacht
Haben zween verloren ihre koſtbarſten Schätz;
Sein Krönlein der Winterkönig in Acht,
Und das Böheimerland ſeine Freiheit für ſtets.

Wie geſchlagen war die Pragerſchlacht,
Manch' ein Prager ſtand da und wartete drauf,
Ob auf der Brücke um Mitternacht
Der Pfeiler nicht donnernd ſpränge auf,
Und flöge draus das geflügelte Schwert,
Das fliegen wird in Böhmens Sterbeſtund'
Und ob es nicht ſauſe, dem Feind zugekehrt
Und ſchlüge den Zwingherrn ſcharf in den Grund.

Doch der Pfeiler hat ſich nicht aufgethan,
Und geflogen iſt nicht das rettende Schwert,
Aber Eiſen hat aufgeräumt den Plan,
Und die Jungfrau „Böhmen" ſie ward entehrt.
Und aus tauſend Wunden ruft manche Stimm',
Aus tauſend Herzen das Leben verdampft,
Es jagen die Sieger durch's Schlachtfeld grimm,
Von Roſſen wird manche Rippe zerſtampft.

Einer liegt da, der war mit dabei,
Trieb ſein Handwerk baß, denn zum Zeitvertreib;
Den haben ſie zwar nicht gehauen entzwei,
Doch gezeichnet mit Kerben, ſchier hundert am Leib.
Dem gerinnt in den Wunden das Blut zu Eis,
Nie bis heute hat ihm die Schlacht ſo geſchmeckt;
Verſtarrt ihm der Froſt, ſo iſt ihm doch heiß,
Es ward ja der Tiſch heut mit Feuer gedeckt.

Gelegen hat er die Nacht für verlor'n;
Gedanken kommen ihm allerhand,
Und brummt, die Augen feſt zugefror'n:
„Wo halt ich jetzund wohl Quartier und Stand?
Für die Hölle ſpür' ich zu wenig Leid,
Auch focht ich ja gegen die Ketzer die Schlacht;
Für den Himmel ſchmeck' ich zu wenig Freud,
Auch hab ich ja meine Beicht nicht vollbracht.

Wo ich jetzund mag ſein, ich bild mir's ein;
Bin ich nicht in der Höll und im Himmel nicht,
Mag wohl mein Quartier jetzt das Fegfeuer ſein,
Zumal mir's in Gliedern wie Dornen ſticht.
Doch, wo ich lieg und in welchem Quartier, —
Einen rechten Reuter, den kümmert's nicht viel;
Katholiſch bin ich und bleib's auch hinfür, —
Katholiſch machen iſt all' mein Ziel."

Da kräht der Hahn und der Rabe kräht auch;
Viel Hundert röcheln ihr Leben aus.
Die Sonne wird wach und die Sieger werden's auch;
Der Rabe fliegt aus um Mord und Schmaus;
Kömmt manch ein Wallone bei Zeiten auf's Feld,
Manch einer, dem Wamms und Hosen gar noth;
Geh'n auf blutigen Markt zu kaufen ohne Geld,
Zahlten gestern schon mit Münzen blutroth.

Einer sucht und spähet und mäkelt nicht lang,
Ist ganz zerlumpt, an den Waden fast nackt,
Der gewahrt auf seinem Jahrmarktsgang
Den, der im Fegfeuer liegt, so vielfach verhackt.
Den Wallonen friert's an die Beine wie scharf!
Ruft: „Kerl! Du hast gute Hosen an,
Eines guten Paar's Hosen ich eben bedarf,
Mit Verlaub will ich ziehen die deinen an."

Da muckt sich der andere unter dem Pferd,
Und setzt sich dem lumpigen Plünderer zur Wehr,
Hat noch in der Faust seinen Stummel von Schwert,
Das ist voll Scharten gekerbt, wie er.
„Mach nit viel Wesen!" ruft der Wallon',
„Dein sauber Paar Hosen in die Augen mir sticht."
„Ho!" versetzt der andere, „Hand weg davon,
So wohlfeil stirbt der Pappenheim nicht!"

Das hört der Wallone und kraut mit Bedacht
Sich hinter den Ohren und im Zwickelbart: —
„Hätte schier ein albernes Stücklein vollbracht,"
Brummt er und bückt sich nieder und scharrt
Und rafft und gräbt unter'm Roß herfür
Den Pappenheimer, der im Fegfeuer lag.
Und trug ihn nach Prag stracks in's Quartier,
Seiner Wunden ein trefflicher Bader dort pflag.

Als der Pappenheim lag auf dem Siechenbett,
Der Bader ihm sorglich zur Seite stand,
Die Wunden künstlich zusammen näht
Und legt ihm Pflaster und starken Verband;
Der Pappenheim wendet sich hin und her,
Der Bader brauchte fast hundert Händ;
Dem Pappenheim langweilt's eben gar sehr,
Er meint: „Das Heften und Nähen nimmt kein End."

Nun unter dem Heften und unter dem Näh'n
Vom Kurfürſten Max der Medicus kommt,
Bringt Gruß vom Herrn, iſt geſandt, um zu ſeh'n,
Ob menſchliche Kunſt noch dem Pappenheim frommt?
Der Bader ſpricht: „Ich trau mich's faſt,
Zu heilen den Pappenheim mit Gottes Huld,
Wenn gleich ſechs Wunden ihn tödtlich gefaßt —
Hätt der edle Herr nur nicht Ungeduld."

Das hört der Pappenheim wohl im Bett,
Und runzelt die Stirn und ruft voll Grimm,
Dem Bader faſt Hören und Sehen vergeht,
So tüchtig in's Mark ſchallt des Kranken Stimm,
Ruft der Pappenheim: „Das zahl ich theu'r,
Der Pflaſterſtreicher hat Reden gar fein,
Ich lag zwar' ne Nacht lang im Fegefeuer! —
Bei dem Heften und Näh'n ſoll der Teufel geduldig ſein."

845.

Das Lied vom Pappenheim.

Hormayr Taſchenb. 1830. S. 415.

Haſcha, wen ſieht man dort reiten?
Was muß doch dieſes bedeuten?
Haben alle lange Stangen,
Was werden ſie nur damit anfangen,
Krumme Degen an der Seiten;
Wollt' auf mein Aid rathen
Das ſind die Krabaten;
Auch der General Heimpappen
Ich thu ihn wohl kennen,
Seht wie er thut rennen,
Auf ſeinem ſchönen Rappen,
Mit ihm reit't der Scharnbacher
Seine Reiter hinter ihn nacher;
Es wird ſetzen grobe Kappen.

Haſcha, es ſind ihr' viel hundert,
Mit Copin durchrennet, daß mich wundert
Wo thut bleiben heut unſer Wundſegen;
Drum ſind ſie alſo ganz verwegen,
Die ſchießen all' zu, daß's donnert,
Dem Jodel, dem Becken,
Im Rücken thut ſtecken
Ein Spieß, iſt abgebrochen,
Der Hauptmann, der Jäger,
Auch ſeine zween Schwäger
Seind neben viel Andern erſtochen,
Das thut der Pappenheim ausrichten,
Wir müſſen all' trachten und dichten,
Daß wir's an ihm thun rächen.

Hascha, hier müssen wir weichen,
Wir wollen's drum nit verzeihen,
Dem Pappenheim und den Krabaten
Das seind die rechten Teufelsbraten,
Die wir wöllen erreichen,
Ja alles vergeben,
Die wütigen Löwen
Die seind schon unter ihnen,
Die unsern verzagen,
Die ihren nachjagen,
Kein Teufel kann ihnen entrinnen,
Reicher Christ dich unser erbarm,
Zu helfen uns, streck aus dein Arm,
Weil wir jetzt nit mehr können.

Hascha, dort kommt der unsinnig
Von Pappenheim geritten ganz grimmig,
Rennt über alle Zäun' und Gräben,
Daß ihm gleich die Haar aufstäben
Stellt sich, als wär' er winnig
Kein Prügel, kein Stecken
Will gegen ihn klecken,
Noch unsere Kolben spitzig
Kein Büchsen kein Degen
Auch gar der Wundsegen,
Er sey selbst ganz der leidige Teufel;
Seht wie er drein geht hitzig.

Hascha, ich sag noch und Zweifel
Ob das nicht seind lauter Teufel,
Die her kommen aus der Höllen,
Zu denen sich Pappenheim thut gesellen,
Weil ihr ein so kleines Häufel,
Sich gegen uns wagen,
Die meisten erschlagen
Uns auf den Fuß nachziehen,
So schrecklich sich wehren,
Daß ich doch thät schwören,
Sie müssen sich alle verkriechen;
Die wir hielten schlecht und wenig,
Machen uns ihnen unterthänig
Müssen sich förchten und flichen.

Hascha, ihr lieben Spießgesellen
So wir nit alle heut sterben wöllen,
Laßt uns laufen zum Pappenheim,
Wenn sein Herz wär' Eisen und Stein,
So wir's ihm recht erzählen,
Und im fallen zu Füßen,
Schön bitten wir müssen;
Daß er uns wölle vergeben
Was wir sie verbrachten,
Und thäten stets trachten
Nach seines Vaters Leben
Was wir thun, das weiß wohl er
Und gilt auch viel bei dem Kaiser;
Wir wöllen ihm uns ergeben.

Hascha, der Pappenheim gütig
Wird seinen Herr Vater demüthig
Bitten, er woll sich erbarmen,
Unserer Weiber und Kinder armen,
Die Zaghaft und kleinmüthig,
Die Straf nit mehr denken,
Das Leben uns schenken
Beim Kaiser uns versöhnen,
Wöllen ihn gar gern
Für unseren Herrn,
So lang wir leben erkennen,
Wenn er wiederum woll' einstellen,
Denen die uns tödten wöllen,
Das Morden, Rauben und Brennen. —

846.

Pappenheims Tod.

Von J. J. Sendtner.

Zu Lützen auf dem Felde da geht was Großes vor,
Da blickt die Sonn' ſo blutroth durch dichten Nebelflor.

Zu Lützen auf dem Felde da zieh'n die Heere ein
Mit Schwedens Guſtav Adolf, mit Deutſchlands Wallenſtein.

Doch ſagt, was ſtellt dem Auge ſich Pappenheim nicht dar?
Der ſtreift auf Halle's Feldern mit ſeiner Reiter Schaar.

Die Schlacht beginnt zu donnern, daß weithin es erkracht;
Er hört's — „das iſt die Botſchaft," ruft er, „der Lützner Schlacht!"

Und furchtbar wie der Bergſtrom in's Thal herniederſauſt,
Nach Lützen auf das Feld hin der Pappenheimer brauſ't.

Und wie er fliegt und rennet, der Tag doch faſt vergeht;
Blutroth, wie ſie erwachte, die Sonn' im Weſten ſteht.

Das Schlachtfeld — welch' ein Anblick! Verzweiflung hier und dort,
Ob auch ſchon ſpät, doch rieſelt das Blut noch immer fort.

Gefallen iſt der Schweden gekröntes Heldenhaupt;
Des Tages Ruhm dem Friedland ſein blut'ger Schatten raubt.

Und rings wogt finſterer Nebel und hüllt voll Grabgeruch
Die blutgetränkte Erde wie in ein Leichentuch.

Iſt Alles denn verloren? ſo ruft der Wallenſtein;
Da trifft mit ſeinen Reitern der Pappenheimer ein.

Es iſt, als ob gewartet die Schlacht mit ihrem Schluß
Auf noch ein großes Opfer, das jetzt noch bluten muß.

Wie auch die Reih'n durchbrochen, wie auch das Heer geſchwächt;
Der Pappenheim verzagt nicht und kommt noch eben recht.

Schnell ordnet er die Glieder und ſucht im vollen Lauf
Mit ſeinen Regimentern den Schwedenkönig auf.

Mit dem iſt's ihm vor allen an dieſem Tag zu thun;
So lange der noch athmet, kann Pappenheim nicht ruhn!

Nun ſauſt's, — welch wilder Regen, nun pfeift's, welch ſcharfer Wind! —
Ich wette, dies die Kugeln der Schwedenflinten ſind.

Und wie gerade mitten in dickſter Kugelſaat
So recht gepackt die Feinde der Pappenheimer hat, —

Und was die Bruſt ihm drängte, der Arm vollführet frei —
Da trifft den Unerſchrocknen der Kugel tödtlich Blei.

Er ſteht — an ſeine Wunden die eine Hand gepreßt,
Indeß er mit der andern noch hält den Degen feſt.

Die Stirne zornentflammet, die Augen wild gerollt, —
Sucht er nur jenen Einen, dem all' ſein Inn'res grollt.

Erſt als er hört die Kunde, daß Guſtav Adolf todt,
Läßt frei ſein Blut er fließen in Strömen purpurroth.

Und rufet laut: „Willkommen mir jetzt der Tod erſcheint,
Da Er zugleich gefallen, der meines Glaubens Feind."

Und wie er ſtets geſtanden ein wackrer Kriegesheld —
So ſtirbt er, hoch berühmt auch den ſchönen Tod im Feld.

Dies iſt das Lied von Gottfried, dem Grafen Pappenheim;
Dort hängt ſein Reiterdegen — ſein Leib der ruht daheim.

847.

Das Kreuz auf dem Heſſelberge.

Von Adalbert Müller. — Nach mündlicher Mitth.

Am Heſſelberge im Frankenland
Vor Zeiten ein ehern Kreuzbild ſtand,
Das blinkte gleich einem Sterne
Hinab in Thal und Ferne.

Im Winter, durch hartgefrornen Schnee,
Stieg einſt ein Mägdlein heran die Höh'
Und ſetzte ſich, müd und müder,
Zur Raſt am Kreuze nieder.

Und wie ſie in's Thal hinunterſchaut,
Zum Dörfchen, am Bergeshang erbaut,
Da wird es vor Leid und Schmerzen
Ihr bitterweh im Herzen.

Denn in den Häuſern und Häuschen all
Bereiten die Frau'n das Veſpermahl;
Der Speiſen würzige Düfte
Verdampfen in die Lüfte.

Und ach! des Mütterchens Herd allein
Erhellt nicht der Flammen falber Schein;
Kein Rauch entqualmet dem Schlote,
Des regen Feuers Bote.

„O weh!" ſo jammert, ſo ruft ſie aus,
„Lieb Mütterchen liegt mir krank zu Haus;
Sie ſtöhnt und möchte verzagen
Vor Froſt auf hartem Schragen.

Noch hat kein Süpplein ſie heut' erquickt;
O wie ſie ſchmachtet und leidend blickt!
Und ich der Siechen zur Labe
Nur Thränen — Thränen habe.

Ach, ob ich klagte und ob ich bat,
Doch Keiner — Keiner geholfen hat;
Will denn der Wittwen, der Armen
Sich Niemand mehr erbarmen?

Doch ja" — und ſie ſchaut zum Kreuz' empor —
„Hier oben hört mich des Helfers Ohr;
Es ſteht meinem Jammer offen —
Auf Chriſtum will ich hoffen.

Du heiliger, benedeiter Gott,
Laß nicht, o Vater, in dieſer Noth
Lieb Mütterchen mir verderben,
Lieb Mütterchen mir ſterben.

Du biſt des Erbarmens ew'ger Quell,
Der Born der Liebe fließt reich und hell;
Ein Tröpfchen auf ihre Wunden,
Und Mutter wird geſunden."

Und ſieh! urplötzlich aus ſtarrem Eis
Erhob ſich ein maiengrünes Reis,
Mit roſigem Strahle glühten
Am Kreuzesſtamm die Blüthen.

Die Kleine labt ſich am Wunderſtrauch
Und ſchlürfet entzückt den Balſamhauch
Und bricht, die Mutter zu tröſten,
Ein Zweiglein von den Aeſten.

Und eilet heimwärts mit flücht'gem Schritt,
Und wie ſie in's dunkle Stübchen tritt,
Da glänzt mit der Sonne Blenden
Der Zweig in ihren Händen.

Die Mutter verläßt der Schmerz zur Stund',
Sie fühlt ſich erſtarkt — ſie iſt geſund:
In heißem Gebete loben
Sie den Erretter oben.

Das Mägdlein pflegte mit treuem Fleiß,
Mit zarter Liebe das Wunderreis;
Da war der Himmliſchen Segen
Fortan auf ihren Wegen.

848.

Der Einſiedler Sola zu Solenhofen.

Rader. Bavar. sancta II., 78. Falkenstein antiqq. Nordg. I., 247. A. Crammer das gottſel. und heil. Eichſtädt. 1780, S. 111.

Solenhofen hat von dem heiligen Einſiedler Sola, der daſelbſt eine Zelle bewohnte, den Namen. Von dieſem Gottesmanne wird gemeldet, er ſei einmal auf einem Eſel geritten, da ſei ihnen ein erſchrecklicher Wolf begegnet, darüber denn wie billig der Eſel gar ſehr betroffen geweſen. Da habe ihm Sola befohlen, gutes Mutes zu ſein und den Wolf anzugreifen; das habe denn auch der Eſel gethan, den Wolf mit Füßen geſchlagen und mit Beißen erwürget.

849.

Das alte Haus bei Aicha.

Mündlich.

Hinter der zur Pfarrei Wellheim gehörigen Filiale Aicha erhebt ſich in dunkler Buchenwaldung ein ſchauerlich ſteiler Felſen, deſſen Platte mit Buchen und uralten Eichen bewachſen, die Ruinen der uralten Veſte des alten Hauſes im Loche oder Altenſtein trägt. Oede und verlaſſen ſehen die Trümmer der Veſte auf dieſer ſteilen Höhe in die wenig belebte aber reizende Landſchaft hinaus, während das helle Grün des Epheu, deſſen Stämme armsdick ſich an den Felſen herabranken, das Auge erquickt. So dürftige geſchichtliche Notizen ſich über die Burg vorfinden, ſo lebt doch manche ſagenhafte Ueberlieferung, die wir hier treulich aus dem Munde des Volkes wiedergeben. — Vor Alters hot auf der olten Bürg, die den Pflegern z' Kunſtan g'hört hot, Aner, Groß hot er ſie g'ſchriebn, a Fraüla ghot, is kaum ſei anzigs Kind gweſt, die nit allan arm ſondern a unmügli wüaſt u mit feuerrothe Hoar bhaft gweſt is. Dorüber hot ſie dös Fraüla unmügli kränkt. Do kommt ihr a mol a Jager im Holz z' entgegen u frogts, worum S' denn gor ſo traurt wär. Schads wohl, hots Fraüla gſogt, weil i nit ſchö bin u kan Geld hob. Sogt der Jager, bold mir Dein Seel verpfändſt af 3 Johr, ſo moch i di ſchön u reich a. S'Fraüla frogt ihn wer er ſey. Drauf ſogt der Jager, wenn d' mein Noma inne werſt, ſo ſchenk i dir dei Seel; die i nach 3 Johren holen thue. Dös wat dem Fraüla recht, und glei drauf is ſchön woren u reich a, u es ſan grods gnug komma, dies hobn heirathen wollen. Endli ruckt d'Zeit on, wo der Jager ihr Seel hot holen wollen; S' Fraüla hot aber unter der Zeit gheirath ghot, u glückli mit ihrem Mon glebt, izat is ihr aber Angſt woren u do hot ſie d' ganz Gſchicht ihrm olten Jager onvertraut. Der is glei Tog u Nocht im Holz rumglafa u hot überoll den Jager gſucht, endli hot er anmol an Zwerg gſegen, der af Bürg zugieng u voll Freuden in d' Höh ſprang u asrief: Wie mi dös Ding jezt freut, daß s' Fraüla no net weiß, daß i Silfingerl heiß. Jezt war dem Jager gholfa, er is glei voranglafa, hots ſeiner Fra gſogt, wos er gſegen u ghört hot, u wie der Teufel komma is, hots ſie ihm glei bey ſei'm Noma ongredt, aus lauter Zorn is der Teufel fort, daß dganz Burg zittert hot u hot an ſolche Gſtank hinterloßen, daß Niemands

mehr hot drin wohna können. No wachſen Pflanzle dorum, die ma Silfingerl hoast u die a bisla viel ſtinken, bſonders bold mans reibt. Af der verwünſchten Bürg aber ſegn d' Herten u Köhler, bſonders zu heilinge Zeiten, an grauſamen Spuck u lüftigen Tanz von die Geiſter; worunter der Silfingerl allemol dabei is, u ohne s' Kreuz z' mochen, geht gwiß kan Menſch af die olt Bürg.

850.

Der St. Willibaldsbrunnen.

Mündlich.

Bei dem Ittſtätter Hof, dem einzigen von dem ehemaligen Pfarrdorfe Ittſtätten beſtehenden Weiler nächſt Kloſter Bergen, ſtößt das Heilig- und Brunnenholz, deßwegen ſo genannt, weil ſich in demſelben der St. Willibaldsbrunnen befindet, zuſammen. Der St. Willibaldsbrunnen iſt ein ſechzehn Fuß im Umfange meſſender Felſen, der nur zwei Fuß aus der Erde hervorragt und mehrere Löcher von verſchiedener Größe und Tiefe hat, die ſtets mit Waſſer gefüllt ſind. In der größten Sommerhitze trocknen dieſe oft über drei Schuh tiefe Höhlungen nie aus, und wenn ſie auch mit Fleiß ausgeſchöpft werden, wie dieß der Fall einmal war, ſo ſind ſie doch ſogleich wieder voll. Die Volksſage berichtet hierüber, daß der heilige Willibald hier auf ſeiner Reiſe mit ſeinem Pferde geſtürzt ſei, und daß dieſe Löcher die Eindrücke des gefallenen Roſſes ſeien. 1750 wurde zu dieſem Brunnen eine Kapelle neu erbaut, die mit der hölzernen Bildſäule des heiligen Willibald und manchen Votivtafeln verſehen iſt, worunter auf einer derſelben die Sage abgebildet iſt. Vormals war dieſer Brunnen mit Stauden und Hecken eingefriedigt und nur den Jägern und Anwohnern bekannt, wie dieß Chriſtoph Schachner S. J. in ſeinem „heilſamen Oehlbrunn der heiligen Walburg, Ingolſtadt 1621," bezeugt.

Wie der heilige Willibald ſo iſt auch der heilige Wunibald, deſſen Bruder, durch einen Brunnen verewigt. In dem ehemaligen Kloſtergarten zu Heidenheim zeigt man den Wunibalds- oder Heidenbrunnen, mit deſſen Waſſer St. Wunibald die heidniſchen Bewohner dieſer Gegend taufte.

851.

Die Geiſtermühle.

Mündlich.

Zwiſchen Ittſtätten und dem rothen Kreuze trifft man rechts, unfern der von Naßenfels herkommenden Römerſtraße, zwei Löcher, wovon jedes zwanzig Fuß im Durchmeſſer hat, und die ſich trichterförmig verengen. Legt man ſich hier auf den Boden, ſo bemerkt man ein gewiſſes unterirdiſches Rauſchen und Getöſe, von dem die Sage berichtet, daß hier unter der Erde eine Mühle ſei, wovon man nur das Geräuſch und Geklapper höre, und die von Geiſtern bedient werde.

852.

Kloſter Marienſtein bei Eichſtädt.

Mündlich.

In dieſem Jungfrauenkloſter wird ein uraltes anmuthiges Cruzifixbild aufbewahrt, welches, wie die Schweſtern beſtändig vorgaben, mit einer ihrer Mitſchweſtern vor hundert Jahren geredet und ſich dieß folgendergeſtalt zugetragen habe.

Als man im ganzen Kloſter drei Tage lang den Geruch und Rauch einer Feuersbrunſt verſpürte, und doch Niemand wußte, wo ſie verborgen ſei, ſuchten jene Schweſtern, denen die Feuerſtätten, als Bäckerei, Brauhaus und dergleichen Orte anvertraut waren, überall nach, konnten aber nirgends verborgenes Feuer entdecken. Alle waren deßhalb in Sorgen. Eine unter ihnen, ſo ihren heiligen Gehorſam in der Küche verſah, trat nicht ohne ſonderbare Eingebung Gottes zu vorbemeldtem Cruzifix und ſuchte göttliche Hilfe und Rath, fiel nieder auf die Knie und betete inbrünſtig zu Gott, ſeine Dienerinnen nicht zu verlaſſen. Und ſiehe, das Cruzifix fing an zu reden und den Ort, wo das Feuer verborgen war, mit dieſem Wort anzuzeigen: „Gehe hin in das Kohlhäuslein, auf dem Kaſten wirſt du das Feuer finden," und alſo iſt es gefunden worden. Eben daſſelbe Cruzifixbild ſoll, wiewohl es ſehr trocken geſtanden, im Jahre 1633 den 23. Juli Abends 9 Uhr häufig Zähren vergoßen und am ganzen Leib

geſchwitzt haben, ſo daß die hellen Waſſertropfen in großer Menge herabgelaufen und das Kreuz ſammt dem Stocke befeuchtet wurde. Dieß bezeugten alle Schweſtern, die es mit eigenen Augen geſehen und die ganze Nacht dabei im Gebete verharrten. Dieß iſt für ein gewiſſes Zeichen und Vorbedeutung des großen Unheils ſo dem Kloſter begegnet, gehalten worden, da 1634 am 7. Februar die ſchwediſchen Reiter das Gotteshaus und Kloſter, ſo ſie für Rebdorf anſahen, in Aſche legten.

853.

Die heilige Walburgis.

Von Ed. Bönecke. — A. Crammer das heil. u. gottſ. Eichſtädt, S. 70. Rader. Bav. S. III., 46. Th. D. Popp Anfang und Verbreitung des Chriſtenthums im ſüdlichen Teutſchlande. Ingolſtadt 1845. S. 180.

Walburgis die, von Königsſtamm entſproſſen,
Von Albion ſammt ihren beiden Brüdern
Nach Deutſchland kam, um hier den Sieg
Des Chriſtenthums noch weiter zu verbreiten,
Herrſcht in dem Kloſter, das zu Heidenheim
Der eignen Brüder Einer einſt gegründet,
Als Aebtiſſin.

Rings um ſie Heiligkeit
Zu der hienieden nur die Auserwählten
Gelangen durch des Himmels Gnad' und Huld;
Rings um ſie Glanz, wie Engel ihn ergießen,
Ob ſie auch ſelber bleiben unſichtbar;
Rings um ſie Kraft und Macht, in der Gedeihen,
Wie nur durch Gottes Hand es wird zu Theil;
Rings um ſie Heiterkeit, in welcher Tugend
Und Frömmigkeit als holde Schweſterbilder
Sich ſpiegeln.

Einſt als ſchon der ſpäte Abend
Hereingebrochen, ſitzt die Heilige
In ihrer Zelle, die ein Licht durchglänzt,
Das kaum der Sonne Schimmer zu vergleichen.
Zwar iſt Walburgis von den Schweſtern fern,
Doch weilt bei ihr, dem ſie als Bräutigam
Für Erd' und Himmel liebend ſich ergeben.

Sein Anſchau'n iſt ihr Wonn' und ſeinem Mund
Entnimmt ſie, was zu thun ihr zugewieſen,
Um unter Menſchen Gottes heil'ges Reich
Durch Lieb' und Wohlthun weiter zu verbreiten.
Von ſeiner Hand wird ihr dazu die Kraft,
Um betend Wunderthaten zu verrichten.

So eben tönet ihr des Heilands ſüßes Wort:
„Walburgis, auf! Dich rufen hohe Pflichten,
Du wirſt ſie üben, und verherrlichen
Will ich auf's Neue meines Namens Ehre,
Noch eh' der neue Tag am Himmel glüht.
Ich will dich, Treue! führen — folge mir! —
Und was du thun ſollſt, in das Herz dir legen."

Walburgis macht ſich auf und gehet, ohne
Daß eine ihrer Schweſtern es bemerkt,
Durch ihres Kloſters wohlbewachte Pforten.

Sie kommt zu eines reichen Mannes Haus
Und ſteht an deſſen Thür gleich einer Fremden.
Als nun der Hausherr ſie daſelbſt erblickt,
Beſorget er, daß durch die Wuth der Hunde
Die Unbekannte leicht an ihrem Körper
Ein Unglück leide. Er befiehlt ſogleich,
Sie möge ſchnell kund geben wer ſie ſei.

Sie aber ſpricht: O keinesweges fürcht' ich,
Daß mir von deiner Hunde wüth'gem Zahn
Ein Leid geſchehe. Sie ſind nicht im Stande,
Walburgis, alſo heiß' ich, zu verletzen.
Denn er, der unverletzt zu deinem Hauſe
Mich führte, der wird an denſelben Ort,
Woher ich kam, geſund zurück mich führen;
Auch wird der Herr, deß Dienerin ich bin,
Durch mich dir der Geſundheit Balſam ſpenden,
Wenn du mit deinen ganzen Kräften glaubſt,
Daß er der Arzt der Aerzt' iſt."

Unverweilt
Eilt, achtlos ſeines Rangs, der Hausherr ſelbſt,
Um ſie, die hohe Jungfrau, zu begrüßen,
Sie, die das Volk als eine Heil'ge kennt.

Als nun die Nacht hereingebrochen war,
Nachdem des Abends Stunden noch Walburgis,
Dem Beispiel ihres Himmelsbräutigams,
So lang er auf der Erde wandelte,
Nachfolgend, in Gesprächen zugebracht,
Die über Welt und Zeit den Geist erheben
Und ihn einführen in die Herrlichkeit,
Die als des frommen Christen Erbtheil harrt:
Da will die Jungfrau nirgend anders sich
Als im Gemache, wo zum Tode krank
Die Tochter liegt, zur Ruhe legen.

Ehrfurcht
Gebeut, ihr zu bewilligen den Wunsch
Und sie allein zu lassen bei der Kranken.

Ein Wunder nun bereitet sich. Walburgis
Liegt im Gebete vor des Heilands Kreuz
Die Nacht hindurch, und schon am Morgen eilet
Zum lang und schmerzlich ach! entbehrten Gruß
Gesund in ihrer Eltern Arm die Kranke.

Wer malte würdig wohl des Vaters Freude,
Wer treu der Mutter unbegränzte Wonne
Nach so viel Tagen tiefster Seelenschmerzen?

Als d'rauf die Eltern dem Allmächtigen
Für solch' ein Wunder seiner Vatergüte
In brünstigem Gebete Dank gebracht,
Da bieten sie, noch ganz von Wonne zitternd,
Der heil'gen Jungfrau mancherlei Geschenke
Von hohem Werth. Die aber lächelt hold:
„Was soll mir dieses Alles? Hab' ich nicht
Ihn selbst, der solche Wunder thut? Ist Christus,
Der Heiland, selber nicht mein Eigenthum?
Behaltet Euer Gut und wollet Ihr,
Daß Gott gefällig es verwendet werde,
So theilt's den Dürftigen und Armen aus,
Was meinen Dienst, wie Ihr es nennt, betrifft,
So wisset, daß, was ich umsonst bekommen,
Ich auch umsonst vergeben." — Also sprechend
Verließ sie das beglückte Haus und ging
Zurück in's Kloster, wo sie lange noch

Als eine Hochbegnadigte vom Herrn,
Durch Frömmigkeit, Gebet, Wohlthat und Wunder
Am Dom des Gottesreichs auf Erden baute,
Bis Engel unter Jubelklängen ihre Seele
Empor zum Thron des Dreimalheil'gen trugen.

854.

Die Zufluchtsstätte der heil. Walburgis.

Von J. N. Vogl.

Der Eichwald ſauſt, es heult der Sturm,
Horch! Eulenruf im alten Thurm!
„Du Pilgrim, nimm dich wohl in Acht,
Des Mörders Aug' im Walde wacht."

„Du Pilgrim mit dem weißen Stab,
Steig' nicht in's finſt're Thal hinab,
Kehr' um, kehr' um, noch iſt es Zeit,
Der Weg nach Sanct Walburg iſt weit."

Der aber ſpricht: „Muß fürder zieh'n,
Muß heut' nach Sanct Walburg noch hin,
Hab mich verlobt, in tiefem Leid,
Der Jungfrau dort mit heil'gem Eid."

Hin geht er d'rauf in Nacht und Grau'n,
Vor Tag's den hohen Dom zu ſchau'n,
Kein Laut — der Sturm nur heult allein,
Und wimmert tief im Felsgeſtein.

Da bricht's hervor, da ſpringt's heran,
Mit nerv'gen Armen faßt's ihn an,
Wild ſchnaubt der Mord: „Dein Gold! dein Gold!"
Des Pilgrim's Blut im Staub entrollt.

Hoch aus dem Hals ein Blutſtrom quillt,
„O Mörder, ſtießeſt gar zu wild! —
Was wühl'ſt du ſo mir im Gewand?
Umſonſt nach Gold ſucht deine Hand!"

Und der betrog'ne Mörder d'rauf
Voll Ingrimm ſpringt vom Pilger auf,
Der aber, krümmend ſich im Blut,
Stöhnt noch mit letzter Lebensglut:

„O Sanct Walburgis, hehr und mild,
Du wunderthätig Frauenbild,
O gib, daß ich zu dir mich find',
Wenn Seel' und Leib geſchieden ſind."

Verſtummt iſt d'rauf des Pilgrims Mund,
Der Sturm nur gibt ſein Zürnen kund,
Es ſauſt der Wald, es rauſcht die Flut,
Von ihm gepeitſcht mit toller Wut.

Und zu dem Strom, auf öder Bahn,
Der Mörder ſchleppt den Pilgersmann,
„Hinab mit dir, daß nicht Verrath,
Dem Tag' vertrau' die nächt'ge That."

Da plötzlich um den Träger preßt
Der Pilgrim ſeine Arme feſt,
Wie der auch ſtrebt und wie er ringt,
Nicht los er ihn vom Rücken bringt.

Aufkreiſcht er da in Schrecken wild,
Von mehr als Todespein erfüllt:
„Wer hilft mir von der grauſen Laſt,
Die mich — weh mir! — ſo kalt umfaßt?" —

Doch feſt, an Bruſt und Schulter warm,
Klemmt ſich des Todten eiſ'ger Arm,
Das grauſe Antlitz, hohl, verbleicht,
Mit Grinſen ſich zu ſeinem neigt.

„Zu Hilfe! Hilfe! — Steht mir bei!"
So ſchallt des Flücht'gen Angſtgeſchrei,
Wild fliegt ſein Haar um Aug' und Stirn',
Wie Wahnſinn zuckt's ihm durch's Gehirn'.

„Und bring' ich nirgends mehr dich los,
Begrab' uns Beid' des Stromes Schooß,"
Er ruft's und ſauſt im ſchweren Fall
Hinunter in den Waſſerſchwall.

Still iſt's ringsum — wohl hält der Schlund
Die beiden feſt im tiefen Grund;
Betrogen! — ſchaut! — in grimmer Wut,
Wirft ſie zurück an's Land die Flut.

„Weh mir! weh mir!“ der Mörder ruft,
„Weh dir!“ hallt's nach aus Thal und Kluft,
Die Wölfin ſelbſt, die Blut nur ſucht,
Entflieht vor ihm zur tiefſten Schlucht.

Und fort und fort durch Wald und Au'n,
Und fort und fort ſpornt ihn ſein Grau'n,
Da blinkt es fern', da klingt's ſo mild,
Wie Glockenton, durch's Thalgefild.

„Was ſteigt dort auf im Morgenlicht?
Iſt das der Dom zu Eichſtädt nicht?
Der Dom, — ſo Sanct Walburg geweih't,
Zu dem den Pilgrim rief ſein Eid?“

„Wie fand mein Fuß hieher die Bahn?
Durch Sturm und Nacht, hinab, hinan?“
O folg' der Stimme, die da ſagt:
Dir hilft nur dort die Gottesmagd.

Und mühſam ringt er ſich hinauf,
Hell glühen Fenſter, Thurm und Knauf —
Die Frühmeß' mit gar frommem Sinn,
Hört eben die Gemeinde drin.

Zur Pforte tritt er — und mit Schrei'n
Zerſtiebet Alles vor den Zwei'n,
Und auf die Knie' zum Tod entſtellt,
Mit ſeiner Laſt der Mörder fällt.

„O Heil'ge,“ ruft er, „ſchau in Huld,
Auf mich, der bald geſühnt die Schuld,
Sieh' mich in meiner tiefen Reu'
Und mach' mich von dem Todten frei!“

Und kaum er ſo zur Heil'gen ſpricht,
Entweicht von ihm das Schreckgewicht,
Und auf die Schwelle gleitet ſacht
Der Pilgrim, der die Fahrt vollbracht.

Der Mörder aber im Gebet
Noch brünſtig zu der Heil'gen fleht,
Und als der dritte Morgen naht,
Hat er in Reu' geſühnt die That.

855.

Die Felſen-Jungfrau bei Weltenburg.

Von Iſabella Braun. — Mündlich.

1.

Weiche Sommerlüfte koſen
In der nächtlich ſtillen Au;
Blüthen, Blumenkelche, Roſen
Trinken ſüßen Abendthau;
Gräſer ſchwanken wie im Tanze,
Elfen ſchweben im Gefild,
Und der Mond im weichen Glanze
Blicket auf das holde Bild.
Auch der Donauſtrom, der greiſe,
Wallet hin im Wellengang,
Feierlich, doch mild und leiſe
Hält er ſeinen Abendſang.
S' iſt, als ob ein junges Leben
Walte keck in ſeinem Schoos;
Denn die Wellen ſenken, heben
Glänzend ſich und feſſellos;
Wiegen wie im Jugendſpiele
Leicht ein Schifflein her und hin;
Nicht nach vorgeſetztem Ziele
Steuernd, liegt ein Schiffer drin.
Glühend ſendet er die Augen
Auf die Wogen, monderhellt,
All die Schönheit einzuſaugen
Dieſer ſeiner Lebenswelt.
Offen, wie der Kelch der Blüthe,
Weich, als wie der Blumenhauch,
Iſt des Schiffers jung Gemüthe,
Wogend, wie die Welle auch.

Alle ſeine Liebeslieder
Läßt er rauſchen in die Fluth,
Und die Töne ſteigen nieder,
Wo die Waſſernixe ruht.
Sieh! da tauchet aus der Welle
Raſch und leicht die Nixe auf,
Und der Mond wirft mild und helle
Seinen Silberglanz darauf;
Macht die blonden Locken leuchten
Wie das Gold ſo hell und klar,
Senket in den Blick, den feuchten
Einen Zauber wunderbar.
Und die Nixe lauſcht der Lieder,
Die der junge Schiffer ſingt;
Mit der Welle auf und nieder
Sie die zarten Glieder ſchwingt;
In dem Nixentanze wieget
Sich der kleine, ſchwache Kahn;
Da erſtaunt der Schiffer, bieget
Nieder ſich zur Wellenbahn.
Sieh! da treffen ſich die Augen,
Treffen glühend in einand,
Und des Schiffers Blicke ſaugen
Ein den wonnig ſüßen Brand.
Doch die Nixe taucht in Wogen
Nieder, ſcherzend voller Luſt,
Daß des Stromes Wellenbogen
Schlagen an des Schiffers Bruſt.

Da durchſtrömt ein heiß Verlangen
Des erſtaunten Jünglings Herz,
Sich die Nixenmaid zu fangen
Zu der Minne ſüßem Scherz.
Zu dem tiefen Wellenſchooſe
Senket er ſein Netz hinein,
Zieht empor — o, welcher große
Welcher Wunderfang iſt ſein!
Aus dem Netze windet leiſe
Sich das Nixlein zart und zahm,
Fern von ihrem Wellengleiſe
Steht ſie da in holder Scham.
Doch der kecke Fiſcher windet
Weich um ſie den ſtarken Arm;
Und der Nixe Beben ſchwindet,
Und es wird das Herz ihr warm!
Und die beiden jungen Herzen
Werden Eins in dieſer Stund;
Bei des Himmels Sternenkerzen
Schließen ſie den Liebesbund.
Ihre Treueſchwüre tauſchen
Sie beim Mondenſchimmer ein,
Und des Donauſtromes Rauſchen
Muß das Wort des Prieſters ſein.
Und der Zweige leiſes Säuſeln,
Und der Lüfte Aeolsklang,
Und der Wogen Spiel und Kräuſeln,
Wird zum ſüßen Hochzeitſang.

2.

Wie zog der ſilberne Mond heran
So manche Nacht an dem Himmelsplan,
Sich leiſe ſpiegelnd in Stromeswogen:
Kein Schifflein kam mehr daher gezogen.
Denn o! vergeſſen in Luſt und Scherz
Hat bald der Schiffer das treue Herz!
In neuem, ſeligem Liebesbunde
Vergeſſen jene glückliche Stunde!
Doch ihm zu eigen in treuer Lieb
Das Herz der glühenden Nixe blieb;
Und Sehnſuchtsthränen voll Schmerzensgluten
Vermiſchten ſich mit den kalten Fluthen.
Zum grünen Ufer, wo Blumen ſteh'n,
Wo Bäume kühlende Schatten weh'n,
Wo ausgeworfen die Angel hing,
Die Nixe ſuchend den Liebſten ging.
Da fand ſie ihn endlich nach manchem Tage,
Nach manchen Nächten ſo kummervoll!
Da fand ſie ihn endlich, und bange Klage
Aus ihrem liebenden Herzen quoll:

„O, ſei mein eigen in treuer Lieb!
„Die Wogen haben den Schwur gehöret
„Als du dies zärtliche Herz bethöret!
„O, ſei mein eigen! dein Herz mir gieb,
„Daß nicht die Woge dir Rache ſchwöret!
„Und rühret nimmer dich all mein Flehen,
„So lerne anderes Wort verſtehen,
„Das unterm Herzen mir leis und bang
„Dich „Vater" rufet mit Liebesklang!" —

So fleht die Nixe und ringt die Hand,
Und naht ſich liebend dem grünen Strand,
Und will ihn ziehen zu ſich hinein;
Doch höhnend ſieht er der Nixe Pein
Und ſtößt ſie lachend hinab zur Welle
Mit Sang verlaſſend die Trauerſtelle.

Da wendet ringend in Qual und Weh
Die Nixe ſich an des Stromes Fee,
Ihr klagend gleich einer Erdenmaid
Das thränenbittere Herzeleid;
Bang klagend über den theuren Mann,
Und flehend ſie um Erbarmen an. —

Doch weh! es zürnet die Stromesfei!
Ihr Auge funkelt in Scham und Scheu!
Ihr Herz erbebet bei ſolcher Kunde!
Zur Strafe hebt ſie empor die Hand,
Die Nixe ſamt ihrer Liebe Pfand,
Verfluchend mit ihrem keuſchen Munde.
Und ſieh! — nicht regt ſich die Nixe mehr.
Da ſtehet ſie wie ein Fels im Meer
Zu Stein verwandelt nun grau und alt —
Als ewig warnende Felsgeſtalt. —

3.

Wieder fuhr im ſchwanken Kahn
Auf des Stromes leiſer Bahn
Hin der Schiffer liebewarm,
Haltend nun ſein Weib im Arm.
Wieder tönen ſeine Lieder
Froh und kräftig durch die Welt;
Aber plötzlich ſtill er hält —
Denn er ſieht die Nixe wieder!
Sieht die ſtarre Felſenmaſſe,
Sieht das ſtiere, graue, graſſe
Angeſicht der Liebſten ſein!
Da ergreift ihn heiße Pein,
Da ergreift ihn Schreck und Grauen,
Und ſein Blut will ſtille ſtehen
In dem furchtbar ſtieren Schauen,
Denn er ahnet, was geſchehen. —
Von Verzweiflung wild gejaget
Stürzt er in die grauſen Schluchten,
Und die blaſſe Lippe klaget
Ob dem Stein, dem ſchwer verfluchten!
Und die Lippe ruft mit Beben
Ruft mit heißem Seelenſchrei
Zu der harten Stromesfei,
Dieſen Zauberbann zu heben. —

Doch dieweil im ſchwanken Kahn
Harrt ſein Weib mit Furcht und Grauen;
Immer, immer muß ſie ſchauen
Dieſes ſtarr Gebilde an! —

Dreimal ſtieg die Sonn' herauf
Und beſchien das Schreckgebilde;
Dreimal kam in ſeinem Lauf
Auch der Mond, der ſanfte, milde;
Doch er ward zum Geiſterſchein
Als er um den Felſen ſchwebte;
Banger noch das Herz ihr bebte,
Grauſenvoller ward die Pein.

Aber immer harrt ſie aus!
Harret, daß der Gatte kehre
Wieder aus dem Schluchtenhaus.
Horch! da hört man Raben krächzen!
Und aus tiefer Schlucht hervor
Kommen ſie in ſchwarzem Heere,
Rufend in des Weibes Ohr
Ihres Mannes Todesächzen. —

Zitternd ſchleicht davon das Weib,
Doch es zieht mit ihr das Beben,
Und es wühlt in ihrem Leib,
Hemmet ihres Herzens Schlagen,
Und nach ſieben Leidenstagen,
Hat geendet ſie das Leben. —

4.

Die Schiffer ziehen voll leichtem Muth
Im ſchwanken Nachen durch Stromesfluth,
Sie halten fröhlich den Schifferſang
Und lauſchen munter dem Echoklang.

Doch horch! zu Ende ihr Liedchen geht!
Vor ihnen ſteinern die Jungfrau ſteht,
Vom Sturm verwittert das Angeſicht
Doch noch gelöſet vom Banne nicht.

Denn drinnen lebet das Nixenkind;
Es ſtöhnet und ächzet durch Fluth und Wind,
Und wimmert ſchaurig die leiſe Klag
Bis einſt ſie endet der jüngſte Tag. —

856.

Störche künden den dreißigjährigen Krieg an.

Mitth. v. K. Böhaimb.

Anno 1632 begab ſich der Zufall, daß ſechzehn Störche um die auf der Reſidenz zu Neuburg ſich damals befindlichen Storchenneſter ſtritten und gleichſam Krieg zu führen begannen. Bald gewann dieſe, bald jene Partei die Oberhand, doch behaupteten am Ende jene den Beſitz, welche ſchon vorher die Neſter eingenommen hatten. Einer jedoch und zwar der größte aus ihnen, ſetzte ſich vor dem Abzuge auf jenen Theil des Daches, womit die Wohnung, in der ſich nachmals der König Guſtav Adolph von Schweden aufhielt, bedeckt war, flog aber nach einiger Zeit auch wieder hinweg. Auf einer alten Abbildung der Stadt Neuburg bei Merian ſieht man noch einen Storch auf dieſem Dache ſtehen, eine Anſpielung auf obige Begebenheit, die, wie der Chroniſt beifügt, bei den alten Heiden große Bedeutnuſſe, bei Chriſten aber wenig Aufmerkſamkeit verdient. Doch hat man Beiſpiele, daß ſich die Störche vor ihrer gewöhnlichen Zeit aus etlichen Städten begaben, wann dieſelben einen großen Ruin erlitten.

857.

Maria von Brabant.

Von Rudolf Magenau. — Freyberg's Sammlung hiſtor. Schriften u. Urkunden I., 56. Falkenſtein bayr. Geſch. III., 205 (6), woſelbſt d. Literatur.

Auf Donauwörths Hofburg, im fürſtlichen Saal
Saß Ludwig des Bayers holdſel'ges Gemahl
Im Kreiſe der tröſtenden Frauen.
Ihr Herr war gezogen in's Lager am Rhein,
Vergebens ſchon harrte ſeit Monden ſie ſein,
Das füllte die Bruſt ihr mit Grauen.

Sie ſchrieb ihm ein Brieflein mit ängſtlicher Hand,
Verſiegelt mit röthlichem Siegel am Rand:
Doch ein zweites mit ſchwärzlichem Wappen
Schrieb ſie auch in Züchten und Ehren gemeint,
An Ritter von Hirſchau, Herrn Ludwigs Freund,
So gab ſie die Brieflein dem Knappen.

Ein tapferer Ritter im Waffengewühl
War Heinrich von Hirſchau; in Kurzweil und Spiel
Geübt und beliebt auch bei Frauen;
Wo Schwerter erklangen, war ſtets er voran,
Doch ließ er auch gern als ein muntrer Kumpan
Im wirbelnden Reigen ſich ſchauen.

Oft bat er zu glänzen in ſtolzem Turnier
Die Fürſtin: „O dürft' ich nach Rittergebühr
Euren eigenen Ritter mich nennen,
Wohl trüg' eure Farb' ich zu rühmlicher Schau." —
Doch nimmermehr wollt' ihm die edele Frau
Die Ehre des Vorzugs vergönnen.

Es ſtand in dem Brieflein, das ſie ihm geſandt:
„Vertraut ward euch Ritter! mein köſtliches Pfand,
Ach! rathet dem Herzog zum Frieden!
Und bringt ihr ihn glücklich der Gattin zurück
Dann ſei Euch zum Danke mit freundlichem Blick,
Was längſt ihr ſchon wünſchtet, beſchieden!"

Doch leider das Brieflein, das ſie ihm geſandt,
Gab der thörichte Knapp' in Herrn Ludwigs Hand.
Kaum trauend den forſchenden Sinnen
Erſtieg der Ergrimmte das flüchtige Roß,
Und jagte voll Argwohns zurück auf's Schloß,
Tod ſchnaubend und wüthend von hinnen.

Es ſaß ſonder Ahnung ſein frommes Gemahl
Auf Donauwörths Hofburg im fürſtlichen Saal,
Herein ſtürzt mit Zittern und Zagen
Ein Fräulein: „Schon klirrt auf der Treppe ſein Sporn
Es naht der Herzog in grimmigem Zorn,
Schon hat er den Schloßvogt erſchlagen.

Und kaum daß das Fräulein geſprochen das Wort,
So ſank ſie vom Schwerte des Herzogs durchbohrt
Im Blute der Fürſtin zu Füßen,
„Euch," brüllt er, „euch hab' ich mein Beſtes vertraut,
Wohl hab' ich auf trügriſche Wächter gebaut,
Nun ſollt ihr den Meineid mir büßen!"

Drauf wandt' er zur Gattin den glühenden Blick,
„Nun magst du bescheiden dem Ritter das Glück,
Das du freundlichen Blicks ihm versprochen,
Hat darum, dich Schlange! dein stolzes Brabant
Mein Haus zu beschimpfen hieher mir gesandt?
Selbst hast du den Stab dir gebrochen."

„Wie trüg' es des Bayers altfürstliches Blut?
Vertilgt wird die Schande mit Gold nicht und Gut,
Mit weibischem Flehn nicht und Zagen."
Er winkte den Dienern, — er schwur ihr den Tod, —
Ihr reines Blut färbte den Estrich bald roth, —
Das Haupt ihr vom Rumpfe zu schlagen.

Da füllte die Hofburg Entsetzen und Graun,
Es ließ sich kein lebendes Wesen mehr schaun
In den blutigen, schweigenden Hallen,
Sie floh'n vor dem Sturme der tobenden Wuth;
Doch endlich begann auch sein kochendes Blut
In kälterem Laufe zu wallen.

Nun schien ihm ein Kerker sein einsames Schloß,
Umsonst hofft er Ruhe mit schnellem Geschoß
Durchstreifend den Forst zu erjagen;
Ihm ward nicht des Friedens erheiterndes Glück,
Es verfolgt durch den Wald ihn mit strafendem Blick
Die Unschuld, die frech er erschlagen.

Oft sah er in Nächten, in quälendem Wahn
Im blutigen Gewand die Erschlagenen nah'n
Und flehende Hände sie ringen;
Er sah die Gattin in himmlischem Glanz
Und Engel der Lilien silbernen Kranz
Um die leuchtende Stirne ihr schlingen.

Da ergriff ihn mit flammenden Schmerzen die Reu';
Bald traten viel redlicher Zeugen herbei,
Für Mariens Unschuld zu sprechen;
Auch drängte Herr Heinrich laut zürnend vom Rhein,
In offnem Gericht vor der Fürsten Gemein
Die beleidigte Ehre zu rächen.

Nun irrt' er umher in unendlichem Weh,
Es beſtreut ihm die Locken der Kummer mit Schnee,
Die bräunlichen Wangen erbleichten,
Er floh zu der Kirche verzeihender Huld,
Und eilte nach Rom, um die brennende Schuld
Dem heiligen Vater zu beichten.

Zwar ward ihm die Sünde des Mordes verzieh'n;
Doch mußt er dem Geiſte Mariens zur Sühn'
Heimkehrend ein Kloſter erbauen;
Da ſchlummert ihr Leichnam in marmornem Schrein,
Noch kehren viel pilgernde Frauen dort ein,
Mit Thränen ihr Grab zu beſchauen *).

858.

Lied von Enthauptung der Herzogin Maria von Bayern.

Von Meiſter Stolle. — Fr. L. v. Soltau Volkslieder S. 42.

O we hiute und immer me (re) waſen ſie geſcrit.
ſo we dem tage. ſo we der naht. ſo we der veigen zit.
ſo we dir gar verſcamte vrucht.
uz Peyerlant wie haſtu dich geſchendet.
an einer hochgelobeten vrouwen die was wite irkant.
von kuninges kunne was ſie geborn unde heizen von Brabant.
ir wiplich ere ir wiplich zucht.
ir wiplich vröude die haſtu irwendet.
ſie iſt an der merterere ſtat.
alſam diu guote ſante Katerine.
die bot ſich vlehten an ein rat.
durch den ſnezen got leit ſie vil manige ſwere pine.
ſo iſt der edelen Herzoginnen ſele vor gote irkorn.
wan ſie gar ane ſchulde an rehtem morde hat ir lip verlorn.

Ich vernam bi allen minen tagen mort noch nie ſo groz.
ſo von der Peyer Herren der hat ſich gemachet bloz.
an tugende unde an der werde ſin.
got ſchende, die den rat im haben geraten.
der von Iſals riet ſo hore ich jen unde der von Brockensberc.
die zwene haben geraten diu leſterlichen werc.
an der edelen Herzogin.
man ſolte ſie beide uf einer hürde braten.

*) Fürſtenfeld.

nu muget ir horen jamer klagen.
ſie bat ir Herren Kuſſes e ir (me) ende.
ſol ich nu ſin von iu irſlagen.
das muzent ir vil dicke winden ſere iuwe (r) hende.
ich laze ez an der megede ſun daz ich unſchuldich bin.
Der tot den ich nu liden muoz der wirt noch iuwers Heiles ungewin.

859.

Mordfeld und Dietwieſe.

Laber Wemdinger Chronik S. 21. v. Raiſer Oberdonaukreis II. Abth. S. 89 u. 197 Note.

Zwiſchen Mündling und Hoppingen liegt die ſogenannte „Dietwieſe" auf Mündlinger Flurmarkung am Wege nach Harburg. Dieſer Name erinnert uralter Sage nach an eine blutige Schlacht, welche einſt hier zwiſchen Römern und Deutſchen geſchlagen worden. Das Heer der Deutſchen ſoll unter der Anführung eines Dieters (Dietrichs) zwiſchen Mündling, Huisheim und Gosheim gelagert haben, während das der Römer jenſeits der Wernitz geſtanden habe.

860.

Der Grieche.

Mittermaiers Sagenbuch 1850 S. 112.

Prachtvoll reſidirte zu Dillingen der Biſchof Petrus von Schauenburg, der ſpäter Kardinal wurde. Freund ritterlicher Ergötzungen ließ er manches Ritterſpiel in ſeinem Schloßhofe aufführen und bewirthete dann die zahlreichen Gäſte, welche ſeine Freigebigkeit ſtets um ihn verſammelte, fürſtlich. Herr Petrus war ein feiner, weltkluger Mann, der auf dem Concilium zu Baſel geweſen und in manchen Staatsangelegenheiten von den Königen Englands und Frankreichs, wie von den Herzogen von Burgund und jenen von Bayern zu Rathe gezogen wurde.

Als im Mai 1453 das griechiſche Kaiſerthum mit ſeiner Hauptſtadt Konſtantinopel in die Hände der Türken gefallen, fanden ſich faſt an allen deutſchen Höfen flüchtige Griechen ein. Auch Herr Petrus nahm

ſich eines ſolchen Vertriebenen huldreich an, umſomehr, als derſelbe durch ſeine Gelehrſamkeit und ſein Wiſſen als Arzt dieſe Güte auch in reichlichſtem Maaße zu verdienen ſchien. — Der Grieche, welcher ſich mit ſeinem Diener hier niedergelaſſen, hieß Kartaphilus, und oft wurde er, als ſich ſein Ruf immer mehr verbreitete, zu Kranken gerufen. Doch ſeltſam war es, wenn er ſah, daß ſo ein Patient rettungslos verloren, harrte er mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf den letzten Athemzug desſelben, küßte ihm denſelben von den Lippen und hauchte dann in eine gläſerne Phiole, welche er ſorgfältig wieder verſchloß. In das Gemach, welches er in einem Thurme des Schloſſes bewohnte, durfte außer ſeinem Diener Niemand und es hieß, er mache dort für den lebensluſtigen Fürſtbiſchof Gold. Der Grieche mußte ſchon ſehr alt ſein, denn ſein Bart war ſchneeweiß und ſein Gang gebückt. Plötzlich war er verſchwunden, und ſein Diener gab nur verlegene Antworten über den Vermißten, ſo daß der Biſchof das Thurmgemach mit Gewalt öffnen ließ. Da fand man die Luft voll Qualm und Dunſt, räthſelhafte Kreiſe auf dem Boden gezeichnet und in einer Ecke den Griechen mit umgedrehtem Halſe und zerſchmettertem Gehirne, das an den Wänden verſpritzt war.

Der Diener aber ſagte aus: daß ſein Herr ſich im Gemache verſchloſſen und ihm ſtrenge befohlen, ſo lange Niemand vor ihn zu laſſen, bis er ſich wieder zeige. Er wiſſe aus manchen Reden deſſelben, daß er im Glauben geſtanden, mit Hilfe eines Dämons und des letzten Lebenshauches, welchen er ſeit Jahren von Sterbenden geſammelt, ſich wieder verjüngen zu können; das Experiment müſſe jedoch mißlungen ſein. Der Biſchof ließ den Leichnam auf dem Schindanger verſcharren und ſomit glaubte Jedermann die Sache beendigt.

Nun ließ ſich ſeit undenklichen Zeiten in den unterirdiſchen Gewölben des Schloſſes ein harmloſer Hausgeiſt ſehen. Schattenartig ſchwebte ein geſpenſtartiger Reiter, den ein ſchwarzer Pudel begleitete, durch die Räume, verſchwand jedoch jetzt auf einmal, als in den obern Gemächern ein ſo heilloſer Spuck begann, den Jedermann dem Griechen zuſchrieb, daß der Biſchof ſchon im Begriffe ſtand, nach Augsburg zurückzukehren; dieß geſchah aber nicht, da ein Exorciſt den Spuckgeiſt, der ſich ihm in Kobolds-geſtalt zeigte, in ein Gefäß bannte, welches man in der Gegend verſcharrte. Von dieſer Zeit begann auch der geiſterhafte Reiter wieder ſeinen Ritt, den er vielleicht bis auf den heutigen Tag fortſetzt.

861.

Die Roßdiab ſpeiſn.

Mündlich. — Lauinger Mundart. Mit Abweichungen durch ganz Schwaben gangbar.

Nacher groaßa Viehſeucha hatr Biſchof öll in Ba thoa, die Vieh', aber vor ällä am ſtrengſta die Roß ſtehla went, u. zwoar habn's ött int Kircha gau därfa u. au ött beichta u. ött ſpeiſa. Ein gar argar Roßdiab hätt nu währli geara mit andere ährliche Leut ſein öſterli Beicht u. Komiau gemacht, aber s'Gwiſſa hotm weganam Ba doch an Stüpfer geh u. er hat ſe ött traut. — Aber d'Schand hatr ött auf ſe hau möga u. ſo hotr am letzta Sontig mitgmacht, u. dös ſeini Spießgſella verzählt, u. dia hants itz älli Jaur au ſo gmacht, u. wau oiner in Schwauba ſei öſterlicha Chriſtaſach bis auf's Letzt verſchiabt, ſätt ma zuam: Du wörſt gau au mit de Roßdiab ſpeißa!

862.

's Herrgottsruaklöaſterli.

Mündlich. — Lauinger Sage. Von dem Kloſtergebäude ſind nur mehr die Grundmauern vorhanden. Die Zerſtörung fällt in frühere Zeit, als jene des 30jährigen Krieges, an welche die Sage hält. Vgl. Sagenbuch I., 393.

'S iſcht a mol a bildſchöas Mädli z'Lauinga gwea, dia iſcht a Kloſtarfro woara, weil ihr ihr Vater ihran Schatz öt zuam Maa gea hott. 's Kloaſtr wo ſie Nonn woara iſcht, iſcht dau duſa gſtau, wo ma da Berg ins Weihgoi nah gat. Sellmol hat der wild Schwed im Land ghaust u. ihr Schatz iſcht beiam Soldat woara u. hat's bis zum Offizirer braucht. Er iſcht wiedar int Gegat komma u. hat ſe mit der Nonn verſchwoara, ſie ausm Kloſtar zholla u. älles Gold u. Silber ſo im Gotteshaus drina lieg mit ſe znehma. Der Offizirer iſcht richti in dr Nacht komma, aber 's Ding hatn Lärm geba u. Dianſtbota im Kloſtar hant ſe gwehrt u. durch a Ungſchick hat der Offizirer ſein oigana Schatz, die ſell Nonn, verſchoſſa, u. wie er fürchti jomarat hat, hant ſeine Leut 'sKloaſtar in Brand gſteckt u. dös iſt verbronna.

Sei Lebtag hat ma vom Offizirer ör meh ghört; d'Nonn aber hot ma oft gſeha, den ſe got als Goiſcht um, und der waus erlöſa thuat, griegt a ganza Truha voll Geld.

863.

Vater und Sohn.

Von Iſabella Braun. — Vgl. (Mittermaiers) Sagenbuch der Städte Gundelfingen ꝛc. 1849.

Gleich dem Patriarchen Jakob, reich an ird'ſchem Gut und Segen,
Wallet Rabbi Elieſar auch auf ſeinen Lebenswegen;
Doch vor allen ſeinen Schätzen dünkt ihm Einer groß und echt,
Und der Eine dieſer Schätze iſt ſein blühendes Geſchlecht.

Und von dieſem Blüthenbaume iſt Ein Zweiglein, zarter, neuer
Als die andern ſtarken Aeſte ihm vor Allen werth und theuer;
Dieſes Zweiglein iſt ſein Joſeph, iſt ſein holder, jüngſter Sohn,
Dem der Geiſt im Blicke ſprühte als ein kleiner Knabe ſchon.

O, mit welchem Vaterſtolze, o mit welchem Hochentzücken
Sieht er ſeines Lieblings Stirne mit dem Kranz der Muſen ſchmücken!
Sieht ihn, Sohn von einem Stamme, viel verachtet und gehöhnt —
Mit der ſtolzen Doktorwürde in ſo jungem Jahr gekrönt! —

Aus der Heimath ſeiner Jugend, von dem rauhen Donauſtrande,
Zieht der Jüngling frohen Muthes zu dem ſchönen, warmen Lande
Wo der Rhein die Auen tränket, wo die ſüße Rebe rankt,
Wo im Kuß des Sonnenſtrahles Blüth und Blume holder prangt.

Ziehet in die Stadt der Muſen zu der Heidelberger Schule;
Schleudert goldne Geiſtesblitze von dem hohen Lehrerſtuhle,
Daß die jungen Seelen flammen wie die eig'ne feurig, klar;
Opfernd in Begeiſterungen an der Wiſſenſchaft Altar.

Doch auch in des Lehrers Seele ungekanntes Wiſſen ziehet,
Und ein dichtgewebter Schleier vor dem klaren Geiſte fliehet.
Aber — nein! — nicht Wiſſen — Glauben heißt des Sternes Wunderlicht
Das durch ſeiner Seele Dunkel, Alles rings verklärend, bricht. —

Nicht allein in Blitz und Donner, nicht allein in düſtrer Wolke
Siehet er den Gott der Väter, wie er zeigte ſich dem Volke
Als es um den Berg geſtanden zu empfahen ſein Gebot:
Nein — aus ſeiner Kindheit Glauben ſteigt ein neues Morgenroth.

Denn vor ſeinem Geiſtesauge jene Bilder ſich verweben,
Wie in ſeiner ew'gen Liebe Gott den Sohn dahingegeben,
Daß er alle Menſchen trage himmelwärts mit Hirtenhuld,
Daß er tilge durch ſein Leiden all die ſchwere Menſchenſchuld.

Und der Lehrer wird zum Jünger, wird zum demuthsvollen Lamme,
Das der Heiland ſich erkaufet blutig an dem Kreuzesſtamme;
Wird zum Jünger, der in Liebe umgewandelt fühlt den Hohn;
Der ans Herze ſchlägt und rufet: „Wahrlich! das iſt Gottes Sohn!“ —

Doch dieweil in Joſephs Blicken Himmelsklarheit webt und leuchtet,
Hat mit Thränen dieſe Kunde ſeines Vaters Aug' befeuchtet;
Und dieweil des Sohnes Lippe ſeinem Heiland Lieder ſingt —
Aus des Vaters bleichem Munde ſich die herbe Klage ringt.

Und dieweil ein neues Leben iſt dem Sohne aufgegangen,
Seufzet Vater Elieſar in des Todes Qual und Bangen;
Doch dieweil der Jude fluchend an den Sohn, den fernen, denkt —
Dieſer voller Kindesliebe heimwärts ſeine Schritte lenkt. —

An dem Sterbelager kniet Joſeph mit gefalt'nen Händen;
Nicht kann er ſein weinend Auge von des Vaters Blicken wenden,
Die ſeit ſeiner Kindheit Tagen ſtets ſo warm auf ihm geruht,
Und nun in dem letzten Scheiden ſprühen wilde Haſſes-Glut.

Seine frommen Augen flehen um des Vaters letzten Segen,
Und er faßt die welken Hände, daß ſie auf ſein Haupt ſich legen;
Da erhebt mit letzten Kräften ſich der Vater noch einmal
Und ein Fluch dringt aus den Lippen, flammet in des Auges Strahl. —

Ja, ein Fluch, ein grauſenhafter donnert durch die Sterbeſtunde,
Fluch dem milden Chriſtengotte, Fluch dem ganzen Chriſtenbunde,
Fluch dem heil'gen Kreuzeszeichen, das die ſtarre Welt beſiegt,
Fluch dem ganzen, ganzen Volke, das vor ihm anbetend liegt.

Und ein Fluch dem bleichen Sohne, knieend an dem Sterbebette,
Knieend mit erhobnen Händen in verſöhnendem Gebete. —
Sieh! — da iſt die Kraft gebrochen! — in dem grauſenhaften Fluch
Sinket Rabbi Elieſar ſterbend in das Leichentuch. —

Aber ſtille kniet der Jüngling immer vor des Vaters Leiche,
Blicket ins gebroch'ne Auge, in das Antlitz, in das bleiche;
Auf den Flügeln des Gebetes möchte er des Vaters Herz,
Möcht er die entfloh'ne Seele heben, tragen himmelwärts!

864.

Kirchenfrevel zu Lauingen.

(Mittermaiers) Sagenbuch 1850 S. 68.

Im Jahre 1404 wurde in der Pfarrkirche zu Lauingen der Kelch mit den geweihten Hostieen entwendet. Für die frommen Einwohner der Stadt war dies ein trauriges Ereigniß. Von den Kanzeln ertönten schlimme Prophezeihungen für solch' ruchlose Zeiten und Jedermann wünschte sehnlichst, daß der Frevler recht bald entdeckt und der Gerechtigkeit überliefert werde.

Eines Abends, als der Glöckner die Betglocke zog, bemerkte er im Halbdunkel des Glockenhauses eine zusammengekauerte Gestalt; in der Meinung, ein Gespenst zu erblicken, eilte er schnell hinaus, holte seinen Sohn und einige Kameraden aus der Nachbarschaft und begab sich mit ihnen zur nähern Untersuchung in den Thurm. Und siehe da, das vermeinte Gespenst war Niemand anders, als ein hier wohl bekannter alter Jude. Umsonst warf er sich auf die Knie und bot Geld, viel Geld; es nützte ihm nichts, er wurde gebunden und dem Gerichte überliefert. Er wurde, als er nicht gestehen wollte, was er in der Kirche zu thun gehabt, gefoltert, und bekannte nun, daß er kürzlich den Kelch entwendet und sich zum zweitenmale in die Kirche geschlichen, um auch die Monstranz, die er das vorigemal nicht habe mitnehmen können, zu holen.

Die Hostien hatte er in der Flicken, einem unfern der Stadt gelegenen Wäldchen, verborgen. Man führte den Juden dorthin, um die Stelle zu bezeichnen, doch er konnte sie nicht mehr finden. In der darauf folgenden Nacht vernahm jedoch ein Jäger, der spät von der Jagd heimkehrte, am Fuße eines Weidenbaumes wunderbaren Gesang und bemerkte die Hostien, welche vom himmlischen Lichte umgeben über der Erde schwebten. Eiligst lief er hieher und schnell zog die Geistlichkeit im Ornate aus, und wie man den Kelch an die Hostien brachte, schwebten sie von selbst hinein.

In der Spitalkirche zu Lauingen befindet sich ein schönes altes Gemälde, welches diese Scene versinnlicht, auch in Privatbesitze befindet sich ein gleiches. Das erste hat die Umschrift „Anno ✠c ccccliij (1404) ist das Sakrament zu Lauingen gestohlen, allda erbar wieder erhebt worden." Renov. 1730 & 1844.

865.

Die goldene Windfahne.

Die vor. Schrift S. 70.

Nicht weit von Giengen, der einſtigen reichsfreien, jetzt würtembergiſchen Landſtadt, erheben ſich auf einem Hügel die Trümmerhaufen der Güſſenburg mit noch dreizehn Schuh dicken Mauern, beſonders im Glanze der Abendſonne maleriſch anzuſehen. Dieſe Burg beſaß im fünfzehnten Jahrhundert Hans Güß von Güſſenburg vulgo Mordhans, und wie dieſer Beiname ſagt, ein böſer und gefährlicher Kumpan. Deſſen größte Freude war, Kaufleute und Reiſende, die ihr Weg an ſeiner Burg vorbeiführte, zu überfallen, auszuplündern und gefangen in ſein Raubneſt zu ſchleppen. Nur gegen bedeutendes Löſegeld öffnete ſich ihnen die Thüre des Kerkers wieder, wenn ſie dem Ungemache der Gefangenſchaft nicht erlegen waren.

Die benachbarten Handelsſtädte gaben ſich alle Mühe, den Böſewicht in ihre Gewalt zu bekommen, doch vergeblich. Zwar war es den Ulmern ſchon einmal gelungen, ihn gefangen zu nehmen, aber der Burgvogt der Güſſenburg ſchickte den Kopf eines mit mehrern andern Ulmern gefangenen Kaufmannes in die Reichsſtadt mit der Kundmachung, wenn ſein Herr nicht binnen achtundvierzig Stunden friſch und geſund auf der Burg eintreffe, werde er allen übrigen Gefangenen das Haupt abſchlagen laſſen.

Dies wirkte, und bevor noch die Friſt verſtrichen, war der Mordhans wieder in ſeinem Schloſſe und preßte aus den Gefangenen eine ſolche Summe Geldes heraus, daß er davon auf ein Zinnenthürmchen ſeines Schloſſes eine Windfahne von lauterm Gold, einen Drachen vorſtellend, machen laſſen konnte. Ungewarnt und ungebeſſert ſetzte er ſein ruchloſes Treiben fort und achtete nicht der ewigen Wahrheit, daß jegliches irdiſche Thun ſeinen Zielpunkt hat, wo es heißt: bis hieher und nicht weiter!

Die Nähe der Güſſenburg war den Lauingern eine recht verdrüßliche Nachbarſchaft, und die Bürger knüpften ohneweiters mit den Ulmern und andern insgeheim Unterhandlungen an, das Raubneſt zu zerſtören. Beſonders thätig war bei dieſem Unternehmen ein Lauinger, um ſeiner Profeſſion willen der Schloſſerpeter genannt, der lange im Felde gedient, und eben erſt recht mit der in Gebrauch kommenden Artillerie und in Verfertigung von allerlei Waffen und Mordmaſchinen ſehr erfahren war.

Er verfertigte eine Maſchine, welche er mit feinſtem Schießpulver eigener Kompoſition füllte und dann ſchwur, mit derſelben das ganze

Thor der Güssenburg, und wenn es auch noch zehnmal stärkere Eichenbohlen habe und aus noch mehr Eisen bestehe, über den Haufen zu werfen gleich einem Garbenbündel. Seinem oft bewährten Worte vertrauend und lüstern nach der Beute des Schlosses, verbanden sich viele Bürger und zogen mit ihm. Und am Vorabende des Tages St. Johannes des Täufers 1448 zogen Abends die Bürger von Lauingen aus; hinter ihnen wurden, damit Niemand die bedrohte Burg warnen könnte, die Stadtthore geschlossen und Niemand mehr hinausgelassen.

Auf den Abend folgte eine regnerische und stürmische Nacht und außer der ausgestellten Hochwacht lag auf der bedrohten Burg Alles im Schlafe. Den Lauingern war es gelungen, die Höhe der Veste zu ersteigen und an deren Mauern gedrückt, harrten sie der Oeffnung des Einganges, um Brand und Mord hineinzutragen. Behutsam arbeitete der Schlosserpeter an dem Thore, und die Horcher glaubten das Geräusch von Schrauben zu vernehmen. Es war schon Mitternacht vorüber, als er endlich mit seiner Arbeit fertig war, hinter den Vorsprung der Mauer eilte und leise rief: „jetzt gilt's, seid bereit!"

Nun erscholl Geräusch wie von einer ablaufenden Weckuhr, dann auf einmal eine hellaufblitzende Feuerlohe und ein erschütternder Knall und die beiden riesigen Thorflügel lagen in Splittern im Schloßhofe und die Bürger stürzten voll Blut- und Beuteluſt hinein. Sie trafen wenig Widerstand, denn die furchtbare Explosion und der unvermuthete Ueberfall hatte Alles außer sich gebracht, und da die Burg schnell an allen vier Ecken in Brand gesteckt wurde, so war das Schreckensschauspiel bald ausgespielt. Weit durch das Brenzthal hin verkündeten die auflodernden Thürme der Veste Fall und Zerstörung.

Der Mordhans war, als er im Hemd mit einem Streitkolben bewaffnet auf dem Burghofe erschienen, gleich im Anfange des Kampfes erschlagen worden, seine Leute hatten sich meistens geflüchtet. Als die schwer mit Beute beladenen Bürger sich zum Abzuge bereit machten, fehlte der Schlosser, und erschien erst spät, nachdem er mehrmals der Gefahr ausgesetzt gewesen war, von stürzenden Balken erschlagen zu werden oder im Rauche zu ersticken. Auf seiner Schulter trug er stolz die goldene Windfahne, die er von ihrem Standpunkte herunter zu bringen gewußt hatte. Obwohl mehrere der Bürger verwundet wurden, so war doch nur einer erschlagen worden, ein Handwerksgeselle aus einem fernen Ort, um den sich Niemand bekümmerte.

Unter den entflohenen Burgleuten befanden sich auch die beiden Töchter des Mordhans, welche später jedes Jahr nach der Stätte der elterlichen Heimath wallten und des Vaters Tod und die Zerstörung der Burg bejammerten. Man will sie als Gespenster noch immer in der Nacht vor St. Johannestag in den Ruinen wandeln sehen, in welchen man häufig Pfeilspitzen, Nägel ꝛc. findet, und acht bis sechzehn Schuh hoch ist der Boden mit Brandtrümmern bedeckt. Die noch stehenden Mauern sind zum Theil aus rothem Marmor erbaut, was merkwürdig ist, da es heut zu Tage in der Gegend keinen Marmorbruch mehr gibt.

Der Schlosserpeter hätte seine werthvolle Beute oft verkaufen können, aber er sagte immer: „nach meinem Tode will ich's dem vermachen, der mir am Leben der liebste war!" Und Jedermann schmeichelte ihm nun, in der Hoffnung, das werthvolle Kleinod zu erben, doch als er endlich hochbetagt starb, da fand man in seinem Testamente: die goldene Windfahne schenke er der Stadt, sie möge selbe auf den eben vollendeten Hofthurm setzen lassen. Wenn man jedoch um des edlen Metalles willen Bedenken trage, so habe er eine gleiche Windfahne von Messing eigener Erfindung verfertigt, die von dem Originale kaum zu unterscheiden sei.

Eine dieser Windfahnen wurde wirklich auf den Thurm gesetzt, ob es aber die ächte oder jene von Messing war, konnte man nie erfahren.

866.

Der Lilienstengel.

Von August Schnezler.

An dem alten braunen Tische
Einst Albertus Magnus saß,
Langte sich aus einer Nische
Manches Buch und schrieb und las;
Dachte hin und dachte her
Ueber Gottheit, Welt und Leben,
Doch der Kopf ward ihm nur mehr
Voll gelehrter Spinneweben.

Eifrig thät er sich befleißen
Der geheimen Wissenschaft,
Spähte nach dem Stein der Weisen
Und nach der Gestirne Kraft;
Dachte hin und dachte her
Ueber Menschen, Thiere, Pflanzen,
Doch der Kopf ward ihm nur schwer,
Und er kam zu keinem Ganzen.

Wie nun in die Folianten
Er ſo tief verſunken ſaß,
Forſchend nach dem Unbekannten,
Das Bekannte ſchier vergaß:
Oeffnet ſtille ſich die Thür,
Und ein Mädchen wie ein Engel
Tritt an ſeinen Tiſch herfür,
Haltend einen Lilienſtengel.

Glanzumſtrahlend ihre Locken
Wie aus himmliſchem Gefild,
Und Albertus ſieht erſchrocken
Plötzlich dieſes Wunderbild;
Doch die Jungfrau ſpricht ihn an,
Lächelnd mild ihr Antlitz blicket:
„Sag Albertus! Welch ein Wahn
Hielt ſo lange dich umſtricket?

In der Weſen Quell zu dringen,
Mühſt du dich vergeblich ab;
Kann der ſchwache Menſch erzwingen,
Was ihm die Natur nicht gab?
Willſt du denn im Bücherſtaub
Suchen deine ganze Nahrung?
Geh! des Waldes Frühlingslaub
Giebt dir beſſre Offenbarung!

Auf! beginn' ein neues Leben!
Noch fünf Jahre ſind jetzt dein;
Wer die Schleier nicht kann heben,
Lern' im Glauben ſelig ſein!
Drum von heut an ſollſt du nie
Ueber Gott und Welt mehr grübeln,
Solcherlei Philoſophie
Iſt das ſchlimmſte von den Uebeln."

Mit dem Lilienſtengel leiſe
Rührt das Mädchen Alberts Stirn —
Hell auf wunderſame Weiſe
Fühlt der Greis nun ſein Gehirn,
All' ſeine Philoſophie
Drin vergeſſen und verſchwunden,
Doch dafür hat er noch nie
Sich ſo leicht und wohl empfunden.

Und die Jungfrau war geſchieden
Hin woher ſie kam, zurück;
Und der Greis fand endlich Frieden
Endlich das erſehnte Glück;
Alle Bücher ſchlug er zu,
Draußen auf den grünen Triften
Las er Glauben, Weisheit, Ruh,
In den Stern- und Blumenſchriften.

Einſtmals einen Lilienſtengel
Hielt er ſinnend in der Hand,
Wohl gedenkend an den Engel
Der einſt mahnend vor ihm ſtand —
Denn fünf Jahre waren um.
Sanfter Schlaf umfing den Greiſen;
Im verhüllten Heiligthum
Fand er wohl den Stein der Weiſen.

867.

Der ſchwäbiſche Herkules.

(Mittermaier's) Sagenbuch 1850, S. 57.

Im Dorfe Bächingen lebte im vorigen Jahrhundert ein überaus ſtarker Mann. Vieles erzählt man ſich beim Lampenſcheine der winterlichen Spinnſtube von ſeinen Thaten. Einmal war er in einem würtembergiſchen Dorfe Knecht und bekam mit ſeinem Bauern Streit, und als derſelbe fluchend auf ihn eindrang, ergriff er ihn bei der Gurgel und warf ihn zur Scheune hinaus. Der wüthende Bauer rief nun nach den Nachbarn, die auch anrückten, doch der mannhafte Knecht trieb ſie denſelben Tag mehrmals in die Flucht, ſchnitt immer wieder ruhig ſein Futter weiter, und legte ſich Abends im wohlverſchloſſenen Stadel ſchlafen. Am Morgen erneuerten die Bauern den Angriff in vergrößerter Anzahl und litten endlich Sturm und ſchrieen, wie es in würtembergiſchen Dörfern, wenn man einen prügeln will, Sitte iſt: „Uf ihn, uf ihn, er iſt von Ulm!“

Der Pfarrherr kam auch und wollte vermitteln, doch eben machte der Bächinger mit einem gewaltigen Prügel einen Ausfall, warf viele zu Boden, prügelte Manchen und trieb die Uebrigen in die Flucht, ſo daß ihm um die eigene Haut bangte und er ſich im Stalle verſteckte. Der Knecht aber packte ſeine Habſeligkeiten zuſammen, zündete ſeine Tabakspfeife an und ging ganz ruhig zum Dorf hinaus der Heimath zu und verdiente dort ſein Brod. Damals war auf den Kopf des ſogenannten bayeriſchen Hieſels ein bedeutender Preis geſetzt, doch der Hieſel war um ſeiner Stärke willen weit und breit gefürchtet, und Niemand getraute ſich an ihn. Nun erblickte ihn unſer Bächinger einmal im Holze bei Obermedlingen und zwar ohne den Hund Tiras, ſchnell ging er auf ihn zu und ehe Hieſel noch zu den Waffen greifen konnte, hatte ihn der Bächinger zu Boden geworfen und wurde nach verzweifelter Gegenwehr über den Hieſel Herr und wollte ihm eben ganz ordentlich die Hände auf den Rücken binden, als er durch den Waldweg die Geſellen des Hieſels heraneilen ſah und zu gleicher Zeit der Gebundene grimmig um Hilfe brüllte.

Da dachte der Bächinger an das, was ihn immer abgehalten hatte Soldat zu werden, nämlich: daß er nicht hieb- und kugelfeſt ſei, flüchtete ſich in das Holz und entkam auch glücklich jeder Verfolgung, war aber erſt aus aller Angſt, als der Hieſel in Dillingen hingerichtet wurde, wobei

er gemüthlich zuschaute. Er ließ sich hierauf, wer sollte es glauben, zu Bächingen als Webermeister und Taglöhner nieder, und würde er nicht längst schon im Reiche der Todten wandeln, könnte er noch seine Abentheuer mit den Revolutionsmännern im Franzosenkrieg, deren er eine Menge erlebt haben soll, selbst erzählen.

868.

Die nächtliche Spinnerin zu Günzburg.

Die vor. Schrift S. 42.

Spinnen in der Samstagsnacht galt im vorigen Jahrhundert für eine große Versündigung, der sich so leicht nicht Jemand theilhaftig machen wollte. Aber damals war in Günzburg eine geizige Frau, welche regelmäßig auch diese Zeit benützte, etwas zur Vermehrung ihrer Leinwand beizutragen. Einmal hatte sie so bis Mitternacht gesponnen, als sich auf einmal eine Gestalt, in welcher sie mit Schrecken ihren längst verstorbenen Großvater erkannte, mit Grabestönen vernehmen ließ: „Ungerathene Enkelin, alle diese Spindeln mußt du in einer Stunde voll gesponnen haben, sonst drehe ich dir den Hals um!“ wonach das Gespenst verschwand. Die Frau hatte Todesschrecken und verschwur hoch und theuer das Spinnen am Samstage für immer. Sie wollte fliehen, aber sie gewahrte erst jetzt, daß sie sich nicht vom Stuhle heben könne; da kam ihr endlich in der Angst ein Einfall: sie wickelte alle Spindeln voll Flachs, welchen sie außen umspann und wurde eben fertig, als die Gestalt wiederkehrte und sprach: „das hat dir Gott gerathen, es hätte dich das Leben gekostet!“ worauf sie verschwand und die Frau sich wieder bewegen konnte.

869.

Schleierstrafe zu Raunau.

Mitgeth. von A. Böhaimb.

Als einen Beitrag zur Sittengeschichte erzählt eine handschriftliche Weißenhorner Chronik, daß im Jahre 1525 zwölf Bauern zu Raunau

einen Bund gemacht hätten, daß keine ihrer zwölf Frauen im Vorübergehen zum Opfern in der Kirche, der Gattin der Gutsherrschaft die Ehre der Reverenz mehr bezeugen sollte, und ebenso habe keiner der Bauern mehr, wie zuvor, den Hut abgezogen. Auf dieß hin habe der Gutsherr solches Fürnehmen damit bestraft, daß die Freyler sechs Wochen lang wie die Weiber Schleier tragen mußten, in denen sie an den Werktagen arbeiten, und an Sonntagen zum Opfer gehen mußten.

870.

Wahrzeichen zu Kirchheim.

Mündlich.

An der Wand beim Thore des Schlosses zu Kirchheim im schwäbischen Mindelthale befindet sich ein zentnerschweres, gegossenes Pflugeisen, womit nach einem vorhandenen Gemälde zur Ableitung des Mooswassers im Riede bei Kirchheim Gräben gezogen, und an die Maschine 102 Pferde eggeförmig angespannt wurden.

871.

Hungerbach bei Mindelheim.

J. Ph. Brunnemair Gesch. d. Stadt u. Herrschaft Mindelheim, S. 72.

Der Hungerbach bei Mindelheim hat seinen Namen von der Volksmeinung, daß in den Jahren, in welchen er viel Wasser führt, allemal Theurung des Getreides entstehe. Diese Meinung hat sich auch in dem Hungerjahre 1816/17 vollkommen bestätigt; denn damals war dieser Hungerbach so wasserreich, daß man sein Rinnsal erweitern mußte. Hingegen in dem fruchtbaren Jahre 1818 war der Bach beinahe vertrocknet, worauf eine fast beispiellose Wohlfeilheit des Getreides erfolgte.

872.

Verſunkene Stadt.

Die vor. Schrift S. 233 u. mündlich.

In dem Urbar der Herrſchaft Mindelheim wird ein Platz die alte Stadt bei dem Pfarrdorf Erisried genannt. Es geht davon die Sage, vor Alters wäre auf demſelben Platze eine Stadt geſtanden, ſpäter aber verſunken; einmal hätten auf dem Platze Schweine geweidet und durch Wühlen den Kirchthurm entdeckt; aus dieſem hätte man ſodann die Glocken genommen und ſie in den Thurm der Kirche zu Muſſenhauſen gebracht, wo ſie jetzt noch hängen.

873.

Mindelheim durch einen Huſaren erobert.

Die vor. Schrift S. 403.

Es war im Jahre 1635, am 1. Juni, als nächtlicher Weile bei einem dicken Nebel eine Eskadron ſchwediſcher Reiter an die Thore von Mindelheim kam, auf der Stelle zwei wachthabende Soldaten erſchoſſen und die übrige Garniſon in ſolchen Schrecken verſetzten, daß ſie keine Gegenwehr wagte. Der Feind hatte alſo bei offenen Thoren freien Eintritt, doch er machte Halt und ein Reiter kam in die Stadt, nahm von einem Bäckerladen ein Brod, zeigte es ſeinen Kameraden und rief ihnen zu, herein zu kommen, Alles ſei ſicher, jedoch eine Kriegsliſt ahnend, zogen ſie friedlich ab, der Vorfall aber gab zur Sage Anlaß, ein Huſar habe die Stadt Mindelheim erobert.

874.

Das Königsfeſt zu Memmingen.

Nach Ph. Karrer's Memminger Chronik. Vgl. Sagenb. I. 29.

In ältern Zeiten wurden die drei erſten Schulkinder mit Kronen, Zepter und Blumenſträußen geſchmückt, und hießen Könige und Königinnen,

und hatten noch die drei ersten Kinder vom vorigen Jahr, die auch so geschmückt waren, und noch drei andere, welche Gesangführer hießen, zur Begleitung. Dieses war mit großem Kostenaufwand verbunden; daher die Schulmeister allezeit große Schwierigkeiten hatten, solche Eltern zu finden, die geneigt waren, mit ihren Kindern diesen Aufwand zu machen, weßwegen dann selten diejenigen, welche durch Fleiß und Geschicklichkeit das Prämium verdienten, dasselbe erhielten. In neuern Zeiten ist das abgeschafft und vereinfacht geworden; doch ist noch immer die Sache nicht ganz im Reinen, denn diese Eltern wollen es auf diese, jene auf jene Art gehalten wissen. Am Pfingstdonnerstag begeben sich viele Eltern mit ihren Kindern in ein vor der Stadt gelegenes Wirthshaus, wo alsdann die Schulmeister mit einem Reihen auf einem grünen Platze den Kindern eine öffentliche Freude machen.

Der Ursprung dieses sogenannten Königsfestes soll sich von Kempten herschreiben, und sei im achten Jahrhunderte auf folgende Art entstanden.

Karl der Große kam einmal nach Kempten in das Schloß Hilarmont, oder Bürkhold, zu seiner Gemahlin Hildegarde, die sich daselbst aufhielt, um den Fortgang des Klosterbaues zu besehen. An der Tafel soll unter seinen drei Söhnen, Pipin, ein muthiger Prinz, zu seiner Mutter in folgenden Ausdrücken gesagt haben: Ei! meine liebe Mutter, wenn der Herr Vater gen Himmel gekommen ist, werde ich darauf König werden? Karl, der andere Sohn, ebenfalls begierig zu herrschen, wandte sich an seinen Herrn Vater, und behauptete: er müsse im Reich als Thronfolger nachfolgen. Ludwig wollte auch Regent sein: dieser wandte sich an seine beiden Eltern. Hildegardis endigte den Streit also: auf ihren Befehl sollten die drei Söhne von den Bauern in dem Flecken Kempten ein jeglicher einen eigenen Hahnen holen; wessen Hahn im Kampfe den Sieg davon tragen würde, der sollte König sein. Ludwigs Hahn siegte. Als sie nun bei der Schule vorbeizogen, so begleiteten die Schüler, weil es gerade um die Zeit war, wo sie aus der Schule gingen, die drei Prinzen bis zum Schlosse. Dieses Spiel gefiel den königlichen Prinzen selbst, und andern Schülern, daß diese es im folgenden Jahre wiederholten, und in Prozession herumzogen. Als man nun anfing in den Oertern zu Kempten, auch in dem Flecken Grünenfurth, welches das jetzige Memmingen ist, Schulen anzulegen, wurde dieses Fest von der Schuljugend auch begangen, besonders zur Aufmunterung im Fleiße, man wählte allezeit (das doch nicht immer geschehen ist, wie schon gemeldet) drei aus den

besten Schülern. So entstand das sogenannte Königenfest, das 1804 eingestellt wurde. Der Scherz mit den Hahnen ging nachher zufälliger Weise in seine Erfüllung. Ludwig, der Fromme genannt, ward als der einzige, noch überlebende Sohn nach Karl des Großen Tod (814) Kaiser.

875.

Das heilige Heiligthum.

B. v. Ehrhart Beschr. der Pfarrkirche St. Martin in Memmingen. 1846. S. 83 ff.

Unter die Merkwürdigkeiten der Martinskirche zu Memmingen gehört von alten Zeiten her das sogenannte heilige Heiligthum, oder die heilige Wunderhostie, mit welcher es sich auf folgende Weise verhalten haben soll.

Die Besitzer zweier Mühlen, welche im Jahre 1215 auf dem sumpfigen Riede oder Moorgrunde unfern dem Pfarrdorfe Beningen gestanden, hätten sich damals in sehr verschiedenem Nahrungsstande befunden. Der Eine auf der dem Pfarrdorfe näher gelegenen Mühle hätte überreichliche Arbeit und Verdienst gehabt, der andere aber auf der der Stadt näher befindlichen sich aus Mangel an Arbeit in großer Dürftigkeit und Armuth befunden. Darüber neidisch und mißgünstig, habe denn der Letztere dem Erstern den Segen des Himmels dadurch zu entziehen, und dessen Glück sich zuzuwenden gehofft, wenn er seinem glücklichen Nachbar eine geweihte Hostie unter den sogenannten Laufer der Mühle lege. Dieß gottlose Vorhaben habe er auch bereits in der Nacht auf den grünen Donnerstag, den 16. April 1215, ausgeführt; da aber beinahe ein ganzes Jahr nichts darauf erfolgte, und er nach dieser Zeit die Hostie unverletzt unter dem Laufer fand: so hätte er sie nun von da weggenommen, und unter dem Kumpfe des Mahlsteins verborgen, zuvor aber den Dorfeinwohnern den Wohlstand des glücklichen Müllers verdächtigt, und sie aufgefordert, dessen Mühlwerk genau zu durchsuchen. Dieß sei nun am 12. März, dem Gregoriustag, 1216 geschehen, und der boshafte Müller selbst hätte dann, wie von ungefähr, zur Auffindung geholfen, welche natürlich großes Aufsehen erregt, und den unschuldigen Müller so in Schrecken gesetzt habe, daß dieser in die Stadt geflohen sei, um sich daselbst zu verbergen. Auf die Anzeige im Dorfe von diesem Vorgange sei der Ortsgeistliche im priesterlichen Ornate herbeigeeilt, um in reine Leinwand die heilige Hostie

aufzunehmen, die ihm indeſſen der gottloſe Müller bereits in einem Becher entgegen getragen. Die Hoſtie ſei bis dahin unverändert geblieben; aber nun, als der Geiſtliche ſie auf die reine Leinwand gelegt, ſei Blut aus derſelben über ſeine Hände gefloſſen. Als der Ruf von dieſem Wunder hieher, nach Memmingen gekommen, habe der damalige hieſige Offizial, oder biſchöfliche Vikar, Heinrich Nogunk, den Prediger Landolt mit ſeinem Diener an Ort und Stelle geſchickt, um ſich darüber näher zu erkundigen, und als dieſer die heilige Hoſtie noch voll Blut gefunden, hätte er ſie nach der Stadt getragen, wo ſie ſpäter vom Biſchof Siegfried von Augsburg in eine Monſtranz eingeſchloſſen worden. Zur Anbetung ſei ſie in der St. Martinskirche niedergelegt worden.

876.

Baſilisk zu Memmingen.

Mündlich. Memminger Mundart durch W. G. Mündler.

An ama Haus henter'm Engel z'Memmenga ſieht ma˜ an geala Baſiliſchka mit era futrothe Zonga. — Dau haut ma˜ amaul d'Magd in Keller na g'ſchickt und haut g'wahtet und g'wahtet, aber s'iſcht ko˜ Magd meh rauf komma. Do haut ma˜ eppen anderſch na g'ſchickt, aber s'iſcht wieder nemad rauf komma, denn ſobald's der Baſiliſchk angucket haut ſend ſe g'ſchtorba. Am End gaut viner her, nemmt an Schpiegel und laut da Baſiliſchka nei˜ gucka, und ſobald ſe der ſell drenn g'ſe˜a haut, iſcht er uf der Schtell verreckt. —

Wenn a Gockeler reacht alt wird, ſo legt er an Oi, bruatets aus, und us dem wird denn a Baſiliſchk.

877.

Das Pferd in der Wiege.

Mündlich. Memminger Mundart, durch H. Daar.

Wenn man auf der Straße von Augsburg her nach Memmingen kommt, ſo erblickt man gleich an einem der erſten Häuſer ein in der Wiege

liegendes Pferd angemalt. Fragt man einen ſchlichten Memmingerbürger nach der Bedeutung dieſes Gemäldes, ſo erhält man etwa folgende Auskunft: „A früherer Beſitzer von dem Haus iſcht a maul der Moining gwest, ſei Frau ſei gſtorba. Sie iſch aber nit recht gſtorba gwest, ſondern blos ſcheintodt. Zur ghörige Zeit aber, am zwoita oder dritta Tag, haut ma ſie in alle Ehra begraba. Die Frau wär au nomma me us ihrem Grab rauskomma bis an jüngſte Tag. Non haut aber dr Todtagräber gwißt, daß ma ihr etlich ſchöne, werthvolle Ring mit ins Grab ge haut, und dau haut r denkt, die brächtet ihm mehr Nutza, als der todta Frau. — Er iſt alſo ſpät in dr Nacht naus und haut's Grab göffnet. Iz aber denk a Menſch ſein Schrecka! Wie r de Deckel weg thuat, wird d' Frau lebendig, regt ſie und ſtaut auf. — Daß dr Todtagräber d' Laterna vergeßa haut, iſch koin Wunder; — d' Frau aber haut ſie gnomma und iſch mit r hoim.

Wie ſie an ihrer Glocka g'litta haut, iſch z'erſt d'Magd ans Fenſter komma. Uf ihr Frauga: „wer läut't?" antwortets drunta: „Mach auf, d'Frau iſts." — Die moint nit anderſt, als as ſei a Gſpenſcht, weckt da Herra und verzält m Allz. Der hälts au für unmöglich und ſait: „Eher liegt mein Pferd in der Wiege, als daß meine Frau da drunten iſt." — Wie ma aber gſchaut haut, dau iſchts denn doch d' Frau gwest und haut allz verzält und haut no manchs Jaur glebt, bis ſie wirklich gſtorba iſcht und zum Andenka an dia Begebenheit iſt an dem Haus das Pferd in dr Wiega angmault bis uf da heutiga Dag."

878.

Der Schlorkhans.

Mündlich. Memminger Mundart.

Dea Schlorkhans z' Memminga waur a gueter Chriſt. Am Antonierkloſter, wo ma des Antonifuir ghailet haut, haut er ſei Gſchäft ghet. Wenn Fehla *) gjaumret hant, ſie thätet it fetig **) weara, iſch des Waſſer ſcho gholt gweaſa in d' Kucha. Aber Ogläubige moinet, derſel guat Goiſt ſei koi reachta Goiſt gweaſa, ſondern von Floiſch und Bluet, wia die andern floiſcherne Menſche au.

*) Mädchen. **) fertig.

879.

Was ma no ſait.

Mündlich. Memminger Mundart.

Aes Kinderfeſt, wo ma auf d' Schuel zuicht ond Gſchenk uf de Stängele trait*) ond wo de erſte Mädla der oberſta Claß als Könege Kränz traget, iſch wie ma ſait, von der Könege Hildegard, de Karl de Großa ſeiner Frau, herkomme, die am Martinsthura ahg'maulet**) waur. Von der Schlüſſeljungfer ſait ma, daß uf de Maur am Eilauß no umgau. — Von eme Ring, de e Magd gſtohle hau ſoll, was aber a Gaz***) thau haut, woiß ma nex meh, au net vo de fluigede Sau. Waurum di blau Saul ſtauht, woiß i au it; au de ſchöna Spruach liaſt me nemma:

Gott bhüt dies Haus ſo lang,
Bis daß e Schneack die Welt ausgang,
Ond en Ameis dürſt ſo ſehr,
Bis ſie austrenkt das ganze Meer.

880.

Herrn Jörgen ſingen.

Feyerabend III., 63.

Es geht ein Sprichwort in Schwaben: „Wart! ich will dir den Herrn Jörgen ſingen.“ Das ſoll daher kommen. Georg Truchſeß von Waldburg, der wackere Held im Bauernkriege, zog nach dem Flüßchen Luibas unweit Kempten, wo er den Bauern ein ſchlimmes Lied in den härteſten Tonarten ſang, ſo daß ſich ſein Angedenken in obigem Drohwort erhalten.

*) trägt. **) abgemalt. ***) Vogel.

881.

Die Martinsgänſe.

Mündlich.

Faſt bis zu der Zeit, da die Altſtadt Kemptens dem bayeriſchen Staate einverleibt wurde, mußte nach einem uralten Brauch der Spitalbäcker zu Kaufbeuern jedes Jahr am Martinstage Punkt zwölf Uhr Mittags zu Pferd an der Illerbrücke eintreffen und zwei ſilberne Händleinpfennige nebſt zwei Martinsgänſen mit ſich bringen, einen der Pfennige ins Waſſer werfen und den andern beim Hauſe Nr. 226, wo der Stadtkirchner ſeine Ankunft erwartete, abgeben. Die Gänſe durften, während er über die Brücke ritt, nicht ſchreien, ſonſt war die Gabe ungültig.

882.

Blutender Laib Brod.

Mündlich.

Im Pfarrorte Böhen bei Ottobeuern geſchah einſt ein merkwürdiges Ereigniß. Ein Landmann, der ſeinen Dienſtboten immer ſelbſt das Brod austheilte, wollte dieß gewohnter Weiſe auch wieder einmal thun. Aber ſiehe da, als er den Brodlaib mit dem Meſſer theilte, floß Blut aus demſelben. Solches hat ſich auch zu Speyer ereignet, wo einer das Vorbrod aus dem Ofen herausnahm, bevor es noch recht gebacken war. Und dieß bedeutete die große Hungersnoth, ſo bald darauf erfolgte.

883.

Der Spielmann von Blonnhoven.

Von Ludwig Wihl. — Vgl. Sagenb. I., 43.

Der Spielmann von Blonnhoven
Zog unter Sauß und Brauß
Von einer luſt'gen Kirmeß
Bei Nacht zurück nach Haus.

Am Weg fand er 'ne Schenke,
Die ſonſt nicht dorten war,
Und Lichter brannten drinnen,
Aufflackernd wunderbar.

Und Leut' in närrischen Trachten
Bewegten sich hier und dort,
Die tobten, sprangen und lachten
Und sprachen dabei kein Wort.

Als sie den Spielmann sahen,
Erfaßten sie seine Hand
Und machten demselben ein Zeichen,
Das er sogleich verstand.

Drob geigt er einen Walzer;
Sie tanzten federleicht,
Da er ihn hatte geendigt,
Ward ihm viel Gold gereicht.

Doch Paar um Paar verschwand dann,
Das Wirthshaus wurde leer,
Und Morgens Früh da fand man
Auch's Wirthshaus selbst nicht mehr.

Statt dessen war der Spielmann
Auf den Galgen hingestellt,
In den Händen hatte er Scherben,
Die waren das goldne Geld.

884.

Die Jakobsbrüder.

Nach Leutner, Geschichten aus den Bergen 1851.

Es hängt in der Kirche „Maria unter der Ecke," unweit Pettingen, eine alte Tafel, gerade kein Kunststück, was die Malerei anbelangt, doch des Gegenstandes halber, den ihre Schildereien darstellen, immerhin werth, daß man sie näher besehe.

Das ziemlich große, da und dort schon etwas schadhafte Bild ist in viele etwa sechszehn oder zwanzig, Felder eingetheilt, in welchen die verschiedenen Begebnisse einer Geschichte nach der Ordnung ihres Verlaufes abkonterfeiet sind, zu deren Gedächtniß das Gemälde vor langen Jahren gefertiget worden ist. Unter jedem der einzelnen Bilder ist ein Reimspruch zu lesen, und abermals, wie bei dem Meister Maler, muß man an des Dichters Werk nicht so fast seiner Reime Zierlichkeit, als vielmehr ihren Inhalt in Anschlag bringen.

Vor etwa drei- oder vierhundert Jahren — so lange her ist es gewiß, weil bemeldete Tafel bereits Anno 1628, wenn ich mich recht entsinne, renovirt wurde, wie darauf zu lesen — waren unter allem Christenvolk die Pilgerfahrten nach manchen heiligen Orten noch viel im Brauche. Obenan in der Reihe solcher vielbesuchter Stellen blieb freilich noch immer unsers Heilandes Grab zu Jerusalem, und das Land Palästina, allwo in

die Fußtapfen des Herrn die Betfahrer wandern konnten von der Krippe in Bethlehem bis auf den Kalvarienberg; aber dazumal war es bereits wieder mit mächtigen Schwierigkeiten und vielfachen Gefahren verbunden, dahin zu gelangen. Das chriſtliche Königreich Jeruſalem war wieder an die Ungläubigen verfallen, und ſo wendete ſich die fromme Wanderluſt um ſo eifriger nach den gottbegünſtigten Orten des Abendlandes, gen Rom, nach Loretto, vor Allem nach Sanct Jakobs Grab zu Compoſtella im ſpaniſchen Lande. Es ſind uns noch aus jener Zeit viele Lieder aufbewahrt, wie ſie die Pilgrime ſangen, welche gen Sanct Jakob fuhren und dabei viel Noth und Elend und manch Abenteuer erlitten, allzeit aber gerettet und gebeſſert heimkehrten, weil es Gott Allen lohnte, die Sanct Jakob dienten.

Solchen Gotteslohn zu erwerben, zog, wie meine Tafel in Bild und Schrift vermeldet, ein Mann mit ſeinem Sohne aus nach Compoſtella. Es iſt dieſer Pilgrime Namen nicht auf dem Gemälde verzeichnet, auch nicht, woher des Landes ſie waren; ſo viel aber beſtättiget das Lied, daß ſie Deutſche waren, und ich halte ſie denn gutmeinend für ein paar ehrliche Schwaben. So ſehen wir nun aus ihrem friedlichen Heimweſen am Waldufer des Lechs, oder aus den Geländen des Allgäues die zween Jakobsbrüder auswandern, ganz wie das alte Lied verlangt, mit der Schüſſel bei der Flaſchen, den breiten Hut und den Mantel mit Leder wohl beſetzt,

„es ſchnei oder regn' oder wähe der wint,
„daß in die luft nicht nezet."

Sack und Stab fehlen auch nicht, und ſo laſſen wir ſie das Elent bauen *) im Schweizer- und in der armen Jeken Land, in Soffeien, Langedoken und Hispanierland, laſſen ſie den Berg von Runzevall oder All Fabe überſteigen, wo „viel manches Biedermann's Kind aus deutſchen Land begraben leit," bis ſie endlich einziehen in Sanct Jakobs Münſter. — In der Stadt zu Compoſtella nahmen ſie ihre Einkehr bei einem Wirth, einem böſen, gott- und ehrvergeſſenen Manne, was aber freilich die zwei Fremdlinge nicht wußten, die in dem welſchen Lande die fromme Einfalt ihrer Heimath nicht aufgegeben, und noch jeden Mann für's Erſte auch für einen ehrlichen anſahen. Obwohl ich dafür halte, daß der Säckel der guten Geſellen nicht allzuſtraff angefüllt geweſen ſein mochte, ſo war ihr

*) So ſagte man vor Alters, ſtatt „in die Fremde ziehen."

Bislein Hab und Gut doch groß genug, den schlechten Herbergvater anzureizen, es durch List oder Gewalt sich anzueignen. War es nun wieder nicht sonderlich weltklug von den Betfahrern gewesen, daß sie die etlichen Goldgülten oder Silberlinge ihrer Baarschaft in der wilden Fremde so unbedenklich vor Jedermanns Augen brachten, so hielten sie wohl dafür, daß ein Gast sicher sein sollte in eines Mannes Haus, dessen Salz er genossen, und vergaßen ob des Glaubens an das gute Gastrecht ganz das Sprüchlein: „Trau, schau, wem.“ Der habgierige Wirth machte aber von Stund an, da er der Fremdlinge Reisepfenning ersehen, seine Pläne und Anschläge, wie er desselben am besten habhaft würde und war vorerst der Freundlichste und Dienstwilligste gegen seine Gäste, labte sie mit Speis und Trank, wies ihnen ein gutes Lager an, und rechnete auch, was billig und bräuchlich war, so daß er in allewege für einen rechtschaffenen Gastgeb gelten mochte, wofür ihn die zween Schwaben gehalten hatten.

Also gut verpflegt, gingen diese mit desto unbeschwerterem Gemüth, ledig aller Weltsorgen, ihren geistlichen Geschäften nach, pflegten ihre Andacht am Grabe des Apostels, empfahlen ihm und dem lieben Gott ihre allgemeinen und besondern Aufliegenheiten und dachten nach genügender Zeit wieder an die Heimkehr. Rechneten darum mit ihrem Wirthe zu beiderseitiger Zufriedenheit, schliefen noch einmal in guter Bequemlichkeit recht nach Herzensluft, um für alle Strapazen gestärket zu sein, und wanderten am nächsten Tage bei guter Zeit selbander hinaus vor das Thor zu Compostella morgenwärts, wo das freilich noch weit entlegene liebe Schwabenland ihrer wartete.

Noch hatten sie nicht eine viertel Wegstunde hinter sich, da kamen auf gut ausgreifenden Pferden ihnen etliche Männer nachgetrabt, die sie anriefen, stille zu stehen in des Königs Namen. Als die Reiter sie eingeholt hatten, erkannten unsere Pilgrim alsogleich ihren Herbergvater darunter, aber auch bewaffnete Schergen und Gerichtsleute, und der Vornehmste aus diesen sprach: „Wir greifen Euch als unsere Gefangene, denn ihr seid Diebe und Räuber.“ Das hörten sie mit nicht geringem Erstaunen: aber noch bestürzter und völlig verwirrt machte es sie, da ihr Wirth anhub, sie zu beschuldigen, aus seinem Hause einen kostbaren, goldenen Becher entwendet zu haben, und bei allen ihren Betheuerungen desto hartnäckiger darauf bestund, Niemand Anderer, als diese fahrenden Gauche könnten das Geschmeide gestohlen haben. Ohne ihre Eidschwüre und Klagen zu beachten, führten die Reiter sie auch zurück nach der

Stadt und auf das Richthaus daselbst, wo sich der Richter alsobald hinsetzte, ihnen das Recht zu sprechen, auf des Wirthes wiederholte Anklage. Und siehe, als man ihre Wanderbündel durchsuchte, fand sich in des ältern Wallfahrers Gepäck ein goldener Becher, welchen auch der falsche Gastgeb sogleich als den seinen erkannte. Es half nicht viel, daß der Pilgrim bei Gott und allen Heiligen, ja selbst bei dem Landspatron Sanct Jakob schwur, er wisse nicht, wie der Becher in seine Tasche gekommen; der Richter hatte Beweises genug für seine Schuld und sprach ihm das Urtheil, daß er solle gehenkt werden, und zwar noch in der nächsten Stunde. Sein Bislein Hab und Gut ward auch zu Händen genommen und dem Bestohlenen, dem Wirthe, zugesprochen, welcher somit sein böses Verlangen erfüllt sahe. Als nun der junge Pilgram merkte, daß kein Erbarmen und keine Rettung zu gewarten sei, da man über seinem Vater den Stab brach und ihn dem Freimann überantwortete, fiel er vor dem Richter auf die Knie und bat hoch und theuer, daß man ihn möchte an seines Vaters Statt hinwegnehmen und sterben lassen. Es hub sich ein schöner, herzergreifender Streit an zwischen den zweien armen Gesellen; ein jeder wollte dem andern zu Lieb den Tod erleiden. Dennoch bat und sprach der Sohn viel dringlicher und überredender, wie daß der Vater sich am Leben erhalten und als die nothwendige Stütze und Hülfe der Seinen zur Mutter und den Geschwistern getrost heimkehren sollte und ihm vergönne, Gott und dem vierten Gebot zu Lieb, an seine Stelle zu treten. So ward denn zuletzt der junge Betfahrer von dem Richter an seines Vaters Statt angenommen, vor die Stadt hinaus geführt und an den Galgen aufgehangen.

Zur selben Stunde lag der Alte in Sanct Jakobs Münster auf den Knieen und klagte dem Heiligen seine bittere Noth und seines unschuldigen Kindes Verlurst und betete so recht aus innerstem Herzen zu Gott, brünstig und lange, bis mit einem Male ein wunderbarer Trost und Muth über ihn kam, und er in solcher gottesfreudigen Beruhigung sich aufmachte auf den Heimweg. Er mußte da an dem Hochgericht vorüber, wo sein Sohn hing, und — o Wunder! — er sah sogleich, als er einen letzten Abschiedsblick auf dessen Leiche richtete, daß noch Leben in dem Gehenkten wäre, worauf derselbe sogar ihn ansprach und zum festen Vertrauen auf Gott aufforderte, der ihnen noch sicherlich helfen werde. — Lief also der Vater stracks zu dem Richter, zeigt ihm an, was sich begeben, und dieser, nicht wenig erstaunt, geht mit ihm alsogleich hin, den wunderbaren Fall zu

unterſuchen. Wie ſie an des Wirthes Haus vorüber kamen, heißt ſie eine innere Stimme eintreten und dem Böſewicht das Gericht Gottes verkünden, das alſo laut für die Unſchuld geſprochen hatte. Sie finden den falſchen Mann guten Muthes hinter einem gedeckten Tiſche, an welchem er es ſich wahrſcheinlich recht wohl ſein laſſen wollte, weil ihm ſein Bubenſtück ſo ganz nach Herzensluſt gelungen war. Aus dem goldenen Becher trank er kühlen Wein, und hatte man ihm ein paar gebratene Tauben vorgeſetzt. „Wiſſe, Du arger Böſewicht und Lügner," rief ihm alſo der alte Pilgrim zu, „daß mein unſchuldiger Sohn noch lebet durch Gott und Sanct Jakobs Hülfe, und daß deine Schandthat an den Tag kommen wird!" Da lachte der Wirth und ſpottete: „Ei, du alter Narr! an deine Mähr' will ich dann glauben, wenn dieſe gebratenen Tauben auf und davon fliegen." Hatte kaum ſolche frevelhafte Worte ausgeſprochen, als auch ſchon die Tauben aus der Schüſſel ſich erhoben und friſch und frei durch das offene Fenſter gen Himmel flogen. Nun ſtand er wohl wie vom Wetterſtrahl getroffen; es ließ ihn auch der Richter ergreifen und binden, und führte ihn mit ſich. Derweil hatten die Fronboten des Pilgrims Knaben vom Galgen genommen, den ſie geſund und wohlbehalten zu dem hocherfreuten Vater begleiteten, an ſeine Stelle aber noch in ſelber Stunde den falſchen Wirth aufknüpften. Freudig und frohlockend und mit dem Gewinne eines niemals ſchwankenden Gottvertrauens zogen aber die zween Jakobsbrüder heimwärts, wo ſie ihre wunderreiche Geſchichte zu Gottes Lob und Ehr' männiglich kundthaten und vielleicht auch jene alte Tafel zu frommem Gedächtniß malen ließen, welche uns dazu verhalf, den geneigten Leſern dieſe alte Sage mitzutheilen, aus der ſie am beſten ſelbſt die allzeit neue Lehre abnehmen mögen: „Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut," oder: „Wer Andern eine Grube gräbt" u. ſ. w.

885.

Lieb Frauen Bild zu Peutingen.

Gumppenbergs Marian. Atlas, deutſch von Wartenberg IV., 187.

Peutingen iſt ein Dorf, von dem einen Musketenſchuß weit eine Kapell unſer lieben Frauen, deren Anfänger ein Schneider geweſen, Lorenz mit Namen, ein Inwohner dieſes Orts. Als der noch ein kleiner Knab

war, hat er oft von seiner Ahnfrau Apollonia gehört, es lägen an jenem Ort diejenigen aus der Pfarr Peutingen, so an der Pest gestorben, begraben; wenn er groß würde, sollte er auf seine Kosten ein Bild unser lieben Frauen machen und darein stellen lassen, den armen Seelen zu Trost. Nach dem Tod der Apollonia ist Alles in Vergessenheit gerathen, bis den Lorenz, da er schon ein gestandener Mann, ein großer Schmerzen bei dem Herz ankommen, so von Tag zu Tag zugenommen, ohne daß ihm irgend ein Mittel helfen können. Indem wird er im Schlaf ermahnet, ein Muttergottesbild aufzurichten, darnach werde das Uebel aufhören. Wie er erwachet, ist er des Wortes seiner Großmutter eingedenk alsbald hingangen und hat den ersten Stein zu einem kleinen halbrunden Kirchlein, sechs Schuh hoch und vier breit, gelegt, hat auch der Schmerz angefangen nachzulassen, bis er mit Vollendung der Kapelle völlig verschwunden. Darauf hat der Lorenz ein hölzernes Bild unser lieben Frauen darein gestellt, solches haben die Pilgrim häufig besucht und Wundergnaden empfangen, ist also hernach eine rechte, doch nit große Kirche daraus gemacht worden. Da man das Fundament gegraben, hat man die Todtenbeiner gefunden, daß also des Lorenzen Ahnfrau recht gesaget.

886.

Das Pestmännlein.

Nach J. F. Lentner, Geschichten aus den Bergen S. 104.

Vor Jahren hatte das Stift zu Rottenbuch sein eigen Recht und Land und ließ seine Leute vor dem eigenen Stuhle richten, selbst auf Leben und Tod. Sie hielten sich dazu einen eigenen Richter, und da war denn auch einmal ein gar schlimmer und scharfer, der für die Chorherrn Schwert und Wage handhabte, aber weit lieber mit dem einen darein schlug, als auf das richtige Zeigen des Züngleins an der andern wartete.

Einmal, nach einer großen Tafelei, es war gerade des Herrn Prälaten Namenstag, lag der Richter in seiner Behausung wie ein Stückfaß auf dem Lotterbett und schnaubte und athmete, als wollte er zur Stunde ersticken, denn er hatte sich das Bankett zu wohl behagen lassen. In seinem Taumel hatte er lange nicht bemerkt, daß ein Mensch vor ihm stand, ihm zusah in seinen Nöthen und dabei lachte, so gut es sein saures

Geſicht erlaubte. Der Menſch war ein ſchmutziger Bauer, mit nußbrauner Haut und einer Igelperücke, knochigen Leibs und kaum in ein paar Lederfetzen gewickelt. Man hieß den wilden Geſellen den „Filzdraken," weil er wie ein Drache im öden Forſt am Filze*) ſich eine Lehmhütte gebaut und dorten in Noth und Elend hauste mit Weib und Kind.

Der Drak alſo brummte ein paarmal etwas in den Bart und machte ſo ſeine Gegenwart kund, daß darob der Kloſterrichter aus ſeinem ſchweren Schlaf erwachte. Wie er nun den Bauern vor ſich ſah, erſchrak er ſichtlich, denn er hatte den Mann, einen Zinspflichtigen des Stifts, kürzlich im Uebermuth und um ſchlechten Vorwand hart gebüßt und ihm die einzige Kuh aus dem Stall getrieben. Schnell aber nahm er ſich wieder zuſammen und wie das die Gerichtsherrn im Brauch haben, wenn ihnen ein Untergebener vorkommt, dem ſie Unrecht gethan, ward er grob und begann den Filzdraken zu inquiriren, was er hier in der Stube ſuche, wie er gleich Diebsgeſindel hereingekommen, weßhalb er ihn böswillig erſchrecke, und mehr dergleichen, wobei er ihm ſchließlich mit Keuche und Ruthenſtreichen drohte. Der Filzdrak ließ ſich aber des Geſtrengen Zorn nicht irren, ſtellte ſich ſteif vor ihn hin und hielt ihm mit einer Feuerzange einen alten, zerdrückten Bauernhut hin, ohne ein Wort zu ſagen.

„Was ſollen die Narretheidungen!" grollte da der Vogt, „weßhalb bringt Er den Hut in der Zange? Was treibt Er für Geſpötte mit mir?" Dabei riß er dem Bauern den Hut weg, zerdrückte ihn mit beiden Fäuſten und trat dann mit den Füßen darauf herum. Der Filzdrak aber öffnete ſein breites Maul und begann faul und eintönig: „Ich habe Ew. Geſtrengen nur berichten wollen, wie es ſich mit dem Hute verhält, weil das eine beſondere Sache iſt und mir viel zu bedeuten deucht. Mein Bub der Jürgenatz (Georg Ignatz), hütet die letzten zwei Gaiſen, die Ew. Gnaden mir noch übrig gelaſſen, müßt Ihr wiſſen, und die trieb er heute in das Wäldlein gegen die Wildſteig hin. Da ſaß der Bube und weinte, weil ihn hungerte, und er glaubte, man müſſe dann eſſen. Er iſt noch dumm und weiß nicht, daß Ew. Geſtrengen es nicht leiden mögen, wenn wir Bauern ſatt ſind, und uns darum das Tiſchtuch kürzen. Wie er ſo heulte, kam mit einem Male ein wunderliches Männlein, ſchier nackend, mit einem Laubgürtel um die Lenden und ein Hütlein auf, aus dem Wald gelaufen, und ehe mein Bub vor Angſt und Furcht entlaufen konnte,

*) Moorland mit niederem Buſchwerk.

hatte es ihn erwiſcht und hielt ihn am Kittel feſt. Das Männlein, ſagt der Bube, war käſebleich und gelb, zottig von Haaren, ſah darein mit gläſernen Augen und krächzte ein Kauderwelſch mit weinerlicher Stimme. Meinem Jürgenatz ward todtenübel, er riß ſich mit Gewalt los und rannte heimwärts; das Männlein aber ſprang ihm nach eine gute Weile und ſchrie dazu: „Wehe und aber wehe!“ daß es wiederhallte im Holz. Wie mir der Bube die Mähre vorgekeucht, laufe ich waidlich hinaus, das Männlein zu ſehen. Es war aber verkommen, und ſein Hut lag am Boden, den es meinem Buben hatte ſchenken wollen. Worauf mir ſchnell beifiel, ich habe einmal gehört, wie damals, als der große Sterb gewüthet im Land, ebenfalls ein nackend Weib zu einem Hirtenmädel aufs Feld gekommen und ihm ein Paar Strümpfe geſchenkt habe; wie dann alſo gleich die Dirn an der Peſtilenz verſtorben und mit ihr viel tauſend Menſchen, die allein im wilden Freithof liegen oder bei Sanct Ruperts Münſter, das nun zuſammengefallen iſt. Da ſprang ich in meiner Einfalt zu Ew. Gnaden und wollte vermelden, was geſchehen, und wie ich feſt glaube, daß dieß Weſen das Männlein iſt vom ſelbigen Weiblein, und alsbald ein großer Sterb und Todfall anheben wird. In dem Hute hat es uns die Peſt gebracht, und darum habe ich ihn auch nur mit der alten Feuerzange angefaßt, ſintemalen ich gar gut weiß, daß man ſie erbt, wenn man auch nur mit der Fingerſpitze ein verpeſtet Ding berührt.“

Kaum hatte der Filzdrak dieß Wort geſprochen, ſo hättet Ihr ſehen ſollen, wie der Vogt von Neuem erblaßte und hinſank in die Kiſſen. Er hatte ja den Hut des Peſtmännleins mit beiden Händen erfaßt; er wußte, daß es wahr ſei, was der Bauer von dem Peſtweiblein erzählt, denn er hatte es in einer Chronika geleſen, die im Kloſter lag. Er fühlte ſich mit einem Male todtkrank und elend; er hatte die Peſt. Der Filzdrak, als er des geſtrengen Herrn Uebelbefinden vermerkte, lachte boshaft; jener aber griff nach der ſilbernen Pfeife auf dem Tiſchlein und wollte den Fronknecht rufen, damit er den Boten des Todes faſſe. Der Filzdrak aber ſpürte, wo das hinaus ſollte, ſchlug ihm die Pfeife aus der Hand mit der Eiſenzange, lupfte ſeine Lederkappe und ging von dannen, indem er noch als B'hüt Gott zur Thür hineinrief: „Ich wünſch Euch wohl zu ſterben, geſtrenger Herr!“

Dem Vogt aber ward noch erbärmlicher zu Muth, und er legte ſich den Abend noch hin und ſtarb unter unſäglichen Martern gerade um zwölf Uhr Nachts. Er konnte bald nicht mehr reden, nicht beichten, noch

beten, ſondern fuhr hin in ſeinen Sünden, voll Grimm und Wuth auf ſeinem rothen ſtolzen Geſicht. Bei ſeinem Tode entſtand ein großes Geſchrei, und allgemein ward die Furcht, daß die Peſtilenz wieder losbreche. Man begrub darum den böſen Pfleger von Rottenbuch in dem wilden Freithöfte, ohne Segen und Weihbrunnen, ohne Licht und Leucht. Der Schinder mußte ihn verſcharren.

Darauf erzählte man überall von dem „Peſtmännlein.“ Mancher hatte es geſehen, wenn er durch einen Wald ging; die Hirten am Feld ſchreckte es, und wild ſchreiend lief es Einzelnen nach.

Bald war es da, bald dort. Einer hatte es am Berg *) geſehen, der Andere traf es am Taſtwalde am Lech. Da bekehrten ſich die Menſchen in ihrer Todesangſt, die Herren wurden barmherziger gegen die Bauern, und allzuſammen beteten um Abwendung der großen Noth zu Gott und Sanct Sebaſtian. — Es kam auch Niemand mehr um, denn einzig der gewaltthätige Vogt, den der Herrgott getroffen hatte mit ſeinem ſtarken Arm. Gar viel Leut meinen auch, ſeine Seele habe keinen Frieden, und er geiſte mit dem neidigen Schaffner, der den Armen das Brod zu klein gab, unten in den ſteinernen Stuben am Strausberg in der Amperleite. Das Peſtmännlein aber verſchwand, und ſeitdem hat man's nicht wieder geſehen.

887.

Peſtfreithof bei Oberrammingen.

Mündlich.

In der Entfernung einer Viertelſtunde öſtlich gen Türkheim zu, auf dem Wege von Ober- nach Unterrammingen befindet ſich noch heute mit Mauern umgeben der Peſtfreithof aus der Zeit des Jahres 1642. Hier ſtanden bis auf unſere Tage drei Kreuze zum Andenken an jene traurige Zeit, wo man die von der Peſt Angeſteckten hier in einer Bretterhütte abſonderte und ihnen Speiſe und Trank reichte.

---

*) Den Berg nennt man in Lechrain vorzugsweiſe den Peiſſenberg mit ſeiner herrlichen Ausſicht.

888.

Der Jungfrauenbüchel bei Igling.

Mündlich.

Im vierzehnten Jahrhunderte wohnten drei Fräulein von einem adelichen Geschlechte, genannt die „Heilräthinnen" am Hügel zwischen dem Schlosse Igling und dem Dorfe Oberigling in einem besonderen Hause. Diese Fräulein, von denen man sagt, daß sie viel Vermögen besessen, waren die Gutthäterinnen nicht bloß der beiden Dörfer Unter- und Ober-Igling, sondern der ganzen Nachbarschaft, indem sie allenthalben die Armen unterstützten und Gutes thaten, so weit sie konnten. Insbesondere sollen ihnen die zwei genannten Gemeinden, welche den Namen Igling führen, ihre Holztheile und andere Gemeindegründe zu verdanken haben. Zur Dankbarkeit setzte ihnen die Gemeinde einen Jahrtag ein, welcher noch gehalten wird. Der Hügel aber, an welchem diese reichen und wohlthätigen Fräulein wohnten, erhielt zum Andenken an sie den Namen „Jungfrauenbüchel."

889.

St. Walburga bei Kaufring.

Mündlich.

In der Gemeinde-Flur Kaufring, mitten auf fruchtbaren Ackerfeldern steht auf einem sanften Hügel ein altes Kirchlein, welches von etlichen schönen Lindenbäumen umschattet, und von einer Mauer umgeben wird. Das Kirchlein ist zu Ehren der heiligen Walburga, der Schwester des heiligen Bischofes Willibald von Eichstädt, eingeweiht worden, nachdem es längst zuvor schon den heiligen Aposteln Philippus und Jakobus gewidmet war. Dieser kleine Tempel ist offenbar sehr alt, was wohl seine Bauart schon beweisen mag. Die Form der Fensterwölbungen und der Thüre ist gothisch, die Mauern sind sehr dick und schwarz, in der ganzen Kirche nur zwei Fenster gegen Mittag angebracht; der Plafond ist von Holz; die Kunstarbeiten meistens nur Gemälde auf Tafeln von Holz, und der Eintritt hat drei Stufen abwärts. Das Volk schreibt diesem düstern

Kirchlein, in welchem es gerne betet, heidnischen Ursprung zu. Es sollen hier vor Eingang des Christenthums die heidnischen Bewohner der Gegend den Göttern geopfert haben.

Ueberdieß erzählt man auch, daß St. Walburga früher nicht bloß den Bewohnern von Kaufring, sondern auch den Einwohnern der benachbarten Dörfer Epfenhausen und Weil, namentlich zur Zeit der Pest, welche von 1630 bis 1631 hier wüthete, als Begräbnißort gedient habe. In Kaufring wird noch immer jener Karren aufbewahrt, auf welchem man die Todten zur Nachtszeit abführte. Dieser Karren ist mit Filz beschlagen, und konnte daher ohne Geräusch die an der Pest verstorbenen zu dieser entlegenen Ruhestätte fördern. Außer solchem lebendigen Andenken erinnert noch daran die von der Gemeinde Kaufring gemachte Stiftung von vier Quatembermessen, welche in der Kapelle der heiligen Walburga jährlich gehalten werden müssen.

890.

Die Kirche des heiligen Leonhard in Kaufring.

Mündlich.

Das schöne Kirchlein, dem heiligen Leonhard geweiht, welches am südlichen Ende des großen Dorfes Kaufring, etliche hundert Schritte vom Lech entlegen, so freundlich in das nahe Lechfeld schaut, soll auf folgende Weise entstanden sein.

Eines Tages — es war in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhundertes — schwamm auf den Wogen des reißenden Lechstromes ein hölzernes Bild des heiligen Leonhard herab. Der Fluß warf dieses Bild einige hundert Schritte oberhalb des Dorfes an's Land. Der Mann, welcher es fand, machte in einer alten Eiche, die neben einer klaren Quelle stand, eine Höhlung und stellte das Bild hinein. Als nach einiger Zeit der Mann sein Bild wieder besuchen wollte, war es verschwunden, und wurde auf einer Wiese wieder gefunden, die etwas oberhalb der Quelle lag. Man brachte nun das Bild des heiligen Leonhard abermals in die hohle Eiche. Am andern Tage aber lag es an demselben Platze auf der Wiese. Dieses wiederholte sich öfters und führte das Volk zum Glauben, daß der heilige Leonhard hier sein Bild geehrt wissen wollte.

Deßhalb baute die Gemeinde Kaufring eine Kirche, und ſtellte das Bild des heiligen Leonhard in derſelben auf. Gegenwärtig befindet ſich das Bild oberhalb dem Eingange der Kirche, auf dem Choraltar ſteht ein ſchöner gearbeitetes. Dieſes Kirchlein erwarb ſich bald großen Reichthum, ſowie nämlich das Vertrauen der Gläubigen wuchs und der Beſuch der Andächtigen ſich vermehrte, die in frommem Glauben auch ſtets Hilfe in Viehſeuchen gefunden haben. Man erzählt auch, daß zuweilen zur Nachtszeit die Kirche ganz erleuchtet geſehen worden, ohne daß man ſich erklären konnte, was Urſache dieſer Beleuchtung geweſen ſein möge. Der vor einigen Jahren verſtorbene Förſter Rauch ſoll ſelbſt einmal in der Kirche zur Nachtszeit Muſik gehört haben.

891.

Das Weſterholz.

Mündlich.

Die Befeſtigungsſpuren im Weſterholze, welches ſich zwiſchen dem Dorfe Kaufring und dem alten Ritterſchloſſe Haltenberg ausdehnt, nennen die Leute „Burggräben," und ſowohl der Name, als dieſe Gräben ſelbſt weiſen auf eine alte Burg hin. Das Volk ſagt, hier ſei vormals ein Schloß geſtanden, welches verſunken iſt. Deßhalb habe man ſchon öfters weiße Burgfräulein geſehen, und Leute, welche zur Nachtszeit vorüber gehen mußten, haben allerlei Spuck wahrgenommen. Hochbetagte Leute erzählen noch, wie einmal ein Mann aus Kaufring zur Nachtszeit vorbeigegangen ſei, und am Eingange in dieſe Verſchanzungen drei weißgekleidete Fräulein geſehen habe, welche ihm bedeuteten, er ſolle hereinkommen. Der Mann aber ſei muthlos geworden, habe Ferſengeld gegeben, und ſei voll Angſt nach Hauſe gerannt. Ein anderer Mann aus Scheuering ſoll ebenfalls die Erſcheinung eines ſolchen Fräuleins gehabt haben, derſelben aber nicht gefolgt ſein, ſondern ſich mit dem Spruche entfernt haben: „Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn, was iſt dein Begehren?" Dieſer Mann hatte ſich nämlich eines frühern Vorkommens erinnert, wo ein Vorübergehender von dem Fräulein in die Burg gelockt worden, viele wunderbare Dinge geſehen hätte, und mit Geld beſchenkt worden wäre. Schwer beladen ſei der Mann nach Hauſe gezogen, aber am andern

Morgen habe er in der Kiſte, worin er dieſes Geld aufbewahrte, nichts als dürres Laub gefunden. Dieſes Fräulein ſoll bei den Burggräben am weſtlichen Saume des Waldes, nicht fern vom Lechfluſſe vorbeigegangen ſein. Auf einer anderen Seite des Weſterholzes aber, in ſüdöſtlicher Richtung, welche ehemals von einer Straße durchſchnitten worden iſt, die von Landsberg gerade nach Friedberg führte, nun aber bloß mehr als Feld- und Holzweg benützt wird, hat man auch ſchon ſeltſame Dinge wahrgenommen. Hier ſteht am Eingange in den Wald, neben dem ſogenannten Lechweg, eine Marterſäule, die vor mehr als hundert Jahren ſchon zum Andenken an einen grauſamen Mord geſetzt worden ſein ſoll. Da erzählen nun alte Leute, daß hier ein unterirdiſcher Gang laufen müſſe, weil man ſchon öfters unter der Erde ein großes Geröll, bald wie das Rauſchen eines Stromes, bald wie das Knarren eines ſchweren Wagens, oder auch wie das Getön eines Donners gehört hat. Es ſind noch keine dreißig Jahre, als einige Männer von Kaufring in ihr Dorf zurückkehrten, und erzählten, wie ſie dieſes Getös vernommen hätten. Ein noch lebender, beinahe achtzigjähriger Mann behauptet, er habe auch ſolches Geräuſch gehört, und unter ihm ſei der Fußboden gewankt.

892.

Höhlung bei Sandau.

Mündlich.

Von dem ehemaligen Benediktinerkloſter Sandau unterhalb dem heutigen Landsberg am Lech gelegen, welches im Jahre 954 von den Hunnen zerſtört worden iſt, ſteht keine Spur mehr, wenn nicht die Kirche des heiligen Benedikt, die an dem Platze ſich erhebt, wo lange Zeit der große Markt Sandau geſtanden iſt, als eine ſolche bezeichnet werden kann. Die romantiſche Lage von Sandau, die ehemalige Bedeutſamkeit deſſelben, und die gegenwärtige Unwichtigkeit des Ortes ſind vorzüglich geeignet, verſchiedene Sagen im Munde des Volkes zu erhalten. Von den Burgfräulein, die man bei dem unterhalb Sandau gelegenen Schloſſe, das verſunken ſein ſoll, geſehen hat, iſt ſchon an einem andern Orte Erwähnung geſchehen. Außerdem iſt eine Höhlung oberhalb Sandau merkwürdig, welche ſo hoch war, daß ein Mann darin aufrecht gehen konnte, und

noch vor einem halben Jahrhunderte weit landeinwärts gegangen sein soll. Wagehälse sollen damals bisweilen den schauerlichen Ort besucht haben, weil sie hofften, Geld und Reichthümer zu finden, die dort begraben wären. Einige hätten große Kisten gesehen, welche aber von gewaltigen Hunden mit feurigen Augen bewacht worden wären. Mit größter Gefahr sind diese kühnen Leute wieder zurückgekehrt, und dann hat es lange kein Mensch mehr gewagt, die unterirdische Reise vorzunehmen. Seit einem Jahrhunderte oder länger war man der Meinung, diese Höhle sei der Ort gewesen, wo man im Schwedenkriege und zu andern unruhigen Zeiten die Schätze verborgen habe, die jetzt der Teufel bewache. Auch glaubt das Volk, daß die Höhle unter der Erde bis Penzing fortgelaufen, und ihren Ausgang in der ehemaligen Schloßkapelle daselbst gehabt habe. Einige sagen auch, daß dieser unterirdische Gang zu geheimen Gerichten (Vehmgerichten?) benützt worden sei.

893.

Stauffenberg oder Stoffensberg.

Mündlich.

Schön und erhaben hat einst die Burg der Hohenstaufen auf dem Stauffenberge jenseits des Leches geprangt. Nun schauen nur mehr einige Tannen mit ihren dunkelgrünen Häuptern auf die nahe Stadt Landsberg herüber, und am Fuße des Berges steht ein bescheidenes Haus, welches von den Besitzern des Gutes bewohnt ist. Dort oben auf dem Gipfel des Berges haben Ritter gehaust, Vasallen des erhabenen Geschlechtes, dem der Kaiser Friedrich Barbarossa entsprossen ist. Konradin, der letzte des Stammes, hat das Gut sammt der Burg an den Herzog Ludwig den Strengen von Bayern verpfändet, als er hinzog nach Italien, um sich statt der Kaiserkrone den Todtenkranz zu holen. Seitdem ist das Schloß verfallen, und weist nur mehr Trümmer auf, die dem Boden gleich sind. Wie das Schloß so gänzlich zu Verfall gekommen, wissen wir nicht, das Volk sagt: es sei versunken. Diese Ansicht wurzelt fest im Volke und erhält das Andenken, daß auf dem Stoffensberg ein Schloß gestanden habe.

894.

Pfettenberg bei Landsberg.

Mündlich.

Noch vor fünfzig Jahren ungefähr ſchaute das Schloß, welches auf dem ſogenannten Pfettenberge in Landsberg ſtand, altehrwürdig auf den Lech herab, und beherrſchte die am Fuße des Berges, und an deſſen Abhange liegende Stadt. Vor vielen hundert Jahren wird ſie wetteifernd auf die hohenſtauffiſche Burg jenſeits des Leches geblickt haben, wie zu Römerzeiten ſpähend und lauernd auf's nahe Lechfeld. So die Geſchichtszeugen. Wenn aber auch alle Nachrichten verloren gegangen wären, ſo würde der Berg ſelbſt ein lebendiger Zeuge ſein. Er heißt Pfettenberg, und iſt bis auf den heutigen Tag ein Eigenthum der Pfetten geweſen, welche hier ſeit Jahrhunderten wohnten. Der Platz, wo die Burg geſtanden, weist noch Ruinen auf, und führt den Namen Schloßberg. Zwar iſt dieſes Schloß nicht verſunken, vielmehr noch im Angedenken der ältern Leute, aber dennoch iſt es nicht von Geiſterſpuck freigeblieben. In den letztern Zeiten ſollen etliche Pfleger, die ihren Sitz darin aufgeſchlagen hatten, ſeit die Burg an die bayeriſchen Herzoge gekommen war, von den Geiſtern ſtark beunruhigt, einige ſogar vertrieben worden ſein. Deßhalb ließ man das Schloß unbewohnt. Zuletzt hatte ein Schuſter darin ſeine Werkſtätte aufgeſchlagen, da er die Spuckgeiſter nicht fürchtete. Ihm konnten ſie auch nichts anhaben, und er hat ſie zuletzt gebannt, und ſeitdem hat man nichts mehr davon vernommen.

895.

Der Teufel im Jeſuitencollegium zu Landsberg.

Mündlich.

Nach dem Schwedenkriege haben ſich die Bürger in Landsberg bald wieder erholt, ſind wohlhabend geworden und haben Geld hinterlegt. So ſoll damals im Hauſe des ſogenannten Lechbaders ein großer Schatz aufgehäuft worden ſein. Da ſetzte ſich auf einmal der Teufel auf den Schatz und bewachte ihn, ſo daß man nicht mehr zu demſelben gelangen konnte. Der böſe Geiſt ſoll lange Zeit ſeine Herrſchaft geübt und vielen Spuck

getrieben haben, bis er endlich dem Banne eines frommen Geiſtlichen weichen mußte. Ein Jeſuit, heißt es, habe ihn zuerſt gebannt, ſo daß der Schatz in's Collegium der Jeſuiten transportirt werden konnte, ohne daß jedoch der Teufel ſein Beſitzthum verließ. Derſelbe blieb vielmehr in Geſtalt eines ſchwarzen Pudels mit feurigen Augen auf dem Fuhrwerke ſitzen, womit man den Schatz über den Berg hinaufführte. Er wich auch lange nicht den Exorcismen der Jeſuiten, als er ſchon in geweihter Stelle war. Endlich gab er den Schatz auf, fuhr aber boshafter Weiſe nicht beim Fenſter, oder bei der Thüre hinaus, ſondern mitten durch die Wand. Das Loch, welches ſein gewaltſamer Abzug hinterlaſſen hat, iſt noch zu ſehen am Eingange in die Bräuſtätte der Maltheſer und wurde ſo belaſſen, weil es früher nie zugemauert werden konnte.

896.

Der Burgſel bei Kaufring.

Mündlich.

In vielen Gegenden, namentlich im Lechraine, tragen jene Berge, worauf ehemals eine Burg geſtanden, den Namen: Burgſel. So ſteht auch bei Kaufring am Lech eine ſolche Erhöhung, die auf zwei Seiten mit Wällen verſchanzt iſt, und auf den andern zwei Seiten ſteil abfällt. Dieſer Burgſel ſoll den Platz bezeichnen, wo das alte Welfenſchloß geſtanden, und Welf II. Herzog von Bayern 1120 geſtorben iſt. Später hausten auch hier die adelichen Geſchlechter, welche die Hofmarch Kaufring beſaßen, und neben an betrieben ſie auch ihre Oekonomie, wie es der Name des Platzes, der ſüdöſtlich vom Burgſel liegt, beweist. Das Wort Buit bedeutet einen Platz, wo ein Gebäude ſtand, und da vor Alters die Oekonomiegebäude der Schlöſſer häufig Bauhöfe, oder Höfe im Bau genannt werden, ſo kann dieſe Buit nichts anderes ſein, als der Platz, worauf ein ſolcher Bauhof geſtanden.

Das Volk ſagt auch, hier ſei ein Schloß geſtanden, aber ſchon vor vielen hundert Jahren zu Grunde gegangen. Auch hat man Gebeine von Menſchen ausgegraben. Nördlich vom Burgſel iſt eine andere Erhöhung, die von demſelben durch einen Hohlweg getrennt iſt. Es ſcheint, daß dieſe zwei Berge ehemals zuſammenhingen, und daß in der langen Zeit, die von

der Zerſtörung dieſer Burg verlaufen ſein muß, die große Hohlgaſſe entſtanden, dürfte kaum einem Zweifel unterliegen, da ſich dieſe Gaſſe durch Abführung von Lehm und Erde noch in der neueſten Zeit ſehr erweitert hat. Auf dieſem nördlichen Hügel ſteht gegenwärtig die Kirche und der Friedhof, und etwas weiter herab liegt ein Felſenriff, der eine bedeutende Höhlung bildet, und in neueſter Zeit, weil er einzuſtürzen drohte, durch ein Gemäuer geſtützt wurde. Hier ſoll es nicht ganz geheuer ſein, und vor nicht gar langer Zeit hat man daſelbſt oftmals ſchreckliche Geſpenſter mit feurigen Augen geſehen, und jeder Bauer, der da vorüber geht, bekreuzt ſich, und wagt es kaum hinaufzuſehen, aus Furcht ein ſolches Geſpenſt zu erblicken.

897.

Das Hoimännlein auf der Lechbrücke.

Mündlich.

Die älteſten Männer in Kaufring erzählen noch von einer wunderſamen Erſcheinung, welche vor Zeiten auf der Lechbrücke ſtattgefunden habe. Es kam zu gewiſſen Zeiten des Jahres allemal auf der Brücke zu Kaufring ein Männlein daher, welches keinen andern Laut von ſich gab, als: Hoi, hoi! hoi, hoi! Dieſes ſonderbare Männlein ging jedesmal bis zum Thore herein, welches die Brücke vom Dorfe abſchloß, und zur Nachtszeit geſchloſſen wurde. Die beherzteſten Männer des Dorfes wollten das Männlein haſchen; ſobald ſie aber Anſtalt dazu trafen, ſprang es in den Lech hinab, und erſchien dann ein andersmal wieder mit demſelben Geſchrei. Uebrigens wurde von dieſem Hoimännlein Niemand beleidigt, und die Bewohner des Dorfes gewöhnten ſich ſo ſehr an den Beſuch desſelben, daß man es ruhig walten ließ. Seit mehr als einem halben Jahrhunderte wird aber nichts mehr von dem Hoimännlein gehört.

898.

Das Lichtlein unter dem Apfelbaume.

Mündlich.

Unterhalb dem Dorfe Kaufring ſtand an einer Bergleiten ein ſchöner Apfelbaum, welcher eine Frucht trug, die ein röthliches Fleiſch hatte und ſonſt gut zu eſſen war. Die Knaben des Dorfes wurden natürlich durch dieſe Frucht angereizt, den Baum zu beſteigen, aber ſie getrauten ſich nicht allemal; denn man ſah vor Zeiten unter dieſem Baume zur Nachtszeit ein Lichtlein wandeln, das offenbar die Anweſenheit eines Geiſtes bedeutete. Es ging die Sage, daß hier einmal ein altes Weiblein verhungert ſei, und nun auf Erlöſung aus dem Reinigungsorte harre, welche ſie wahrſcheinlich von einem Vorübergehenden zu erlangen hoffte. Man erzählt noch immer von dieſem Lichtlein, obſchon der Baum nicht mehr ſteht, aber das Lichtlein ſelbſt wird auch nicht mehr geſehen.

899.

Gunzenlech.

Mündlich. — Vgl. Lori Geſch. Bayerns I. Welſer Geſch. Augsburgs u. A.

In der Mehringer-Au, am Lechfelde lag ehedem ein prächtiges Schloß, das den Welfen gehört hatte, und in noch frühern Zeiten ein römiſches Kaſtellum auf der Straße von Innsbruck nach Augsburg geweſen ſein ſoll. Dieſes uralte und prächtige Schloß hieß zu Römers Zeiten Concio legionum, und wurde ſpäter Gunzenlech genannt.

Hier war es vorzüglich, wo die Hunnen im Jahre 955 die große Niederlage erlitten, und von den Deutſchen ſo gedrängt wurden, daß diejenigen, welche nicht durch das Schwert fielen, in den Fluthen des Leches ertranken. Auf dieſem Schloſſe feierte Herzog Heinrich X., der Stolze von Bayern, mit Gertraut, der Erbtochter des Kaiſers Lothar, und Richinga, Gräfin von Nordheim, im Jahre 1127 ſeine Hochzeit.

Hier verſammelte Herzog Welf VI., Vater Heinrichs des Löwen, eine Menge Fürſten des Reiches, edle Vaſallen und Ritter, und ſtellte am

Pfingſtfeſte 1175 der Welt ein Schauſpiel der Pracht vor, wie ſie es nie geſehen hatte.

Auf dieſer ſchönen Burg hat auch König Philipp von Schwaben, Bruder Kaiſer Heinrich VI. mit Irene, der Tochter des griechiſchen Kaiſers Iſaak Angelus, die bereits mit Roger, König von Sizilien vermählt war, 1197 die Hochzeit mit ſtaunenswerther Pracht gefeiert.

Dieſes ſtolze und merkwürdige Schloß, das ſo weitläufig war, daß es ein ganzes Heer faſſen konnte, und mit ſolchen prächtigen Gärten und Anlagen geziert war, daß man nicht dergleichen weit und breit ſah, kam nach Abſterben der prachtliebenden Welfen ſo in Verfall, daß es im fünfzehnten Jahrhunderte nur mehr als verfallene Ruine erſcheint. Gegenwärtig ſieht man aber keine Spur mehr davon, und doch lebt es noch im Munde des lechrainiſchen Volkes. Das Volk ſagt: es ſei verſunken. Dieſes iſt aber buchſtäblich war; denn die Fluthen des reißenden Lechſtromes haben nicht bloß die Burg, ſondern auch den Grund, worauf Gunzenlech geſtanden, weggeſchwemmt.

900.

Sagenhafte Erinnerungen aus Ortsnamen *).

Mitth. von J. Dellinger nach den Pfarrarchiven von Kaufering und Türkenfeld, mündlicher Ueberlieferung, Lori Lechrain II. u. Mon. Boic. VII.

Die Rorbacher, ein adeliches Geſchlecht, welches vorzüglich im dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte in der Gegend von Landsberg begütert war, beſaßen auch unweit Sandau einen Ort mit Namen Pulach. Von dieſem Orte iſt keine einzige Spur mehr vorhanden, aber ein Feld zwiſchen Penzing und Schwifting, etwa eine gute halbe Stunde von Sandau entlegen, führt noch dieſen Namen, und der Weg, welcher von Kaufring nach Schwifting führt, wird allgemein Pulacher Weg genannt, weil er ehemals zunächſt nach Pulach zog, ehe er das weiter entferntere Schwifting erreichte.

Kein lebender Mann denkt es mehr, daß auf dem kleinen Felde, welches zwiſchen Kaufring und dem Lechfelde auf mäßiger Höhe ſich aus-

*) Einige Belege, wie lebende Volkstradition auch dem Geſchichtforſcher Anhalte bietet.

breitete, ein Hof gestanden, aber der Name Höfle sagt es den künftigen Geschlechtern, die keine Spur mehr von einer Behausung sehen können.

So ist auch im Dorfe Morenweis, zwischen Landsberg und Bruck gelegen, ein Haus, welches noch den Namen „zum Parochel" führt. Dieser Name beurkundet in der That, daß hier einmal der Pfarrhof (domus parochialis) gestanden sei.

Im selben Dorfe führt eine ganze Abtheilung von Häusern und Gärten den Namen „Pfalz." Hier stand ehemals das Palatium der Edlen, die in frühesten Zeiten daselbst saßen, und später das Palatium der Verwalter der wessobrunischen Güter. Der Name Pfalz wird für ewige Zeiten die einstige Existenz eines solchen Palatiums bezeugen.

Die „Engelmüthen" ist ein Feld mitten im Walde zwischen Morenweis und Türkenfeld, das zu dem nahegelegenen Weiler Brandenberg gehört. Niemand weiß jemals hort eine menschliche Wohnung, den Namen aber hat der Platz bewahrt, wo einst das in alten Schriften beurkundete „Engelmuthing" stand.

So führt auch nahe bei Türkenfeld ein besonders abgegränztes Feld, in welches sich vier Grundbesitzer von Türkenfeld theilen, den Namen „Hirschenwang," und bezeichnet den in der Geschichte von Benediktbeuern so oft beurkundeten Ort Irsenwang oder Hirschenwang, von dem aber keine andere Spur mehr, als dieser Name vorhanden ist. Die Bewohner dieses Ortes haben sich in schweren Zeiten nach Türkenfeld übergesiedelt, und ihre Besitzungen an die Häuser gebracht, in welchen sie sich niedergelassen hatten.

901.

Sagen von Ortschaften, die vormals Städte gewesen.

Mündlich.

Zwei Stunden ostwärts von Landsberg liegt ein Dorf, welches sehr steinigten Grund hat und den Namen Hofstetten führt. Die Bewohner dieses Ortes behaupten, daß ihr Dorf ehemals eine Stadt gewesen, und bis zum sogenannten schönen Büchel gereicht haben soll. Man hat auch öfters auf dem Felde Ziegel und andere Bausteine ausgegraben.

Von Schöngeising an der Ammer, zwischen Bruck und Grafrath gelegen, ist es allgemein bekannt, daß daselbst die römische Stadt ad Ambras

ſich befunden und die Brücke über die Ammer die Straße von Salzburg nach Augsburg fortgeſetzt habe. Hier trifft man aber gegenwärtig, nicht bloß auf einzelne Bauſteine, ſondern zuweilen auf ganze Grundmauern, wo jetzt Dorf und Feld ſteht, in den Wäldern aber Spuren von Aeckern an.

Auch von Walchſtadt ſagen die Bewohner der Gegend, es ſei hier eine Stadt geſtanden, die von da bis nach Hochſtadt gereicht habe. In Türkenfeld geht die Sage, daß ehemals dieſer Ort eine Stadt geweſen ſei, die von Burgholz bis Klotzau gereicht habe. Burgholz und Klotzau ſeien die zwei Edelſitze geweſen, welche die Stadt bewachten. Eine Gaſſe im genannten Dorfe heißt man noch den Schmiedenberg; hier ſollen die Schmiede und andere Feuerarbeiter ihre Werkſtätten gehabt haben. Nördlich vom Schmiedenberge erhebt ſich ein Hügel, deſſen kugelförmige Spitze das Todtenberglein genannt wird. Das Volk glaubt, hier ſei ehemals die Richtſtätte geweſen, und nebenbei ein Todtenacker. Man hat auf dieſem Platze ſchon einigemal Todtengebeine ausgegraben. Auch fand man früher bei Burgholz und Klotzau Ziegelſteine in der Erde, ſowie andere Baumaterialien. Beſonders ſind es römiſche Hufeiſen, welche hier häufig vorkommen, während die anſtoßenden Waldgründe lauter Aecker erkennen laſſen, und voll von römiſchen Grabhügeln ſind. Selbſt Straßenüberreſte hat man in dieſer Flur entdeckt. Dieſe und andere Entdeckungen mögen die Sage von einer römiſchen Stadt begründet haben.

Südlich vom Dorfe Traubing, in der Nähe eines kleinen Sees, den man Deichſelfurther See nennt, links und rechts von der Landſtraße, die von München und Starnberg nach Weilheim führt, befinden ſich ziemlich hohe Hügel, auf welchen ehedem Häuſer, die Ueberreſte einer alten Ortſchaft (Stadt) geſtanden haben ſollen. Auf dem ſogenannten Baderbüchel ſagt man, wäre die Kirche geweſen, und ſüdlicher, wo noch eine viereckige Verſchanzung eine alte Burg anzeigt, ſei ein Schloß geſtanden. Auf denſelben Hügeln ſind überall Spuren von Aeckern, ſowie einzelne Römerhügel zu erkennen, daher angenommen wird, daß hier ein bedeutender Ort geſtanden zu einer Zeit, wo das Thal von Traubing und Wieling noch ein Sumpf geweſen, welcher mit dem Meiſinger See zuſammen einen See gebildet hat, mit dem Deichſelfurther See aber durch einen Ausfluß verbunden geweſen wäre.

Am ſüdweſtlichen Ende des Ammerſees erhebt ſich Dieſſen, ein alter Marktflecken, der ehedem ſehr gewerbreich und wohlhabig war, nun aber ſeit Aufhebung der Klöſter ſehr herabgekommen iſt. Man ſagt, hier ſeien

die pontes Tessini über den dreiviertel Stunden breiten See gegangen, und eine Stadt gestanden, welche den Namen der pontes Tessini getragen.

Auch die Bewohner von Utting wollen den Ruhm behaupten, daß ihr ansehnliches Dorf ehedem eine Stadt gewesen, welche bis See oder Unterschondorf gereicht habe. Diese Stadt habe Urusa geheißen, und seien bei Unterschondorf die Bäder gewesen, welche reiche Römer angelegt hatten. Der nahegelegene Wald, zum Weingarten genannt, welcher den Hofmarchsherrn von Greifenberg eigen ist, soll zu Weinbergen gedient haben. Man versichert auch, daß, wenn durch diesen Wald nahe beim Ammersee ein geladener Wagen fährt, ein klingender Schall vernommen wird, wie wenn ein unterirdisches Gewölbe vorhanden wäre. Die Ausgrabung von einer zweihundert Fuß langen Grundmauer im Jahre 1795, mit einem schönen Estrich von hartem Marmor, und die Entdeckung einer eben solchen Mauer 1815 haben die Sage von einer ehemaligen Stadt nur bestätiget.

902.

Mariakapelle ob der Artl bei Schmiehen.

Mündlich.

Bei der Quelle jenes Bächleins, welches durch das Dorf Schmiehen fließt, und diesem wahrscheinlich den Namen gab, fuhr vor alten Zeiten ein Fuhrmann vorbei, und siehe da, plötzlich konnte er nicht mehr weiter. Er trieb die Pferde an, und geiselte unbarmherzig darauf los, aber es half nichts, die guten Thiere zogen nicht mehr. Der Fuhrmann betete und fluchte, und griff in die Speichen der Räder — Alles vergebens. Der Wagen blieb stecken und die Thiere waren kraftlos. Da grub er endlich die Erde auf, und fand ein Bildniß der Mutter Gottes. Kaum war dieses erhoben, so zogen die Pferde wieder, und der Fuhrmann konnte seines Weges ziehen. Alsbald wurde an dieser Stelle eine Kapelle erbaut, und das Bild in derselben aufgestellt. Der Zulauf des Volkes wurde so groß, daß man die Kapelle erweitern mußte. Im Jahr 1691 fand es der Hofmarchsherr von Schmiehen, Bonaventura Graf von Fugger für gut, eine ewige Messe daselbst zu stiften.

Dieſes iſt der Urſprung des Kirchleins Maria Kapell ob der Urtl bei Schmiehen. Das Bächlein aber ſoll den Namen vom lateiniſchen Worte **smigma**, d. h. Seife, haben, weil das Waſſer eine etwas bläuliche Farbe hat, und zum Reinigen der Wäſche ganz beſonders taugen ſoll.

903.

Das weiße Pferd am Katzenſteg.

Mündlich.

Wenn ſich ein Bewohner Türkenfelds im benachbarten Geltendorf verſpäten ſollte, und er zur Nachtszeit nach Hauſe geht, bekreuzt er ſich allemal, ſobald er ſich dem ſogenannten Katzenſteg nähert. Es iſt auch dort nicht heimlich, und beim Mondenſcheine werfen die ſchwarzen Erlen, die am Bächlein wachſen, welches hier durch ſumpfigen Grund fürbaß zieht, einen melancholiſchen Schatten auf den Steg, der über den kleinen Sumpf gelegt iſt. Aengſtlich ſieht der Wanderer umher, und wenn ein Blättlein rauſcht, ſo betet er ein Vater unſer und Avemaria, daß die Gefahr von ihm abgewendet werde. Vor Zeiten hauſten hier die Geiſter gewaltig, und es ging ſelten Jemand vorüber, ohne von einer Erſcheinung geſchreckt zu werden. Selbſt muthige Burſche, die in Geſellſchaft über dieſe Geiſter ſpotteten, haben von Angſtſchweiß triefend die Flucht ergriffen. Am öfteſten ließ ſich aber ein weißes Pferd ſehen, manchmal ohne Reiter, die Wanderer neckend, manchmal mit einem Reiter den Vorübergehenden drohend. An dieſen Spuck glauben die Bewohner der Gegend noch heut zu Tage, und wiſſen Manches zu erzählen, was Vorübergehenden widerfahren ſein ſoll.

904.

Geburtsſtätte des heiligen Grafen Raſſo oder Ratho.

Mündlich.

Zwiſchen den Dörfern Mühlhauſen und Gerezhauſen in der Nähe des Städtchens Landsberg, ſteht man einen Burgſel. Am Fuße dieſes Berges, am Wege der von Mühlhauſen nach Gerezhauſen führt, ſteht

eine steinerne Säule, in welcher eine Tafel eingeschlossen ist, die das Bild des heiligen Rasso oder Ratho, Grafen von Andechs und Dießen enthält, bei dem sich auch eine Frau aufgezeichnet findet, welche die Mutter desselben vorstellt. Diese Säule mit dem beschriebenen Bilde ist merkwürdiger als man glaubt. Das Volk der Gegend ist allgemein der Meinung, daß hier der heilige Graf Rasso oder Ratho geboren sei. Seine Mutter sei nemlich vor der Grausamkeit ihres Ehegemahls Rathold geflohen, um sich unter den Schutz ihres Bruders zu stellen, welcher zu jener Zeit Pfarrherr in Gerezhausen gewesen. Da sie hoch schwanger war, konnte sie das Dorf Gerezhausen, und auch die nahegelegene Burg nicht mehr erreichen, und gebar einen Sohn, welcher den Namen Rasso oder Ratho erhielt. Dieß ist der nachher so mächtige und berühmte Graf Ratho, der in Bayern als ein Heiliger verehrt wird.

Noch wallfahrten manche Bewohner des Lechrains zu dieser Säule, sowie auch jene, welche die Begräbnißstätte des heiligen Grafen Ratho besucht haben, im Nachhausegehen, öfters bei seiner Geburtsstätte Halt machen, und daselbst ihre letzte Andacht verrichten.

905.

Das Klösterlein zu Graf-Rath an der Ammer.

Mündlich.

Rasso, der heilige Graf von Andechs und Dießen, ein großer und tapferer Rittersmann, Sohn des Grafen Rathold und Enkel des Kaisers Arnulf hauste in den letzten Tagen seines Lebens, nachdem er von seiner Reise nach Jerusalem, die er mit Judith, der Gemahlin des Herzogs Heinrich I. von Bayern gemacht hatte, und von seinen Kriegsthaten auszuruhen beschlossen hatte, auf seinem Schlosse zu Ratzenberg bei Wildenrod. Dieses Schloß ist sehr groß gewesen und die Vorwerke desselben sind bis zu dem Thurme gegangen, der jetzt die Kirche von Höfen ziert, und zu jener Zeit ein Wachthurm gewesen ist. Da wollte denn, um seine Sünden zu sühnen, der heilige Graf Rasso sich ein Kloster bauen, und zwar in dieser Gegend. Eines Tages stand er auf den Zinnen des Schlosses, oder auf dessen Vorwerken, und schaute auf die Insel nieder, welche die Ammer bildete. Da sprach der gottesfürchtige Graf: „Dort, wohin mein

Speer fällt, will ich mir ein Klösterlein bauen." Mit dieſen Worten erhob er mit gewaltigen Arme ſeinen Speer und ſchleuderte ihn über die Ammer. Der Speer fiel auf dem Platze nieder, wo jetzt noch das Klösterlein und die Kirche zu Grafrath ſteht. Alſobald begann der heilige Raſſo den Bau des Kloſters, übergab die Regierung ſeines Gaues dem Sohne Friedrich, begab ſich ſelbſt unter die Zahl der Mönche, und ſtarb im Jahre 954 im Rufe der Heiligkeit.

906.

Entſtehung der Wallfahrtskirche in der Grünſiek bei Weßling.

Mündlich.

Vor ungefähr hundert Jahren waren in der Gegend von Weßling noch große und undurchdringliche Waldungen, ſo daß ſich ſogar Jäger zuweilen verirren konnten.

Einmal begegnete dieſes auch einem herrſchaftlich Seefeldiſchen Jäger. Er fand den rechten Weg nicht mehr, und weil es Nacht geworden, ſo verlor er zuletzt jede Richtung und Spur. Damals war es nichts Kleines, zur Nachtszeit in einem Walde zu übernachten, weil es noch Wölfe gab. Deßhalb fing der Jäger zu beten an, flehte in ſeiner Herzensangſt zur Mutter des Herrn und gelobte ihr, wenn er das grüne Thal (die grüne Siek) am Etterſchlager Weg erreiche, ein Bildniß dortſelbſt aufzuſtellen. Der Jäger fand den rechten Weg und die bekannte Grünſiek, und ging ſodann nach der Einöde Schluifeld, um daſelbſt zu übernachten. Bei dem Bauern von Schluifeld ſah der Jäger ein Bildniß der Mutter Gottes, das ganz vernachläſſiget war, und erhielt es leicht zum Geſchenke. Dieſes Bild ſtellte er in einem hohlen Baum auf und verehrte es. Das Volk kam bald herzu, um das Bild zu ſehen, und weil einige durch die Fürbitte der Mutter Gottes Hilfe erlangten, ſo fanden ſich bald mehrere zur Andacht ein. Es fielen Opfer und allerlei Geſchenke, und man ſah ſich genöthiget, eine Kapelle zu bauen, welche durch die Freigebigkeit der Gräfin von Seefeld Vergrößerung erhielt. In der Nähe dieſer Kapelle ſoll es zur Nachtszeit auch ſchon öfters geſpuckt haben. Etliche, die ſpät heimgingen, haben einen Pudel geſehen, welcher ſchwarz von Farbe war, und keinen Kopf hatte. Man nennt dieſes Geſpenſt: den Grünſieker Pudel.

907.

Insel Wörth im Mausee.

Mündlich.

Vor vielen hundert Jahren, ehe das Geschlecht der Grafen von Törring das Schloß und die Hofmarch Seefeld besaß, soll einmal ein steinreicher Herr auf Seefeld gesessen sein, der die Armen sehr hart hielt. Zur Zeit einer großen Theuerung habe er einen ganzen Haufen Bettelvolks in eine leere Scheune gesperrt, und dann befohlen, dieselbe anzuzünden. Es geschah, und als der Stadel hellauf brannte und die Bettelleute in den Flammen schrieen und wimmerten, soll der Barbar gesagt haben: „Hört ihr das Wimmern der Ratten und Mäuse?“ Bald darauf traf ihn aber die göttliche Rache. Es entstanden so viele Ratten und Mäuse, daß er in seinem Bette nicht mehr sicher war, von ihnen gequält zu werden. Wenn er aß, stiegen sie auf den Tisch, und wenn er schlief, kneipten sie ihn an den Ohren. Er mußte ausziehen. Da begab er sich auf die Insel, die im sogenannten Ausee oder Wörthsee lag, und hoffte daselbst Ruhe vor dem nagenden Ungeziefer. Aber er fand auch hier keine Ruhe, und obschon er sein Bett an eisernen Ketten aufrichten ließ, so kamen die Ratten und Mäuse dennoch über den See auf die Insel Wörth, und bestiegen auch sein Ruhelager. In der Noth rief er endlich zu Gott um Hilfe, und gelobte, Stiftungen für die Armen und zur Ehre Gottes zu machen. Darauf verschwanden die Mäuse und Ratten, und man konnte wieder wohnen in Seefeld und auf der Insel im Ausee, welcher vom Volke Mausee genannt wurde, und noch heut zu Tage unter diesem Namen bekannt ist.

908.

St. Ulrichs Kapelle bei Eresing.

Mündlich.

Unweit Eresing ist eine kleine Kapelle mit einer Klause, worin der heilige Ulrich, wie in der Pfarrkirche verehrt wird. Bei dieser Klause entspringt ein Brunnen, in dem sich die Leute andächtig waschen, besonders

an den Augen, und wovon ſie auch nicht zu trinken ermangeln, wenn ſie hier Einkehr nehmen, um bei dem heiligen Ulrich, dem Patron der Diözeſe Augsburg, in ihrem Anliegen Hilfe zu ſuchen. Dieſes Waſſer hat aber bei dem chriſtlichen Volke deßwegen ein ſo großes Zutrauen erlangt, weil der heilige Ulrich auf ſeinen Reiſen hier ausgeruht und ſich am Quell des Brunnens gelabt hat. Deßhalb wurde auch dieſe Kapelle erbaut, ſo wie auch die Pfarrkirche den heiligen Ulrich zum Patron hat, damit ſich die Leute ſtets an dieſes Ereigniß erinnern.

909.

Niederhofen.

Mündlich und Hormayrs goldene Chronik.

Auf einer mäßigen Höhe erhob ſich die alte Burg Niederhofen. Seit unfürdenklicher Zeit lebt im Volke die Sage, daß auf dem Burghügel oft eine Jungfrau ſitzend geſehen wurde, die immer geſungen und an die Sonne einen Korb mit Gold emporgehalten habe. Wirklich wurde 1685 von Schwangauer Hirten eine Viertelſtunde davon ein Schatz entdeckt, beſtehend aus ſilbernen und kupfernen römiſchen Münzen, Koch- und Hausgeſchirren, Streitkolben, Schwertern, Sporen, Hufeiſen und ganzen Stücken Eiſen und Meſſing.

910.

Wigold zu Falkenſtein.

Mündlich.

Nach dem Ableben des Biſchofs Embriko traten zu Augsburg zwei Biſchöfe hervor: Sigfrid und Wigold, jener vom Kaiſer Heinrich IV., dieſer von Welf, dem bayeriſchen Herzoge, beſchützt. Heftige Fehden der beiden Parteien zerrütteten viele Jahre hindurch den Zuſtand des Bisthums. Wigold, der vom Kapitel und Volke zu Augsburg als rechtmäßiger Biſchof anerkannt war, befand ſich doch in Augsburg nicht ſicher, ſondern flüchtete ſich auf das feſte Schloß Falkenſtein bei Füſſen, um den Frieden

der Kirche dortſelbſt zu erwarten. Auf ſeiner Reiſe dahin ſoll er, ſo geht die Volksſage, um ſeinen Verfolger zu täuſchen, dem Pferde die Hufeiſen verkehrt haben aufſchlagen laſſen, ſo daß es den Anſchein hatte, es ſei Einer herab und nicht hinauf geritten.

911.

Julius Cäſar.

Schaubach d. deutſchen Alpen II., 225.

Auffallend iſt es, daß ſich in der Gegend von Reute bis nach Füßen hin das Andenken an den Römer Julius Cäſar erhalten hat, der wohl ſchwerlich hieher gekommen iſt. Schon bei Füßen ſoll er zu Pferd über den Lechſchlund geſprengt ſein; auch ſoll er am Säuling ein Bad beſucht haben.

912.

Weilheimer Stückln.

Unter dieſer Firma gehn viele Stücklein unter dem Volke, welche bald nach Weilheim, bald nach Hirſchau, bald nach Plech, bald nach Ditges u. ſ. w. verlegt werden. Die Sage geht hier bereits in Schwank und Märchen über, indeſſen dürften einige der bekannteſten zur Charakteriſtik dieſes Genre nicht am unrechten Orte ſein.

1. Es war ein Landrichter zu Weilheim, der wollte ſchon lang einen Eſel haben, und obgleich viele Tyroler mit Eſeln durch Weilheim fuhren, ſo bekam er doch keinen, weil die Tyroler immer zu viel für einen ſolchen begehrten. Eines Tages geſchah es, daß der Herr Landrichter auf der Bank vor der Hausthüre ſaß, als gerade wieder ein Tyroler mit einem wahren Muſter von Eſel vorbeifuhr. Der Landrichter gab ſogleich einen Wink, daß der Tyroler halten ſollte und fragte ihn, ob der Eſel nicht feil ſei. „Warum nicht," ſagte der Tyroler, „um fünfzig Gulden ſollt ihr ihn haben." „Der iſt mir zu theuer," erwiederte der Landrichter nach gewohnter Weiſe, indem er zu gleicher Zeit in den Wagen des Eſeltreibers ſchaute und darinnen ſo gelbe, große Kugeln erblickte, wie er ſeiner Lebtag noch nie geſehen hatte. „Ei! was habt ihr denn da für Seltenheiten?"

fragte der neugierige Herr. „Ja," ſagte der Tyroler, „das ſind Eſelseier, welche mein Grauſchimmel heute Nachts gelegt hat." „Wie theuer das Stück?" entgegnete raſch der Landrichter. „Zwölf Gulden iſt nicht zu viel," antwortete der Tyroler. „Ei, ſo laßt mir ein Ei ſtatt des Eſels ab, erklärt mir aber noch, wie der Eſel aus dem Ei hervorgeht!" Darauf verſetzte der Tyroler: „Das iſt nicht ſchwer, Ihr tragt das Eſelsei auf den Gogelberg (bei Weilheim), ſetzt euch ſelber darauf und haltet es warm, bis der Eſel heraus kommt." Alſo war der Landrichter ſeines guten Einkaufs froh und der Eſelstreiber zog guter Dinge von dannen. Das Eſelsei war aber nichts anders, als ein großer gelber Kürbiß, dieſen trug der Herr Landrichter nach Vorſchrift auf den Gogelberg, ſetzte ſich darauf und harrete der Dinge, die da kommen ſollten. Als er aber bereits eine gute halbe Stunde auf ſeinem Eſelsei geſeſſen, alſo daß ihm der Schweiß von der Stirne tropfte, geſchah es durch ſeine Unruhe, daß ihm der Kürbiß entſchlüpfte, über den Berg hinabrollte und zufällig in eine Staude hineinfuhr, aus welcher ſogleich ein erſchrecktes Häslein hervorſprang. Als dieſes der Landrichter erblickte, ſchrie er vor Freuden einmal über das andermal: „Eſel daher, Eſel daher!" Aber der Eſel wollte nicht hören, ſondern nahm Reißaus in das Feld hinein. Der Herr Landrichter ſchaute ihm noch lange nach, bis er endlich ſeines Irrthums gewahr ward und ſich zornig nach Hauſe begab, den Betrüger von Eſelstreiber zur verdienten Strafe zu ziehen. Aber der Mann war klüger als der Landrichter geweſen und hatte ſich bei Zeiten aus dem Staube gemacht. Alſo blieb dem Betrogenen die gute Lehre, in Zukunft keine Eſelseier mehr zu kaufen.

2. Zwiſchen zwei ziemlich hohen und ſteilen Bergen ſtand ein Kirchlein, in das die Weilheimer ſo gerne gingen, was ihnen aber ſchwer wurde, weil die Kirche von den Bergen und einem See eingeſchloſſen war, und nur von einer Seite zugängig war, ſo daß die Weilheimer einen großen Umweg machen mußten. Abreißen wollten ſie es nicht, und beſchloßen daher, das Kirchlein auf die eine freie Seite zu ſchieben. Um ſich nun zu merken, wie weit ſie geſchoben hätten, legte einer von ihnen ſeinen Mantel vor. Dann ſtellten ſich alle hinter das Kirchlein, ſchoben aus allen Kräften und ſahen dann nach einer Weile um den Mantel um. „Ei, ei," ſagten ſie, „nun iſt es genug, s' Kirchlein liegt ſchon auf dem Mantel droben." Den Mantel hatte unterdeſſen ein Dieb genommen, das Kirchlein aber ſtand auf dem alten Flecke.

3. Das alte Rathhaus war baufällig, und also beſchloſſen die Weilheimer, ein neues zu bauen. Sie gingen rüſtig an's Werk, bauten und bauten immer fort, und endlich machten ſie auch den Dachſtuhl darauf, deckten ihn, und gingen nun feierlich in das Rathshaus, welches aber bei helllichtem Tage ſtockfinſter war, denn ſie hatten vor lauter Eifer die Fenſter vergeſſen. Der Herr Bürgermeiſter verordnete daher, daß jeder einen Sack nehmen, in's Freie gehen, und mit Schaufeln und Gefäßen Tag in den Sack ſchöpfen, ſodann denſelben im Rathhauſe ausleeren ſollte. Dieſes thaten ſie auch, allein es kam kein Tag in das Rathhaus, welches ſie hernach abdeckten, um doch Licht zu bekommen.

4. Auf der Weilheimer Stadtmauer wuchs hohes Gras. Da die Weilheimer kein anderes Mittel wußten, es herunter zu bringen, ſo banden ſie einen Ochſen an ein Seil und zogen ihn ſo auf die Mauer. Der Ochſe mußte nun freilich erſticken und ſtreckte ſeine Zunge ganz jämmerlich heraus. Da ſprach Einer: „Seht nur, wie freudig das Oechslein ſeine Zunge nach dem friſchen Gras ausſtreckt!“ Der Ochſe wurde heraufgezogen; aber er war todt.

5. Einer zu Weilheim wollte einen Baumſtamm zum Thor herein fahren. Er hatte aber denſelben der Breite nach auf den Wagen geladen, ſo daß natürlich das Thor zu ſchmal war. Dieſes gab Veranlaſſung, das Thor einzureißen, worauf jener mit ſeinem Baume hinein fuhr.

913.

Das Fräulein auf dem Osberg.

Der Osberg bei Hehendorf unweit Murnau. F. Panzer. S. 26.

Das Fräulein auf dem Osberg liebte einen Ritter, welcher auf der Feſch bei Ohlſtadt wohnte, (die Feſch iſt eine Felſenſpitze mit tiefen Höhlen). Da aber der Osberg ganz von einem See umgeben war, ſo ſchwamm der Ritter immer Nachts hinüber und das Fräulein ſtellte ein brennendes Licht an das Fenſter, welches ihm zum Ziele diente. So ſahen ſich oftmals die Liebenden. Einſt aber ſchlief das Fräulein den Geliebten erwartend ein, und ein Sturm warf das Licht vom Fenſter herab, daß es erloſch. Der in ſtürmiſcher, finſterer Nacht auf dem See ſchwimmende Ritter verlor das gewohnte Ziel, und wurde von den Wellen verſchlungen.

Da verwünſchte das Fräulein den See, und es entſtand der Staffelſee. (Die Bildung des Thales, in welchem der Osberg liegt, zeigt, daß daſſelbe einſt See war, welcher ſich aber einen Ausgang geſucht hat, und nun Sumpf iſt.)

914.

Der Ammerſee.

F. Panzer Beitrag S. 34.

Der Ammerſee war einſt Moos und wurde von drei Jungfrauen cultivirt. Da ihnen die Arbeit durch das Waſſer erſchwert wurde, ſo ſprachen ſie den Wunſch aus, daß der Sumpf zu See werde, und ſo entſtand der Ammerſee.

915.

Der Wallerſee.

J. Burgholzer Stadtgeſch. v. München, 1796. I., 373. Panzer a. a. O. S. 22.

Die Sage ging noch im vorigen Jahrhundert, es werde der Wallerſee dereinſt die Ufer durchbrechen und ganz Bayerland unter ſeinen Fluthen begraben. Noch im Jahre 1783 erregte dieſer Glaube ſolche Beſorgniß, daß man zu Gott um Gnade und Segen flehte. In der ehemaligen Gruftkirche zu München wurde zur Abwendung der Gefahr eine tägliche Meſſe geleſen, auch alljährlich ein goldener Ring geweiht und in den See geworfen.

916.

Der Teufelsgraben.

Zwiſchen Iſar und Tegernſee. — Lexikon v. Bayern III., 479.

Ein Herzog von Bayern entzweite ſich mit einem Biſchofe von Freyſing von wegen des Iſarzolles. Da gedachte er dem Biſchof einen Poſſen zu

thun, wenn er mittelſt eines Grabens die Iſar in ein neues Rinnſal leitete, ſo daß ſie Freyſing nicht mehr berührte. Das Werk war aber ſo ſchwierig, daß es nicht ausgeführt wurde. Die Leute erzählen auch, ein Rieſe oder der Teufel ſelbſt habe den Graben gezogen, woher auch der Name geworden.

917.

Die Teufismühl am Funtnſee.

Von Fr. v. Kobell.

Es ſitzt a Jager am Funtnſee,
Der hat auf d' Mankein *) paßt,
Er ſchaugt auf d' Röhrn manchi Stund;
Wo ihm halt 's Mankei kemma kunnt.
Und wier ſitzt und ſchaugt und denkt,
So rappit's über'n See
Da drentn ſteht die Teufismühl,
Heunt malt der Teufi woltern viel.
Ha, was er ebba maln kunnt?
Er malt a ſtoaner's Mehl
Und bacht ihm goldeni' Thaler draus
Und giebt ſ' zun Locka fleißi' aus.
„Mei'!" Hat der Jager für ihm denkt,
„Lockt er die Leut a ſo,
Na' bin i' freili' ſicher ſchier,
Es kimmt ja nie a Gold zu mir."
Und wier er's denkt, da glanzn d' Stoa',
Wo's Mankei friſch hat gſcharrt,
A goldner Thaler funkelt 'raus,
'n Jager überlaaft a Graus.
Es is a Thaler ja meinoad
Von feinſtn gelbn Gold,
Ja wann er nit von Teufi waar,
Der Thaler waar ja ſo viel raar.
Was fangt jetz' geh' der Jager o?
'S is gweſt a frummer Mo',
Er bet't und nimmt 'n Thaler mit,
An' Jaga ſtimmt koa' Teufi nit.
Er tragt 'n abi ſchan ins Thal
Auf Bertlsgadn zua,
Dort in der Kircha taucht er 'n fei,
In Weichbrunnkeſſel woltern ei'.
Gel'? Dees derleibt koa' Satansgeld,
'S g'ſchpürts aa' der Thaler gſchwind,
Und is a' Stoa' wahrhafti' 'worn,
A' Stoa' wie ſ' ſan am Teufishorn.
Dees hat der Böſi nit verſegn
Und werd fuchsteufiswild,
Und hat a ſo ghauſt in ſeiner Mühl,
Weil er verlorn hat ſei Geſchpiel,
Daß alli Fiſch in Funtnſee
Vor Schreck' umgſtande ſan,
Drum geits dort, wie die Leut verzähln,
Koan' Saibling mehr und koa' Forelln
Und weil 'n a Jaga ſo g'irgert hat,
Mag er koan' oanzign mehr,
Und von an Gold in die Mankerlröhrn,
Werſt ſeit den Thaler nix mehr hörn.
No', daß i' 's nit vergeſſn thua,
Derſelli Jagersmo'
Hat fröhli' g'lebt aa ohni Gold,
Wie 's halt der liebi Gott hat g'wollt.

*) Murmelthiere.

918.

Hungerthurm im Schlierſee.

J. v. Heſner Tegernſee ꝛc. München 1838. S. 149.

Ein Ritter war zum Kampfe mit den Ungläubigen in's heilige Land gezogen. Unterdeſſen gab ſein Weib den Einflüſterungen des Böſen Gehör und vergaß die dem Gatten ſchuldige Treue. Als dieſer nach Hauſe zurückkehrte und die Kunde deſſen vernahm, beſchloß er furchtbare Rache zu üben und ſperrte die Schuldige in einen Thurm auf einer Inſel des Schlierſees, wo ſie vor Hunger verſchmachtete. Andere ſagen, der erzürnte Gemahl habe auch den Verführer und das Kammermädchen an Ketten geſchloſſen in den Thurm geſperrt, letztere an die längſte Kette, auf daß ſie ihren Mitgefangenen die ſpärliche Nahrung reichen konnte. Heutzutage iſt jede Spur des Hungerthurms, wie ihn die Sage nennt, verſchwunden; nur Mauerſteine werden noch beim Nachgraben gefunden.

919.

Burgfräulein auf Schreckenſtein.

Bei Bergham Pfarrei Kirchdorf-Haunpold in Oberb. — Oberb. Archiv VII., 256.

Bei Bergham liegt eine Burgruine, von dem Landvolke der Umgegend „Schreckenſtein" genannt. Daſelbſt wohnte vor Zeiten ein ſteinreiches, wunderſchönes Burgfräulein, welches in kindlichſter Liebe ihrem Vater ergeben war. Dieſen erſchlug ein böſer Heide. Darüber hat ſich das gute Kind zu Tode gehärmt und muß nun zur Strafe, weil ſie nicht auf Gott vertraut und gebetet hat, jede Nacht durch einen unterirdiſchen Gang auf das alte Schloß jenſeits der Mangfall wandern. Nur ein braves Kind, das fleißig betet, Gott liebt und ſeine Eltern nicht erzürnt, kann ſie erlöſen. Es iſt aber ein ſolches Kind noch nicht dageweſen.

920.

Maria vom Tannenbaum zu Högling.

Marian. Atlas von Gumppenberg, teutſch von Wartenberg, II., 308.

In dem Dorf Högling war ein Weber ſeines Handwerks mit Namen Balthaſar, ein frommer ſiebenzigjähriger Alter und großer Liebhaber der Mutter Gottes. Dieſer pflegte oft das wunderthätige Frauenbild von Weihenlinden zu beſuchen, allein klagte, daß er weit zu gehen habe und die Füße ihn nicht mehr tragen wollten; hat ſich derhalben entſchloſſen, eine nähere Herberg zu beſtellen, und auf's wenigſte alle Freitag ſolches Bild zu beſuchen. Im Jahr 1647 iſt ihm einsmals in der Nacht die Mutter Gottes im Schlaf erſchienen und hat geſagt, ſie ließ ihr ſeinen Eifer und guten Willen gefallen, weilen er aber alt und ſchwach, auch ziemlich weit zur Kirchen habe, begehre ſie ſolchen Kirchgang nit, ſondern wann er am Ende des Dorfs zu dem bekannten Tannenbaum kommen werde, ſoll er alldort niederknieen und ſein Gebet verrichten, was er ſonſt in der Kirchen verrichtet habe. Dem Alten war's recht, macht ſich alsbald auf, heftet ein Muttergottesbild an den Tannenbaum, und damit er vom Wetter nicht im Gebet verhindert würde, macht er ein Dächlein und Hüttlein von zuſammengeklaubten Brettern. Hernach ſind ſeinem Beiſpiel auch Andere gefolget und bald Opfer an Geld und Anderem gekommen, alſo daß die ganze Gemein von dem Ordinario zu Freyſing erbeten und erhalten, daß ſie an ſelbigem Ort eine gemauerte Kapelle bauen dürfen.

921.

Der Marelrainer und Schön Ameley.

Von E. Duller. — Lexikon von Bayern, III., 289.

1.

„Peitſcht den Seeſtrand, wilde Wogen!
Geißle Blitz! die falſche Fluth;
Denn die Sünd' am heil'gen Blut
Kömmt im Grimm herabgeflogen
Von des Fluches ſchwarzem Bogen,
Der die Erde hält umzogen,
Der im tödtend-eiſ'gen Ring
Jeden Segenskeim umfing.

Unverſöhnte Elemente!
Drum iſt holde Maienzeit,
Daß ihr euch der Zwietracht freut,
Die den holden Bund zertrennte,
Die vom blaſſen Firmamente
Niederſandte rüſt'ge Brände
In der Tochter lüſtern Herz,
Uebertäubend Vaterſchmerz.

Als auf flügelſchnellem Roſſe,
Stäubend wie im Sturmesflug,
Mich der Gatt' von hinnen trug
Aus des Vaters ſtillem Schloſſe,
Aus des Friedens heil'gem Schooße,
Sah ich nicht des Fluchs Geſchoße,
Die mein Vater, arg bethört,
Nach mir ſandt' vom öden Heerd.

Doch das Maaß muß ſich erfüllen,
Die Verheißung gleicht ſich aus,
Ewig wankt der Sünde Haus.
Meiner Sehnſucht heißen Willen
Wollte nie das Schickſal ſtillen,
Und kein Friede kann mir quillen,
Denn kein Abend bringt das Glück,
Bringt den Gatten mir zurück.

Herbſtlich wühlt mit wüſtem Brauſen,
Tief im Schilf des Sturmes Fauſt
Und die Fluth, die ſtiller brauſt,
Streckt ſich flach im dunkeln Grauſen. —
Molche ſchlüpfen, Schlangen hauſen
Tiefer in den feuchten Klauſen,
Als der Wulf von Marelrain
Spornt den Rappen, — ernſt, — allein.

„Ameley, du ſüße Treue!"
Ruft es aus im wilden Schmerz,
„Weh! dein Tod bricht mir das Herz.
Drei der Jahre, daß in Reue
Ich den neuen Tag, das neue
Licht der Sonne trauernd ſcheue
Weil ich dich, die ich erkor,
Schönes Weib, im Tod verlor.

Wie den Vater ich verlaſſen,
Den der Gram hat aufgezehrt,
Läßt mich nun, der mich bethört,
Einſam, freudelos verblaſſen. —
Erd' und Himmel muß ich haſſen,
Können ſie mein Leid erfaſſen?
Dieſen glüh'nden Liebesdrang
Der den Treuloſen umſchlang!?!

Peitſcht den Seeſtrand, wilde Wogen,
Geißle Blitz, die falſche Fluth,
Denn es wird mein heißes Blut
Stürmiſch zu euch hingezogen.
Seht! die Sünde iſt betrogen,
Alle Freud' iſt ihr entflogen.
Zu dir reißt ſie mich hinab,
Nimm mich auf, du finſt'res Grab."

Und ſie ſprach's mit bleichem Munde,
Ameley im wilden Schmerz,
Gluth verzehrt Gehirn und Herz,
Schwang im Sprung zum offnen Schlunde
Tief hinab ſich. — Noch zur Stunde
Aus des Schlierſee's dunklem Grunde
Toſ't es von der Wogen Schwall
Nach des Weibes tiefem Fall.

2.

Ohne Weilen, ohne Raſte
Treibt es tobend mich umher,
Wie auf ſturmgepeitſchtem Meer;
Und als ob die Welt drauf laſte,
Keucht die Bruſt, die gramerfaßte,
Und das Leben, das verhaßte,
Acht' ich es auch zu gering,
Hält mich doch mit ehr'nem Ring."

Praſſelnd nieder ſtrömt der Regen,
Doch der Ritter ſprengt im Flug
Wie des wilden Jägers Zug,
Wirft die Bruſt dem Sturm entgegen,
Der den Gaul mit mächt'gen Schlägen
Treibt auf ungebahnten Wegen
Fort, durch tauſend Ungemach,
Bis zu eines Fiſchers Dach.

Und das Roß ſcharrt an der Schwelle,
Aus dem ſcheugeborgnen Haus
Tritt der Fiſcher ſchnell heraus.
„Seyd gegrüßt an dieſer Stelle,“
(Klingt ſein Wort gar mild und helle,
Dumpf dazwiſchen brauſt die Welle,)
„Nehmt die Herberg freundlich an,
Euren Rappen gürt' ich an.“

Als der Graf in's Haus getreten,
Deckt der Wirth den kleinen Tiſch,
Setzt ihm Wein auf, Brod und Fiſch.
Läßt ſein zartes Söhnlein beten
Und mit zaubriſchem Erröthen
Kommt ſein Weib zum Tiſch getreten,
Ueppig ſchön im ſchlichten Kleid.
Wulf wird Herz und Auge weit!

„Sagt, iſt dieſes eure Frau?“
(Fragt er heimlich ſeinen Wirth,
Den er raſch zur Seite führt,)
„Dieß ihr Sohn, den ich erſchaue?“ —
(„Ob ich meinen Auge traue!?
Sorgend, daß mein Herz mir graue,
Schließ ich meine Ahnung ein,
In der Falſchheit engſten Schrein.“)

Dumpf und ſtarr hat er geſprochen,
Tief drückt er die Mütz' in's Haupt,
Alles iſt ihm jetzt geraubt,
Und ſein Herz, das faſt gebrochen,
Fühlt er ungeſtümer pochen,
Als in jener holden Wochen,
Da er hoch in Ehren, laut,
Dieſes Weib hieß — ſeine Braut!!

„Seltſam iſt des Schickſals Walten,
(Spricht der Fiſcher) und Gewinn
Muß uns aus dem Tode blüh'n.
Dieß mein Weib hab' ich erhalten,
Als des Grames Graungeſtalten,
In den See, den troſtlos kalten,
Schleuderten ſie tief hinein;
Die Gerettete ward — mein!“

Als der Wulf die Kund' vernommen,
Hebt er zitternd ſeinen Wein,
Netzt die bleichen Lippen drein,
Rufend: „Ha! willkomm! willkommen!
Glücklich wer dem Leid entſchwommen,
Wem des Grames Leucht' verglommen!“ —
Und in wüthend luſt'gem Sinn
Schleudert er den Becher hin.

Auf ſein Bett mit bitterm Lachen,
Wirft ſich der betrogne Graf,
Den der Pfeil der Untreu' traf.
Alle Seelenfoltern wachen
Und ſie ſchüren und ſie fachen,
Bis die letzten Stützen brachen —
Wulfens Kiſſen iſt die Pein
Und die Rache wiegt ihn ein.

3.

Freundlich ſchmückt man Thor und Zinnen
Auf des Maxelrainers Schloß.
Freud und Jubel ſtürmen los;
Denn der Graf, der längſt von hinnen
Schied, kam in des Mai's Beginnen,
Wenn von Alpen Brünnlein rinnen,
Aus dem heil'gen Land zurück,
Wo ihn kränzten Ruhm und Glück.

Ueppig lockt der Tafel Freude
Und der Tiſch iſt blank gedeckt,
Daß der Anblick Luſt erweckt
Und in ſeinem ſchönſten Kleide
Sitzt der Graf (der lang im Leide
Tief erbleicht',) im Feſtgeſchmeide
Jetzt mit einem Blick am Mahl,
Wie in Nacht des Wetters Strahl.

Zu dem Vogt, dem altergrauen,
Ruft er: „Füll' den Becher an!
Einſam bin ich, alter Mann!
Und will nette Gäſte ſchauen,
Tapf're Männer, ſchöne Frauen; —
Doch in allen deutſchen Gauen
Blüht kein Weib, die mir gefällt
So wie die ich jetzt beſtellt.

Knechte, bringt mir doch die Gäſte!"
Raſend flammt des Auges Gluth,
Als er näßt in goldner Fluth
Seinen Bart beim Maienfeſte.
„Immer mangelt noch das Beſte,
Denn ein Band, das ſtärkſte, größte
Möcht' ich ſchlingen mir zur Luſt
Wie's das Herz will in der Bruſt!"

Durch des Saales Pforte bringen
Knechte jetzt mit edlem Wild.
Dreifach ſcheint das Jammerbild,
Denn die blut'gen Jäger bringen
Ameley in Eiſenringen
Und, an dem die Blicke hingen,
Auch das Söhnlein, auch den Mann
Zu dem finſtern Mahl heran.

„Ei willkommen, ſeltne Gäſte!
(Ruft der Graf mit vollem Hohn,)
Eurer harrt' ich lange ſchon.
Warum kommt ihr nur zum Reſte?
Drum zu einem andern Feſte
Lad' ich euch. Es iſt das Beſte.
Euer Wirth ſei Gottes Luft,
Sättigend mit würz'gem Duft."

Seht ihr die drei Klippen ragen,
Auf der Alpe höchſtem Stein? —
Dort nehmt eure Mahlzeit ein!
Sturm ſoll euch die Speiſe tragen,
Sturm nach euren Lüſten fragen!
Gäſte! ihr müßt nicht verzagen!
Seht, die Rache ſättigt treu
Und den Durſt ſtillt ſie dabei!

Feſſeln ſoll man euch und ſchmieden
An die Klippen ja recht eng,
Daß kein Sturm die Bande ſpreng',
Gehet ein zum ew'gen Frieden!
Solches iſt der Dank hienieden,
Der der Untreu wird beſchieden!
Nun Glück auf zum luſt'gen Mahl!
Knechte, nehmt vom ſtärkſten Stahl."

4.

Auf dem üppig weichen Bette
Liegt der Graf und kann nicht ruh'n,
Denn ihn peint ſein arges Thun,
Immer weckt's wie Klang der Kette,
Wie ein Rufen: „Rette, rette!
Von des Felſens hartem Bette." —
Einen Knappen ſchickt er aus
Nach dem wüſten Bergeshaus.

Sieben Tage ſind verronnen,
Seit des Grafen ſtrengem Spruch
Und ihn faßt der Reue Fluch.
Siebenmal vom Licht der Sonnen
Ward ſein Frevel hell umſponnen,
Seit die Rach' ihr Werk begonnen,
Jetzo ihn die Qual erfaßt,
Läßt ihm keine Ruh noch Raſt.

Wieder kömmt der bleiche Bote,
Meldend von der Alpe Thron:
„Weh! der Spruch erfüllt ſich ſchon,
Herr! in Ketten ruh'n zwei Todte,
Droben nach dem Machtgebote,
Nur gefärbt vom Abendrothe —
Und es heult des Berges Wind
Um den Vater und das Kind.

Nur die Frau, die Frau alleine,
Athmet noch im ſchweren Ring,
Der den zarten Leib umfing.
Herr! ich ſah nicht, daß ſie weine,
Doch erbarmen möcht' es Steine;
Denn ſo büßte wahrlich keine,
Die auf Erden je gefehlt,
So die Rache je gequält!"

Und dem Grafen kömmt ein Grauen
In des Herzens tiefſten Grund,
„Sattelt mir mein Roß zur Stund,“
(Ruft er,) „denn ich möchte ſchauen
Selbſt das Jammerbild der Frauen,
Nicht der Angſt mag ich vertrauen,
Die mir heiß das Herz erfüllt
Und der Rache Durſt geſtillt.

Spitze Eiſen nehmt zu Handen,
Sputet euch und folgt mir nach,
Auf des Felſens höchſtes Dach
Geht mein Ziel. Wenn wir ſie fanden
Löſ't die Frau mir ſchnell von Banden,
Viel gebüßt hat ſie für Schanden.
Dieß mein Herz iſt ja nicht Stein; —
Schurken! ſpornt euch nicht die Pein?“

Die drei Klippen ſind erklommen,
Ha! da ſchaut der Graf ſein Weib,
Abgehärmt den üpp'gen Leib,
Und es ſchallt ihm kein Willkommen,
Zwar ihr Blick iſt nicht verglommen,
Doch die letzte Kraft genommen,
Daß der Mund ſpräch einen Laut, —
Alles ſtill, — dem Grafen graut.

Und die Bande löſ't man ſchnelle,
Die Gefeſſelte wird frei,
Büßte ja den Bruch der Treu', —
Und ſie ſinkt von kalter Stelle,
Von des Himmels luft'ger Schwelle,
Doch es ſtarrt des Blutes Welle. —
Wie die Kette fällt vom Leib,
Stirbt das unglückſel'ge Weib.

Als der Marelrain geſehen
Solche Qual und ſolchen Schmerz, —
Brennt in Wahnſinn ihm das Herz.
Nicht zu Gott kann er mehr flehen
Reuig — und in gleichen Wehen,
Stürzt er ſich von luft'gen Höhen
In den Abgrund tief hinab. —
Keine Seele ſah ſein Grab!

922.

Roſenheims Name.

Roſenheim (v. J. v. Klöckl) I., 139. Lexikon von Bayern, Ulm 1796, II., 807. S. jedoch Dachauer im Oberd. Archiv. I., 284.

Die Sage behauptet ernſthaft, daß Roſenheim ſeinen wohlriechenden Namen von den vielen Roſen erhalten habe, welche daſelbſt wild gewachſen ſeien. Die Römer, welche in der Gegend von Roſenheim Niederlaſſungen gründeten, bedurften der Roſen zur Zierde der Tafeln, zur Weichlichkeit der Betten, zur Würze der Getränke. Sorgfältig mag die Lieblingsblume gepflegt worden ſein, und als die Römer vertrieben wurden, wucherte ſie von ſelbſt fort und bildete einen „Roſenhain,“ woraus nachmals Roſen=

heim geworden, das zum ewigen Gedächtniß eine gefüllte weiße Rose im rothen Feld führt. Andere wollen dem „Rosenhain" die nicht so lieblich duftende „Roßweide" entgegensetzen.

923.

Hainz von Stain der Wilde.

Mündlich. Volksbüchlein. Oberb. Archiv II., 2. H.

An der Traun und der Straße, die von München nach Salzburg führt, erhebt sich auf schroffem Gestein das uralte Schloß Stein, in welchem einst der gefürchtete Raubritter Hainz von Stein der Wilde hauste. Noch sieht man an der Wand eines Gemaches das Bild des Ritters in einfacher Rüstung, eine Feder auf dem Helm, durch zwei hervorstehende Zähne und rothe Hosen noch besonders erschrecklich. Daneben liest man folgende Inschrift:

Hainz von Stein, ein wilder Schnapphan
Der Meidlings hat viel Leut' anthann.
Aber die Münchner in allen ehren,
Dieweil er that das ganze Land beschweren.
Die Wasser- und Salzburger all' mitsamb
imbs Handwerk geleget hann.
Den sie brachen im in's Veste.
Siegfried Gebsattel that das Beste.
Er stach den Hainz tod zum Lon
und war sein Son,
wußt nix davon.
Der Hainz hat im sein Lieb geraubt,
Waltraud von Trostburg, wie man seit.

Hainz soll im Jahre 1491 umgekommen sein. Im Zechzimmer des Schlosses sieht man mehrere Raubritter abgemalt, deren Namen eine Inschrift besagt mit folgender Zugabe in Versen:

Die haben oft beisamt gesessen
Thäten spielen, trinken, fressen.
Bis am End der leidig Teufl
Bracht sie so in Zank und Zweifl
Daß der junge Herr von Giessen
Thät Herrn Jonas Horst erschiessen.

Und die ſchwediſchen Herrn grob
Spällten ihmb den Schädel dort,
Luſtbarkeit betracht das End,
Bewahre deine Seel und hüte die Händ.

924.

Schöneggard.

Lexikon von Bayern, III., 300.

Schöneggard heißt ein Weidefeld am Chiemſee in Oberbayern, welches die umliegenden Dörfer gemeinſchaftlich inne haben. Nach einer Sage ſoll Schöneggard von einem Edelmann oder Grafen Namens Braunſchweig durch Vermächtniß den Einwohnern der Gerichte Marquartſtein, Traunſtein, Kling, Roſenheim, Aibling, Hohenaſchau und Wildenwarth geſchenkt worden ſein. Die Veranlaſſung dazu war folgende. Der Graf hatte nur einen einzigen Sohn, und einen armen Bruder, welcher außer Bayern ſeßhaft war. Dieſer hoffte, ſeiner Zeit alles Hab und Gut ſeines reichen Bruders zu bekommen. Nur des Grafen einziger Sohn ſtand ihm im Wege. Alſo ſchrieb er an ſeinen Herrn Bruder gar freundſchaftlich und bat, er möchte doch ſeinen Sohn auf einige Zeit zu ihm auf Beſuch gehen laſſen. Es geſchah. Der Sohn kam voller Freuden zu ſeinem Vetter. Der ließ ihn aber zur Stelle ergreifen und tödten und in Oel ſieden, darauf die Gebeine zum Zeichen des Todes dem reichen Bruder überſchicken. Dieſer war vor Beſtürzung und Kummer außer ſich und wollte nicht mehr in der Gegend bleiben, wo er ſo glücklich mit ſeinem Sohne gelebt hatte. So verſchenkte er Hab und Gut an die armen Bewohner und zog hinweg. Noch heutiges Tages werden für den unglücklichen Grafen in etlichen Dörfern der Umgegend Gottesdienſte gehalten und Brodalmoſen ausgetheilt.

925.

Sage vom Chiemsee.

Von H. Scharff v. Scharffenstein. — Mündlich. Eos 1819. S. 256; v. Koch-Sternfeld Rhapsodien aus den nor. Alpen S. 84.

Aus dunkeln Fluthen steigen zwei grüne Au'n empor,
Die klösterliche Andacht zum stillen Sitz erkor. —
O Herren und Frauen von Chiemsee, wohl trennet euch die Fluth,
Doch was sich drauß geliebet, liebt hier mit aller Gluth!

Wenn längst im hohen Dome verhallt der Orgel Klang,
Verstummt der Mönche Chöre, der Nonnen leiser Sang,
Und tief in nächt'gem Schweigen ringsum die Gegend ruht,
Dann furcht mit leichtem Schlage ein Fischerkahn die Fluth.

Wo in der Frauenkirche hell glänzt der Ampel Schein,
Da tritt zur Seitenpforte ein bleicher Mönch herein;
Dort kniet am Hochaltare und betet leis und weint,
Die, fern von Zwang und Schleier, in Lieb' ihm sonst vereint.

Er schließt sie in die Arme in sel'ger Liebe Lust,
Sie halten sich umfangen und ruhen Brust an Brust.
Der Ampel Schein verblasset schon vor dem Morgenlicht,
Es läutet zu der Hora, — doch sie gewahren's nicht.

Denn bleich sind ihre Wangen, matt ihrer Lippen Hauch,
Sie ruh'n in sel'gem Traume, sie ruhen Aug' in Aug'.
Und als die Schwestern nahen, nicht nahmen sie deß Acht:
Vereinigt nun auf ewig hat sie des Todes Macht.

926.

Die Nonnen auf Frauenchiemsee.

Von Ludwig Aurbacher.

1.

Der Morgen vergüldet See und Land,
Es ruft das Glöcklein zur Hore:
Der Strahl fällt düster auf Kirchleins Wand,
Dumpf schallt der Gesang im Chore.
„Was frommet mir, ach das Morgenroth?
Hier ist nur Kerker, hier ist nur Tod!
O wär' ich doch nie geboren!"

Der Mittag ergießt ſein belebendes Licht
Auf luſtige Wellen und Auen;
Doch in der Zelle ſich's ſchauerlich bricht,
Und brütet nur Angſt und Grauen.
„Was frommt mir, ach! der Mittagsſchein
Nur traurig fällt er durch's Gitter herein!
Für mich iſt kein Lieben, kein Leben!"

Der Abend verſendet den letzten Strahl;
Auf den Bergen die Gluthen verglimmen;
Schon dämmert es weithin im Waſſerthal;
Zur Complet ertönen die Stimmen.
„Was frommet mir, ach! die Abendruh?
Mir ſchließt ſich vor Gram kein Auge zu!
O wär' ich doch bald geſtorben!"

Und als zur Mette das Glöcklein ruft,
Da verläßt ſie die einſame Zelle;
Zum Ufer ſie ſchleicht — wie zur Todtengruft, —
Wo ſich bricht die ſchäumende Welle.
Und ſie ruft mit halb zerrüttetem Sinn:
„Der Tod, der Tod nur iſt mein Gewinn!"
Und ſtürzt ſich hinein in die Wogen.

2.

Das Mägdlein ſteht an des Kloſters Pforte,
Und ſieht noch einmal zum Ufer hin;
Die ſchönen Geſtalten umſchweben den Sinn,
Doch voll Ergebung ſpricht ſie die Worte:

„Lebt wohl ihr Berge! und ihr ſchönen Auen,
Die ihr im Frühlingsſtrahle fröhlich blinkt;
Lebt wohl! ich werd' euch fürder nimmer ſchauen,
So freundlich hold ihr auch zurück mir winkt.
Ich bin gefaßt. Wovor ſoll mir denn grauen,
Wenn auch des freien Lebens Sonne ſinkt?
Die Welt iſt Täuſchung nur; und ach! hienieden
Gibt Einſamkeit nur wahren Seelenfrieden." —

Das Mägdlein kniet an des Altares Stufen,
Und blickt mit Andacht zum Kreuze hin;
Die heil'gen Geſtalten bezaubern den Sinn;
Oft hört man ſie freudig dankbar rufen:

„Seid mir geſegnet, wonnevolle Stunden,
Die ihr in dieſen Mauern mich entzückt'!
Welch' ſtille Freuden hab' ich ſchon empfunden,
Seit ich dem eitlen Weltlärm bin entrückt!
Wie labt mich Kühlung ſtets in Jeſu Wunden,
Wenn and're noch des Lebens Schwüle drückt!
O wahrlich, nur, wer Gott ſich ganz ergeben,
Lebt hier ſchon eines Paradieſes Leben!" —

Das Mägdlein lieget in Todes-Nöthen;
Es ſchaut voll Glauben nach Oben hin;
Die Himmelsgeſtalten entzücken den Sinn,
Und man hört ſie in heil'ger Andacht beten:

„Ich bin der Welt ſchon längſtens abgeſtorben,
Mit Freuden gab ich ihre Freuden hin;
Nie hat mich ihre ſchnöde Luſt verdorben
Rein iſt mein Herz, und erdenfrei mein Sinn;
Dank dir! bald iſt die Krone mir erworben,
Die du verſprachſt der treuen Dienerin.
O komm', o Jeſu! end' dies kurze Leiden
Und führ' mich ein in's Reich der ew'gen Freuden."

927.

Der Mönch.

Von L. Aurbacher. — Sage von Herren-Chiemſee.

Wieder tobt der Mönch, der ſchwarze,
Das geſpenſtiſch Ungeheuer,
Und erſchreckt das ſtille Eiland
Mit Getös und Qualm und Feu'r. —
Mag er toſen, mag er toben,
Eitel iſt des Böſen Macht;
Gute Geiſter, die Gott loben,
Wachen für uns Tag und Nacht! —

Ausgeplündert ward das Kloſter,
Und zerſtöret der Altar,
Und zerſtreut, wie eine Heerde,
Hirtenlos der Mönche Schaar.
Mit Ergebung wichen alle
Fromme Väter, dem Geſchick',
Nur der ſchwarze Mönch, der Kaſtner,
Schaut mit Gier und Groll zurück.

Denn des Kloſters Schätze lagen
Alle in des Geiz'gen Hand,
Und, wie eigen, hegt er wuchernd
Das vertraute Unterpfand.
D'rum ſo hat er ſelbſt im Grabe
Fürder keine Raſt noch Ruh,
Und er kehrt zur Zeit der Vesper
Oft im öden Kloſter zu.

Und durchſtöbert Küch' und Keller,
Wie ers lebend hat gethan,
Und beſchaut die Vorrathskammern;
Doch er trifft nur Moder an,
Und er gräbt und ſcharrt und ſchaufelt
Dann den Kreuzgang auf und ab,
Ob er keinen Schatz mag finden;
Doch er gräbt nur Grab am Grab.

Wie der Rabe ſein Gefieder
Dehnt er nun die Flocke aus,
Und erzürnet ob dem Raube,
Zaubert er Gewittergraus.
Seine Augen funkeln Blitze,
Und ſein Athem heulend ſtöhnt,
Und wie dumpfes Donnerrollen,
Fluch aus ſeinem Mund erdröhnt.

Von der Windsbraut aufgeſchrecket
Stürmt der See, es bebt die Flur,
Und es faſſet Angſt die Menſchen,
Und Entſetzen die Natur. —
Laßt ihn toſen, laßt ihn toben,
Eitel iſt des Böſen Macht;
Gute Geiſter wachen droben
Für uns in der Wetternacht! —

Seht ihr's flimmern in dem Tempel?
Flämmchen ſteigen ſanft empor,
Und ſie ziehen, mild aufleuchtend,
In den längſt-verlaßnen Chor.
Horchet auf! Kryſtallgetöne
Hallt der hohe Pſalmenſang,
Und von den verfall'nen Thürmen
Schallt hernieder Glockenklang.

Das iſt jener frommen Mönche
Auserleſ'ne Gottesſchaar,
Sel'ge Geiſter die da bringen
Lob und Dank dem Schöpfer dar:
Lob und Dank dem ew'gen Gotte,
Deſſen Weſen Lieb' und Huld,
Und für uns die armen Sünder
Bitt' um Nachlaß unſrer Schuld.

Und verſtoben iſt der Zauber,
Und gebrochen ſeine Macht
Und es zieht in hehrer Feier
Längs dem See in ſtiller Macht,
Und es ſinken nun die Flämmchen
In die Tiefe leiſ' hinab,
Und ſie blinken, lichte Sterne,
Aus dem dunklen Waſſergrab.

Ja, der Zauber iſt verſtoben,
Und gebrochen ſeine Macht
Gute Geiſter, die Gott loben
Halten treulich für uns Wacht
Und, von Abendwind geſchaukelt,
Gleitet nun das Schifflein fort,
Und bald ruht es wohl geborgen,
In dem nahen, ſichern Port.

928.

Das Bergfräulein auf dem Karlſtein.

L. Steub a. a. O. S. 171.

Auf dem Karlſtein bei Reichenhall iſt vor alten Zeiten ein ſchönes Fräulein aufgewachſen, Giſela mit Namen, die der Vater einem fremden Rittersmann zur Ehe geben wollte, weil ihm dieſer einmal auswärts einen Dienſt erwieſen. Das Fräulein hatte aber einen Herrn aus der Gegend lieb, und da der Vater gleichwohl hartnäckig auf jener Heirath beſtund, ſo ſtürzte ſich die Unglückliche am Hochzeittage über den Burgfelſen herab. Seit der Zeit iſt es nicht mehr geheuer auf der Burg. Als noch der alte Ferchl Holzſchaffner war und im Jägerhaus unter dem Karlſtein wohnte,

fand er jedesmal, so oft er in die Burg hinauf kam, einen Rupertigroschen. Den durft' er zwar aufheben, aber sobald er ihn aufgehoben, mußte er sich ungesäumt davon machen. Zuerst begann es nämlich Sand auf ihn zu werfen, dann flogen kleine Steine, und dann immer größere und größere, so daß es ihm oftmals lebensgefährlich bedünkte, obgleich er nie getroffen wurde. Auch das Burgfräulein wird hie und da noch gesehen.

929.

Kinderl! friert's enk nit?

Sage von Pfaffendorf. — Aurbacher Volksbüchlein II., 133.

Der Müller von Pfaffendorf ging einstmals in einer Winternacht aus dem Wirthshause zu Brunnen über den Freithof, den nächsten Weg nach seinem Dorfe. Es war aber eine grimmige Kälte, und er hatte einen Pelzrock an. Da wie er vor der unschuldigen Kindlein Grabstätte vorbei kam, rief er neckend in's Häuslein hinein: Kinderl friert's enk nit? und ging dann seines Weges fort. Er war aber noch nicht hundert Schritte weiter, als er hinter sich etwas rascheln und rauschen hörte; und wie er umschaute, sah er unzählige Lichtlein, die ihm nachschwirrten. In der Angst seines Herzens warf er den Pelzrock von sich, um geschwinder laufen zu können. So kam er ganz ermattet und erfroren in Pfaffendorf an. Des andern Tages wollte er seinen Pelzrock holen; er traf ihn aber nicht mehr an der Stelle; wohl aber sah er, als er über den Freithof ging, auf jedem Grab ein Flöcklein vom Pelz liegen, so daß er sich das Seinige wohl denken mochte.

Inhalt des zweiten Bandes.

		Seite
Vorwort		V
474.	Hohenſchwangau	1
475.	Heinrich mit dem goldenen Wagen	2
476.	Heinrich mit dem goldenen Pflug	4
477.	Urſprung der Welfen	5
478.	Der Schwanenritter	7
479.	Konradin	8
480.	Luthers Ritt nach Hohenſchwangau	9
481.	Schatz auf Hohenſchwangau	9
482.	Bruder Johann von Kempten	10
483.	Heinrich von Kempten	10
484.	Heinrich von Kempten	14
485.	Werner von Kalbsangſt	22
486.	Die Kemptermaiſe	22
487.	Der Sturm auf dem Inſelſee	23
488.	Der Küchelnfreſſer in Hinterſtein	24
489.	Die Elfen im Hochland	25
490.	Das Ehren-Männlein	28
491.	Die Hexenſteine bei Lindau	29
492.	Das Eldernſche Marienbild zu Ottobeuren	30
493.	Der Eichbaum zu Iller-Aichheim	31
494.	Geiſterzug im Schloſſe Aichheim	31
495.	Der Möringer	33
496.	Liebfrauenbild in Dorſchhauſen	36
497.	Die Burgruine Rabenſchaichen	36
498.	Der Schindelnklieber in den Meltern	37
499.	„Wo gehts Bobingen zu?“	38
500.	Entſtehung des Kloſters Lechfeld	39
501.	Wie ein Augsburger die Schweden vom Kloſter Lechfeld vertrieben	40
502.	Todtenwies und Eſelsburg	41
503.	Der Sieh' auf in Rain	42

		Seite
504.	Richildis zu Hohenwarth	42
505.	Das Todtenmahl zu Scheyern	43
506.	Der Spiegelbrunnen zu München	43
507.	Hundskugel zu München	44
508.	Die Dohle mit dem Ringe	45
509.	Der Thurmaffe zu München	46
510.	Legende vom hl. Blut bei Erding	48
511.	St. Kastels Heilthum	49
512.	Die Wolffindis-Kapelle zu Reisbach	51
513.	Legende von St. Wolffindis zu Reisbach	52
514.	Liebfrauenbild zu Pfarrkirchen	53
515.	Brodbacken am St. Leonhardstag	53
516.	Der Bühelstein	54
517.	Das Kirchlein zur Rastbuche bei Grättersdorf	54
518.	Mariä-Hilf bei Passau	55
519.	Die Juden zu Passau	57
520.	Der geschundene Wolf zu Passau	58
521.	Die drei Lederer zu Passau	58
522.	Passauer Kunst	59
523.	Das Gehäkelt an der hohen Wand	59
524.	Ritter Tuschl von Söldenau	61
525.	Ain schönes Lyed von Vilßhofen	62
526.	Niederalteich	64
527.	Sankt Gotthard	65
528.	Die Juden zu Deggendorf	66
529.	Die Halbmeile	68
530.	Engelmar	69
531.	Steinernes Kreuz bei Engelmar	69
532.	Die Hunde zu Weissenstein	70
533.	Der Fischer am Arbersee	74
534.	Graf Aswin's Tanne	75
535.	Graf Aswin's Tanne	76
536.	Neukirchen zum heiligen Blut	78
537.	Der Pfleger von Mitterfels	78
538.	D' Weiz'	86
539.	Der Pflug im Wappen von Straubing	87
540.	Maria von der Nessel	87
541.	Agnes Bernauer	88
542.	Lied von der schönen Bernauerin	98
543.	An Agnes Bernauerin	101
544.	Am Grabe der Agnes Bernauer	102
545.	Soffau	102
546.	Die feurigen Männer	103
547.	Der Fluchacker bei Dinzling	104

		Seite
548.	Zu unſerer Frauen von Aſt	104
549.	Die Wallfahrtskirche zum Stock bei Walderbach	105
550.	Die Bräuer in Stockenfels	106
551.	Die Geiſter auf Stockenfels	106
552.	Der Zauberweiher zu Brückelsdorf	107
553.	Die Kirche in Pielenhofen	107
554.	Sankt Mang zu Stadt am Hof	108
555.	Sagenhaftes Alter von Regensburg	109
556.	Wie der heil. Emmeram einen Greis von der Sünde führte	109
557.	Irmenſul am Peters-Thore zu Regensburg	111
558.	Die Mähr vom Portal zu Sankt Jakob	112
559.	Gründung des Schottenkloſters zu Regensburg	113
560.	Wie Brzetislaus Juditha aus Regensburg entführt	114
561.	Lies Herrel	115
562.	Die dicke Agnes	116
563.	Der Teufel als fahrende Here	119
564.	Urſprung der St. Salvatorkirche bei Donauſtauf	120
565.	Hunnenſchlacht bei Alkofen	121
566.	Prüfenings Urſprung	121
567.	Maria Ort	122
568.	Das erſt Kloſter in Bayrn und ganzem Teutſchland	122
569.	Zwerge oder Wichtlein in der Umgegend von Kelheim	123
570.	Verſchwundenes Schloß der Zwerge	124
571.	Sage vom Schulerloch bei Schellmerk	124
572.	Kirchweihe zu Bruckdorf	125
573.	Der Nachtwächter von Sulzbürg	125
574.	Das Buebenrecht in Berngau	126
575.	Die Wallfahrtskirche bei Freiſtadt	126
576.	Der Thorſchmid von Neumarkt	127
577.	Die Wallfahrt zu Trautmannshofen	128
578.	Kaſtels Urſprung	129
579.	Die Glocke zu Kaſtel	130
580.	Das Kaſtler Recht	130
581.	Die Teufelskanzel bei Illſchwang	131
582.	Der Klapperer	132
583.	Sulzbachs Urſprung	134
584.	Der Glockenbrunnen bei Kronſtetten	134
585.	Das Wolfsbacher Geigerlein	135
586.	Die graſende Magd zu Haſelbach	136
587.	Das Zigeunergrab im Walde zu Raabeck	137
588.	Das Wappen von Schwandorf	138
589.	Das Wappengeſchenk	138
590.	Das ſegnende Chriſtkind vom Kreuzberge bei Schwandorf	139
591.	Die Hammerknechte zu Fronberg	139

		Seite
592.	Der Schloßgeist zu Fronberg	140
593.	Das Hufeisen zu Naadburg	140
594.	Das Hahnenkreuz bei Pfreimt	141
595.	Schloß Trausnitz im Thale	142
596.	Der unheimliche Gast	142
597.	Herkommen der Leuchtenberg	144
598.	Die Frauengestalt auf dem Igel zu Leuchtenberg	144
599.	Ursprung der Leuchtenberg	145
600.	Leuchtenbergs Name	148
601.	Der kalte Baum	149
602.	Des Teufels Butterfaß	150
603.	Der Hirtenknabe bei Sankt Quirin	151
604.	Parksteins Name	152
605.	Der Ritter von Falkenberg	152
606.	Marienbild zu Tirschenreuth	153
607.	Waldsassens Ursprung	154
608.	Kirchweihe zu Waldsassen	155
609.	Der Herrgottstein bei Selb	156
610.	Das steinern Kreuz bei Selb	156
611.	Der alte Weidenbaum bei Münchberg	157
612.	Wie eine Geis einen Wolf fing	158
613.	Sankt Gangolfsthurm in Hollfeld	159
614.	Ahnherr der Groß von Trockau	159
615.	Die Kirche zu Gösweinstein	161
616.	Kirche zu Sankt Johannis bei Baireuth	161
617.	Der Ochsenkopf	162
618.	Der Silberbrunnen zu St. Conradsberg	162
619.	Der Wolfstein	164
620.	Der Teufelstisch auf dem Waldstein	165
621.	Das verlorne Ohr	166
622.	Kroatenwäldchen bei Wunsiedel	166
623.	Der Berggeist am rauhen Kulm	167
624.	Die Frühmette zu Speinshart	167
625.	Der Heinselberg	168
626.	Hersbrucks Name	169
627.	Die Hubirg	170
628.	Lichtenstein und Lichteneck	171
629.	Der Hansgörgle bei Hersbruck	171
630.	Die Hölle	172
631.	Entstehung der Kirche und des Pfarrhauses zu Osternohe	172
632.	Hans Wildensteiner	174
633.	Geist im Schlosse zu Gräfenberg	180
634.	Der Nußkaspar	181
635.	Die zerbrochene Säule zu Nürnberg	185

		Seite
636.	Die Kunigundenlinde im Burghof	186
637.	Des Burggrafen Söhne	187
638.	Die drei Häuser Adolfs von Naſſau	188
639.	Die drei Baumeiſter von St. Lorenz	189
640.	Der Teufel und der Chorſchüler	190
641.	Die Ratte	190
642.	Eppelin von Geilingen	191
643.	König Wenzel zu Nürnberg	193
644.	Der faule Wenzel in Rotenburg	194
645.	Von dem Schittenſamen und ſeinem falſchen Knechte	195
646.	Das Urban-Reiten zu Nürnberg	197
647.	Der Wöhrder Barthel	198
648.	Urſprung von Fürth	198
649.	Martinskapelle zu Altenfurt	198
650.	Martinstag zu Erlangen	199
651.	Todtentragen zu Erlangen	199
652.	Felſenverwandeltes Schloß	200
653.	Seckendorfs Linde	201
654.	Der Seckendorfe Herkunft	202
655.	Die Neuſtädter Ziege	203
656.	Der quillende Brunnen	204
657.	Das Siebenuhrläuten in Aub	205
658.	Der verwunſchene Haſe im Walde, genannt die Schmiere, bei Aub	206
659.	Graf Geyers Tod	208
660.	Das Wallfahrtskreuz bei Bieberehren	209
661.	Der Ritter von Thalberg bei Bieberehren	210
662.	Der Hoimann im Bürgerwalde bei Röttingen an der Taubet	211
663.	Der Hügel im Wald bei Aufſtetten in Unterfranken	212
664.	Die Kunigundiskapelle bei Bürgerroth	213
665.	Die Kirche zu Gaurettersheim und die Kapelle zu Oberwittighauſen	214
666.	Die Rieſenrippe zu Gaurettersheim	215
667.	Wie die Rothenburger Ingelſtatt erbrochen	215
668.	Der Schmied von Ochſenfurt	217
669.	Das Synagogenwappen zu Heidingsfeld	219
670.	Der Heidingsfelder Nabel	219
671.	Die nieſende Jungfrau	220
672.	Wildes Heer am Spitzberg bei Randersacker	220
673.	Das wilde Heer bei Würzburg	221
674.	Der irrende Kornmeſſer zu Würzburg	221
675.	Das Kroatendorf (Krabattendorf) zu Würzburg	222
676.	Das Reiterer Freßglöckche	223
677.	Die Todtenmeſſe in der Marienkapelle zu Würzburg	223
678.	Das farbloſe Chriſtusbild	224
679.	Die heiligen Fußſtapfen auf dem Nikolausberge	224

		Seite
680.	Würzburger Wahrzeichen	225
681.	Der Leichenzug im Domer Kreuzgange	225
682.	Die Langgasse zu Würzburg	225
683.	Der Engelszug bei Würzburg	226
684.	Des Teufels Windsbraut	226
685.	Luther in Würzburg	227
686.	Das Feuermännlein und der Schiffer	227
687.	Die Studentenbesen	228
688.	Die Neubauuhr zu Würzburg	228
689.	Der ewige Student zu Würzburg	229
690.	Das Studentenglöcklein zu Würzburg	229
691.	Der Schwedenthurm	230
692.	Der Küfer im Hofkeller zu Würzburg	231
693.	Pipin auf der Brücke zu Würzburg	231
694.	Der Herenthurm in Würzburg	232
695.	Renata in Unterzell	232
696.	Das Marienbild auf der Festung	233
697.	Der wandelnde Thürmer	233
698.	Die Burkardswecke	233
699.	Die Michelswecke und der Lichtbraten	234
700.	Der Wallfisch zu Würzburg	234
701.	Die eiserne Hose	235
702.	Das Horenbrünnlein bei Würzburg	236
703.	Der Mühlgeist	236
704.	Die Neujahrsrosen	236
705.	Der Schenkenthurm bei Würzburg	237
706.	Der Pudel im Schenkenthurm	238
707.	Der Pflasterer auf dem Hofplatze	238
708.	Der letzte Hieb	239
709.	Walther von der Vogelweide	240
710.	Der Vogelsteller von Würzburg	241
711.	Des Sängers Grab	241
712.	Walther von der Vogelweide	242
713.	Der Studentenbach	246
714.	Das Kilianusbrünnlein zu Würzburg	247
715.	Der Maiengang	247
716.	Urbanusfeier	248
717.	Johannesfeuer	249
718.	Aschermittwochsfeier	249
719.	Dreikönigsfeier	250
720.	Das Schwedenlied	250
721.	Die Thurmdächer der Burkarduskirche zu Würzburg	251
722.	Der Todtenzug	251
723.	Das verzauberte Kissen	252

		Seite
724.	Das wüthende Heer bei Würzburg	252
725.	Konrads von Würzburg Tod	253
726.	Der Teufelsspuk im geistlichen Seminar zu Würzburg	255
727.	Die Hullefrau zu Würzburg	255
728.	Das Teufelsloch unter der Mainbrücke zu Würzburg	256
729.	Die Martinsgans	256
730.	Das verwünschte Haus zu Würzburg	258
731.	Der wandelnde Sterngucker zu Würzburg	259
732.	Die nächtliche Rathsversammlung	259
733.	Der Spuk in der Universitätsbibliothek zu Würzburg	260
734.	Der wandelnde Kaufmann in Würzburg	260
735.	Das Reuerer Küchenlatein	260
736.	Der spukende Münzer	261
737.	Friedrich Barbarossa	261
738.	Die Trauben	262
739.	Versbach	264
740.	Der Parlafer in Würzburg	264
741.	Die Reuerer kommen hintennach	265
742.	Der frevelnde Bäcker zu Zell	266
743.	Der wandelnde Probst zu Oberzell	266
744.	Der Grabenreuter zu Würzburg	267
745.	Das feurige Männlein bei Zell	268
746.	Der Baumeister des Doms zu Würzburg	269
747.	Der wandelnde Spitalverwalter	269
748.	Das grasloſe Plätzchen im Hofgarten	269
749.	Das Irrlicht im Käferhölzchen	270
750.	Das Marienbild zu Dettelbach und die Schweden	270
751.	Sommerachs Name	271
752.	Das Marienbild zu Dimbach	271
753.	Die Kirche ohne Fenster	272
754.	Otelshauser Glocke	272
755.	Die heilige Jungfrau schützt Münnerstadt	273
756.	Steinerner Hund an der Kirche	274
757.	Die scharfe Scheere	274
758.	Der kniende Esel	275
759.	Der goldene Brunnen	275
760.	Hungersnoth in Grabfeld	276
761.	Burg Auersberg	277
762.	Milsenburg	278
763.	Der Gangolfsbrunnen	279
764.	Gangolfskeller	280
765.	Von einem frommen Einsiedel auf der Milseburg	280
766.	Der Teufelsstein auf der Rhön	281
767.	Der versunkene Ritter	282

		Seite
768.	Die Moorjungfern der Rhön	283
769.	Die Zwerge im Joßgrund	284
770.	Wie der Hirtenfriedel reich worden	287
771.	Harte Thaler aus Kohlen	288
772.	Der verschwundene Schatz	288
773.	Der wandernde Hirschwirth	289
774.	Der Brückenhund	289
775.	Der Wassermann	290
776.	Das Schloß bei Partenstein	290
777.	Bestrafte Unbarmherzigkeit	291
778.	Die verwünschte Frau	292
779.	Die Nachtmahlskannen	293
780.	Graf Johann von Wertheim	298
781.	Schloß Freudenberg	300
782.	Die Michaelskirche auf dem Engelsberge	301
783.	Hessenthal	302
784.	Der Künigenbrunnen im Elsavathale	303
785.	Die Zaubermuschel	304
786.	Die Klingenburg	306
787.	Der Schäfer von Elsenfeld	307
788.	Grubingen	312
789.	Graf Eberstein	313
790.	Die beiden Todten zu Speyer	315
791.	Das Knäblein von Speyer	316
792.	Servatiusbrunnen	317
793.	Der heil. Bernard zu Speyer	317
794.	Das Marienbild im Dom zu Speyer	318
795.	Der böse Wolfsberger	318
796.	Woher Neidenfels seinen Namen hat	319
797.	Der Teufelsstein	320
798.	Der Wasserberg bei Rhodt	321
799.	Die Königshecke	322
800.	Der Teufelsberg	322
801.	Stiftung von Klingenmünster	323
802.	Kaiser Rudolfs Grabritt	324
803.	Richard Löwenherz auf dem Trifels	325
804.	Der Eingang	327
805.	Das Mädchen von Einöd	329
806.	Das Marienbild zu Gräfinthal	330
807.	Kaiserslautern	331
808.	Schloß Beutelstein	331
809.	Hildegard von Hohenecк	332
810.	Der Ritter vom Huneberg	334
811.	Der Schatz auf Diffbodenberg	335

		Seite
812.	Ernesti-Glück	337
813.	Die Geiskammer	339
814.	Die Rosentreppe	340
815.	Der Raub der Monstranz	341
816.	Die Brautfahrt	342
817.	Drei Züge	343
818.	Der Eberkopf	344
819.	Das Fräulein mit dem steinernen Herzen	345
820.	Der verwünschte Rehbock	346
821.	Die Mordkammer	347
822.	Die Silbergrube	347
823.	Die Erzgrube im Langenthal	348
824.	Der Schatz zu Rodenkirchen	348
825.	Der Schatz auf Hohenfels	349
826.	Das Königskreuz	350
827.	Kaiser Adolph's Tod	351
828.	Rosenthal	353
829.	Die Geisterschlacht bei Neuleiningen	353
830.	Der Hirt von Oggersheim	354
831.	Der Schäfertanz zu Rotenburg	356
832.	Heinrich Toppler	356
833.	Der Herren von Nortenberg Herkommen	358
834.	Der Hohenlohe Herkunft	359
835.	Der Kappenzipfel	359
836.	Der blaue Thurm in Rothenburg an der Tauber	360
837.	Das Steinkreuz	360
838.	Der Schlingenbach	361
839.	Das Herrgottskloster zu Nördlingen	361
840.	Der suchende Geist	362
841.	Die Kapelle in Trochtelfingen	363
842.	Der Graf von Pappenheim	369
843.	Geschichte und Sage von Gottfried Pappenheim	371
844.	Pappenheim bei Prag	371
845.	Das Lied vom Pappenheim	374
846.	Pappenheims Tod	376
847.	Das Kreuz auf dem Hesselberge	377
848.	Der Einsiedler Sola zu Solenhofen	379
849.	Das alte Haus bei Aicha	380
850.	Der St. Willibaldsbrunnen	381
851.	Die Geistermühle	382
852.	Kloster Marienstein bei Eichstädt	382
853.	Die heilige Walburgis	383
854.	Die Zufluchtsstätte der heiligen Walburgis	386
855.	Die Felsen-Jungfrau bei Weltenburg	389

		Seite
856.	Störche künden den dreißigjährigen Krieg an	392
857.	Maria von Brabant	392
858.	Lied von Enthauptung der Herzogin Maria von Bayern	395
859.	Mordfeld und Dietwieſe	396
860.	Der Grieche	396
861.	Die Roßdiab ſpeiſn	398
862.	's Herrgottsruaklöafterli	398
863.	Vater und Sohn	399
864.	Kirchenfrevel zu Lauingen	401
865.	Die goldene Windfahne	402
866.	Der Lilienſtengel	404
867.	Der ſchwäbiſche Herkules	406
868.	Die nächtliche Spinnerin zu Günzburg	407
869.	Schleierſtrafe zu Raunau	407
870.	Wahrzeichen zu Kirchheim	408
871.	Hungerbach bei Mindelheim	408
872.	Verſunkene Stadt	409
873.	Mindelheim durch einen Huſaren erobert	409
874.	Das Königsfeſt zu Memmingen	409
875.	Das heilige Heiligthum	411
876.	Baſilisk zu Memmingen	412
877.	Das Pferd in der Wiege	412
878.	Der Schlorkhans	413
879.	Was ma no ſait	414
880.	Herrn Jörgen ſingen	414
881.	Die Martinsgänſe	415
882.	Blutender Laib Brod	415
883.	Der Spielmann von Blonnhoven	415
884.	Die Jakobsbrüder	416
885.	Lieb Frauen Bild zu Peutingen	420
886.	Das Peſtmännlein	421
887.	Peſtfreithof bei Oberrammingen	424
888.	Der Jungfrauenbüchel bei Igling	425
889.	St. Walburga bei Kaufring	425
890.	Die Kirche des heiligen Leonhard in Kaufring	426
891.	Das Weſterholz	427
892.	Höhlung bei Sandau	428
893.	Stauffenberg oder Stoffensberg	429
894.	Pfettenberg bei Landsberg	430
895.	Der Teufel im Jeſuitencollegium zu Landsberg	430
896.	Der Burgſel bei Kaufring	431
897.	Das Holmännlein auf der Lechbrücke	432
898.	Das Lichtlein unter dem Apfelbaume	433
899.	Gunzenlech	433

		Seite
900.	Sagenhafte Erinnerungen aus Ortsnamen	434
901.	Sagen von Ortschaften, die vormals Städte gewesen	435
902.	Mariakapelle ob der Urtl bei Schmiehen	437
903.	Das weiße Pferd am Katzensteg	438
904.	Geburtsstätte des heiligen Grafen Rasso oder Ratho	438
905.	Das Klösterlein zu Graf-Rath an der Ammer	439
906.	Entstehung der Wallfahrtskirche in der Grünsiek bei Weßling	440
907.	Insel Wörth im Mayssee	441
908.	St. Ulrichs Kapelle bei Eresing	441
909.	Niederhofen	442
910.	Wigold zu Falkenstein	442
911.	Julius Cäsar	443
912.	Weilheimer Stückln	443
913.	Das Fräulein auf dem Osberg	445
914.	Der Ammersee	446
915.	Der Wallersee	446
916.	Der Teufelsgraben	446
917.	Die Teufelsmühl am Funtnsee	447
918.	Hungerthurm im Schliersee	448
919.	Burgfräulein auf Schreckenstein	448
920.	Maria vom Tannenbaum zu Högling	449
921.	Der Marelrainer und Schön Ameley	449
922.	Rosenheims Name	453
923.	Hainz von Stain der Wilde	454
924.	Schöneggard	455
925.	Sage vom Chiemsee	456
926.	Die Nonnen auf Frauenchiemsee	456
927.	Der Mönch	458
928.	Das Bergfräulein auf dem Karlstein	459
929.	Kinderl! friert's enk nit?	460

c

Druck von J. P. Himmer in Augsburg.